Deutsche Philologie.

# Johann Georg Jacobis dichterische Entwicklung

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde bei der Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Ursula Schober

aus Lissa i. P.

Breslau 1938

Druckerei Maslankowski, Inh. St. Maslankowski K.G., Breslau 1

Referent: Prof. Dr. Merker
Korreferent: Prof. Dr. Ranke

Examen rigorosum: 23. Juni 1936

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

R. UNIV
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die Arbeit erscheint gleichzeitig als Bd. 11 der Allgemeinen Reihe (A) der „Deutschkundlichen Arbeiten", Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau, Maruschke & Berendt Verlag, Breslau 1

**Gliederung.**

I. 1764—74. Halle und Halberstadt.
Anakreontik und Sentimentalität . S. 5—124

II. 1774—84. Düsseldorf.
Empfindung . . . . . S. 125—180

III. 1784—1814. Freiburg.
Reflexion , . . . . . S. 181—218

# I.

Eine eingehende Darstellung von Jacobis literarischer Tätigkeit fehlt bisher. Der Überblick über Leben und Poesie Jacobis, den Martin seiner Ausgabe von ungedruckten Briefen von und an Jacobi im Besitz der Universitäts-Bibliothek Freiburg voranstellt, bringt zwar alles Wesentliche, ist aber doch nur summarisch knapp. Dieser Bericht wird in einigen Punkten in Manthey-Zorns Dissertation über Jacobis „Iris" erweitert. Die Dissertation von Ransohoff ist eine dürftige, sachlich unvollkommene Betrachtung der Jugendwerke bis 1774. Ähnlich Martin gibt Pröhle Proben aus dem Jacobi-Nachlaß im Gleimhaus Halberstadt heraus, denen er eine Einleitung über die Frühzeit des Dichters voranschickt. In der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur (Bd. 20) veröffentlicht Martin Ergänzungen zu seiner Briefausgabe mit Stellen aus anderen zeitgenössischen Briefen und Zeitschriften. Scherer läßt einen Aufsatz über Jacobis Stellung in der Geschichte des naiven Ideals und über die Frauen in seiner Poesie folgen. Die übrige Literatur über Einzelabschnitte von Jacobis Werk ist bei den betr. Stellen dieser Arbeit angeführt.

Das erste Werk, mit dem der vierundzwanzigjährige Jacobi an die Öffentlichkeit tritt, sind die 1764 (in Düsseldorf) erschienenen **„Poetischen Versuche"**. Ein Bändchen von 70 Seiten vereinigt acht Lieder, die zum Teil einer bestimmten Gelegenheit zugedacht sind, ein in Prosa und Versen wechselndes Gedicht, ein Prosagedicht mit Refrain im „komisch-heroischen Geschmacke", eine Prosaerzählung nach der Bibel und eine weitschweifige Jamben-Übersetzung von Dantes Ugolino-Erzählung[1]). Nach den Worten der Vorrede veröffentlicht der Verfasser die Sammlung, um die Kritik herauszufordern, „von den Kunstrichtern zu wissen, ob ich weiter dichten soll, und in welcher Art von Gedichten sie glauben, daß ich am glücklichsten seyn würde". Ransohoff (S. 9) bemerkt mit Recht, daß jeder individuelle Zug, jedes Anzeichen dichterischer Begabung noch fehlen. Die Gedichte sind aus Bildungsreminiszenzen zusammengesetzt, mit gelehrter Mühsamkeit belastet, im Verstand konstruiert, ohne Gefühls- und Erlebnisinhalt. Der Dichter hat die Bekanntschaft mit der Anakreontik gemacht. Locker fügt er einzelne Züge aus ihrem Alltagsvorrat seinen langen Aufzählungen ein. Mythologische Gestalten, unplastisch und wesenlos, treten auf:

[1]) Sie ist die erste deutsche Übersetzung der Ugolino-Episode. (siehe Weilen, Alexander von: Einleitung zu Gerstenbergs „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" [Dt. Lit.-Denkm. d. 18. u. 19. Jh. 29. 30]. S. LVI.).

Grazien (1. 32)[2]), Huldgöttinnen (22) und Liebesgötter (32), Pan (1), Faun (1), Satyr (32), Najade (1), Nymphe (1). An die Schäferpoesie erinnern Hirten in der Hütte (8), an der Quelle (50), im Busch (22). Das Landleben wird glücklich gepriesen (4), weil es voll Unschuld (28) und Tugend (1.16) ist. In der niedrigen Hütte wohnt der fromme Hirt (8), im Palast der tyrannische Bösewicht (8). Die Liebe erfaßt Jacobi als dichterischen Begriff in der anakreontischen Färbung „sanfte Liebe" (22), „süße Triebe" (22), „süße Töne" (22), „heimliches Verlangen" (22), „allzumächtige Triebe" (22). Die Mütter sind dem anakreontischen Liebhaber ein Hindernis, sie dürfen nicht wissen, was er den Mädchen erzählt (32). Das Mädchen ist zur Freude geschaffen (28). Anakreontische Tändelei ist die Erzählung von der kleinen Schönen, die zur Liebe erwacht (43)[3]). Wie sein Vorgänger personifiziert Jacobi die Liebe: „siehst du die Liebe wohl, die an der Quelle liegt und schlafend noch bloß durch ihr Lächeln siegt?" (1); ebenso verpersönlicht er den Begriff der Freude: „die Freude hörst du dort auf lauten Hügeln lachen" (1); „ein Chor von Freuden tanzet um den jungen Tag" (28). Naturteile werden als unbeseelte Staffage eingefügt, enger mit dem übrigen Inhalt verknüpft nur in „Frühling" (50), wo die lachende Natur in Gegensatz zu dem Lieebeskummer des Menschen tritt. Jacobi nennt dieselben Motive wie seine Zeitgenossen: Lenz, Tal, Wiesen, Hain, West, Bach, Quelle, Hügel, ruhige Gefilde, Mond, Silberlicht, Nachtigall, Veilchen.

Alle diese Merkmale anakreontischer Dichtung stehen einzeln, unverbunden, wurzellos nebeneinander. Die anakreontischen Motive schweben ja in der Luft, der Dichter braucht sie nur aufzufangen. Jacobis Temperament kommt ihnen aber nicht entgegen. Die Grundlage seiner Jugendpoesie ist eher eine vom Elternhaus überkommene passive Frömmigkeit (s. Ransohoff S. 10). Nicht Leichtigkeit und Fröhlichkeit geben ihm Sicherheit im Leben, sondern das Bewußtsein der Frömmigkeit (4), Glaube an die Unsterblichkeit (4), Ehrfurcht vor der Gottheit ewigem Ratschluß (8). Der Tod schreckt ihn nicht, nicht weil er nach heiterem Lebensgenuß heiter sterben will, sondern weil er an Gott und ein ewiges Leben glaubt (4).

---

[2]) Die Ziffern bedeuten die Seite, auf der das Gedicht beginnt.

[3]) Es ist das einzige Gedicht Jacobis, das Ramler in seine „Lyrische Blumenlese" anakreontisch flüchtiger Tändeleien aufgenommen hat (Lpz. 1774—78. Bd. 2. Buch 6. S. 34). Es nähert sich am stärksten den poésies fugitives, wie sie in der Jacobi bekannten Anthologie françoise (1765) gesammelt sind. Dort steht im 3. Band (Nr. 12) ein ganz ähnliches, jedoch sinnlicheres. Jacobi erwähnt die Aufnahme seines Gedichts in Ramlers Anthologie in einem Brief an Gleim vom 9. März 1768 (Pröhle. S. 499), in dem er sich gegen die Ramlerschen Verbesserungen ereifert. Gleim antwortet darauf am 8. Mai: „. . . den schönsten Dank auch dem, der in die Sammlung es nahm, ganz verzeihen wollen wir ihm seine Verbesserungskrankheit, einen Jacobi lernt' ich durch das Liedchen kennen". (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 54.)

Wie der Inhalt zeigt auch der Stil noch keine ausgeprägte Eigenart. Er schwankt zwischen Pathetik (überwiegend in „Ode") und Empfindsamkeit (in „Der Weise", „Der Mond", „Noah"). Die Sätze häufen gleichwertige Glieder, Adverbien und Attribute, der Rhythmus klingt müde, weitläufig, eintönig, unpoetisch.

Das unreife Anfängerwerk hat in der Öffentlichkeit kein Aufsehen erregt. Nur die Allgemeine Deutsche Bibliothek[4]) erwähnt es als „ziemlich unvollkommen" und setzt hinzu: „Bloß ein Gedicht: An Doris S. 28 u. S. 43 Die kleine Schöne verdienen von den übrigen ausgesondert zu werden". Diese beiden Gedichte sind in der Tat poetischer, geschlossener als die anderen, sie kommen der Anakreontik in Leichtigkeit des Inhalts und der Form am nächsten.

Den Charakter der „Poetischen Versuche" trägt **„Der Tempel der Glückseligkeit"** von demselben Jahr 1764 (Mannheim. 19 S.), ein dem Bruder Friedrich Heinrich und seiner Braut gewidmetes Gedicht im Wechsel von Prosa und Versen. Es ist eine schwülstige Zeitdichtung, Tändelei einer in unplastischen Bildern spielenden Einbildungskraft. Jacobi entnimmt der französischen Gesellschaftspoesie die Form und die Vorstellung von Tempel[5]) und Hain als Aufenthalt der Tugenden und der Dichter. In Begleitung seiner Muse und der Begeisterung, „der Gespielin der Dichtkunst", geht er durch die mit zeitläufigen Requisiten aus Natur und Mythologie ausgestatteten Gefilde der schablonenhaft charakterisierten „reinen Wollust", niedern Wollust, Ehre, Adelsherkunft, Macht, Wissenschaft, Kunst, bis er die Glückseligkeit findet, die in den Idealen der empfindsamen Anakreontik — Zufriedenheit, „empfindungsvolle" Liebe, Freundschaft, Natur — besteht.

1765 erscheint unter dem Namen „J. G. J." ein dünnes Heft, betitelt **„Leander und Seline oder der Paradeplatz"**. Zwei Prosa-Gesänge erzählen die Liebesgeschichte eines Mädchens, das sich in einer ländlich schönen Gegend in einen schlafenden Jüngling verliebt, ihn durch Sprödigkeit verliert, im Kloster um ihn trauert und ihn durch Amors Hilfe wiederfindet. Die aus unzähligen Gedichten der Anakreontik bekannten Einzelzüge der Erzählung werden durch eine geschwätzige Prosa zerdehnt.

Die beiden Dichtungen sind nur in wenigen Drucken an die Öffentlichkeit gekommen. Einzig die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[6]) besprechen sie im Anschluß an die Rezension von Jacobis Hallenser Antritts-Abhandlung „Programma de lectione poetarum recentiorum . . ."[7]). Das erste Gedicht nennen sie eine

[4]) Bd. 11. 1770. St. 2. S. 169. Anm.

[5]) nach dem Pariser Temple, dem ursprünglichen Ordenshaus der Tempelritter, späteren Wohnhaus Chaulieus und Versammlungsort der Poeten seiner Zeit.

[6]) 1766. Nr. 33 vom 24. Apr. S. 262.

[7]) 1766. Die darin enthaltene mechanische Kunstlehre ist wissenschaftlich ebenso wertlos wie die Dissertation „Vindiciae Torquati Tassi" (1763), die in Klotzens oberflächlicher Manier antike und moderne Poesie zusammenbringt.

„in einer besonders sanften und Empfindungsvollen Poesie abgefaßte Schilderung", das zweite einen malerischen Vorwurf.

Erst die 1767 (Halle) erschienenen **„Romanzen aus dem Spanischen des Gongora"** machen die literarische Welt auf Jacobi aufmerksam. Es sind ziemlich freie Übersetzungen der Romanzen Gongoras[8]), die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften[9]) nennt sie „eine schöne Ungetreue", die vom Original weit entfernt sei. Jacobi verdankt die Anregung zu dieser Arbeit dem Freunde Gleim, der selbst Romanzen — allerdings mehr burlesken Charakters — gedichtet hatte[10]). Der Stoff mag ihn in zweifacher Hinsicht angezogen haben: durch seinen anakreontischen und seinen empfindsamen Charakter. Die anakreontischen Motive sind dieselben wie in der französischen und deutschen Anakreontik: Die Liebe ist der Lebensinhalt; die Geliebte, die auch Hirtin oder Nymphe genannt wird, ist schön; die Natur, besonders der Frühling, der West, die Blumen stehen in ihrem Dienst; der Dichter will, daß sie nicht spröde, aber auch nicht hartnäckig treu sei; sie soll lieben, solange sie jung ist; gegen ihre Widerspenstigkeit hilft ihm Amor, der kleine Gott mit den verbundenen Augen, dessen Pfeile die Herzen der Liebenden verwunden; zur Strafe wird Amor von einer Biene gestochen; in seinem Schmerz läuft er zur Mutter Venus; die schaumgeborene Göttin fährt in einem Wagen, den Tauben, die Vögel der Liebe, ziehen. Jacobis Vorliebe für die empfindungsbetonten Begriffe „Seufzer", „Sehnsucht", „Tränen", „Zärtlichkeit" kommen die anderen Motive der Romanzen entgegen: sanfter Zephir; seufzende Turteltaube; süße Schmerzen; der Galeerensklave schickt wehmütige Klagelieder, zärtliche Seufzer nach der verlorenen Geliebten; der kriegerische Araber mit der zarten Seele seufzt und weint um seine Schöne, so daß er den fremden Helden zu weichherziger Großmut rührt; der Fischer sieht voll Sehnsucht und Tränen nach der spröden Liebsten; ein anderer klagt so zärtlich sein Leid, daß alles die süße Mcaht der sanften Stimme fühlt; das verlassene Mädchen weint unaufhörlich und untröstlich; die kleine Chloris vergießt endlose Tränen in zärtlichem Andenken an den Geliebten. In der Vorrede zu den „Zärtlichen Romanzen" bekennt Jacobi selbst, daß ihm die Feinheit und Kleinheit der Gefühle und Ausdrücke so gefallen, „die feinsten Empfindungen, die gar nichts ausschweifendes haben, auf die simpleste Art ausgedrückt". Andere spanische Dichter wären ihm unangenehm, weil sie zu sehr bei dem Klang der Worte stehen blieben, „ohne genug in das Innere der Empfindungen hineinzugehen",

---

[8]) Luis de Gongora y Argote, 1561—1627. Über seine Werke s. Ticknor, Georg: Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Übers. von Nik. Heinr. Julius. Lpz. 1852 Bd. 2. S. 148 ff. 194.

[9]) Bd. 8. 1789. St. 2. S. 253 bei Besprechung von Velazquez: Geschichte der spanischen Dichtkunst, hrsg. von Dieze.

[10]) Über die Romanzen Gleims und seiner Zeitgenossen s. Klenze, Camillo von: Die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert. Diss. Marburg 1891.

weil sie in Gefühlen und Worten ins Übertriebene, Riesenförmige gerieten.

Die Kritik hat für die Romanzenübersetzung nur die Stimme des Lobes. Die Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen[11], begnügen sich mit einer bloßen Inhaltsangabe. Aber die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste[12]), die Allgemeine Deutsche Bibliothek[13]), die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[14]), die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[15]), die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen[16]) preisen den feinen Geschmack, die Sprachgewandheit, das poetische Gefühl des Verfassers. Uz äußert sich anerkennend[17]). Alle sprechen die Hoffnung aus, Jacobi möge das Werk fortsetzen, die versprochene Araucana-Übersetzung herausbringen und ein zweiter Meinhard werden[18]). Selbst Herder schreibt an Klotz[19]): „Muntern Sie doch . . . Ihren Freund Hrn. Prof. Jacobi zu seiner Übersetzung der Araucana auf". Jacobi hat auf die wiederholten Vorschläge hin — auch von Zachariä[20]) und Uz[21]) — auch daran gedacht, Meinhards „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter"[22]) fortzusetzen[23]), hat aber den Gedanken bald wieder aufgegeben.

Das nächste Jahr 1768 bringt die beiden in ihrer Zeit weit bekannten und umstrittenen Briefsammlungen. In den **„Briefen von Herrn Georg Jacobi"** (Berlin 1768) sind auf 102 Seiten mit Versen untermischte Prosabriefe und Gedichte an Gleim, eine

---

[11]) Th. 2. 1767. St. 42 vom 28. Mai. S. 334 ff.
[12]) Bd. 5. 1767. St. 2. S. 352 ff.
[13]) Bd 7. 1768. St. 1. S. 284.
[14]) 1767. St. 85 vom 23. Okt. S. 707.
[15]) 1767. Nr. 48 vom 15. Juni S. 383.
[16]) Bd. 1. 1768. St. 36. 37 vom 24. u. 26. März.
[17]) Schüddekopf. S. 377. Uz an Gleim am 2. Nov. 1767.
[18]) Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 1. 1767. St. 2. S. 1 ff.
[19]) Briefe deutscher Gelehrter Bd. 2. S. 96; auch abgedr. in: Martin-Scherer. S. 326. Über die Hagensche Sammlung der Briefe an Klotz schreibt Jacobi am 11. Nov. 1772 an Gleim: „Es mögen von mir hübsche Sächelchen darinn stehen; zumal von denen Zeiten her, als ich gesprungene Deckel von Theetöpfen besang" (Poetische Versuche. S. 45). (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.)
[20]) Pröhle S. 492. Brief Jacobis vom 6. Dez. 1767: „Zugleich bittet er (Zachariä) mich, im Verlage des Waisenhauses Meinhards Versuche fortzusetzen, und zwar unter eben den Bedingungen, die jener gemacht hätte. Wir wollen noch, liebster Freund, darüber reden. Für's erst gebe ich keine gewisse Entschließung von mir." Zachariä wiederholt seine Aufforderung in einem Brief vom 4. Mai 1768 (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VI).
[21]) Den Vorschlag von Seiten Uz' teilt Gleim Jacobi am 29. Sept. 1767 mit (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 54).
[22]) erschienen Braunschweig 1763—64. Über Meinhard s. Wagner, Hedwig: Tasso daheim und in Deutschland. Bln. 1905. S. 120. 125 ff.
[23]) s. o. Anm. 20.

Versepistel an Uz und eine Reihe kleiner anakreontischer Lieder gesammelt. In drei Fällen ist Gleims Antwort eingeschoben.

Jacobi erscheint hier ganz als Anakreontiker, gebunden an die Franzosen und Gleim. Auf den französischen, namentlich Gressetschen Einfluß macht Ransohoff S. 12 aufmerksam. Gleimisch sind die schwärmerischen Äußerungen der unmännlichen Freundschaftsseligkeit. Gleim ist von diesem Werk seines leicht zu beeinflussenden Freundes ganz hingerissen. Er nennt Jacobi „unsern Gresset", „unsern Chaulieu"[24]). Den Vergleich findet auch die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften[25]): „Er hat mit ihnen das freudige Empfinden, das sanfte Gefühl der unschuldigen Wollust, die artige Sprache und den guten Ton gemein". Den Namen des „deutschen Gresset" gibt ihm sein Bruder bei Besprechung der Versbriefe an Gleim[26]). Die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[27]) rufen sogar in Bezug auf den Reisebrief (S. 12) aus: „Hier ist mehr als La Chapelle!" Jacobi hat zwar von Chapelle die Briefform des genre mêlé, den Wechsel von Prosa und Versen[28]), der weder durch den Inhalt noch durch die Stimmung motiviert ist, und das Thema der Beschreibung einer ereignislosen Reise. Aber dessen spielerische Leichtigkeit ist abgeschwächt zu blasser Bewegtheit, dessen Üppigkeit zu Farblosigkeit, dessen sprühender Witz zu dünnen Einfällen.

Die einzelnen Motive sind Allgemeingut der Anakreontiker: die Reize eines ganz jungen Mädchen wirken bsonders anziehend (S. 20. 29); das geliebte Mädchen wird beim Schlafen (28) und beim

[24]) Jenaische Zeitungen von gelehrten Sachen. 1768. St. 29 vom 8. Apr. S. 242.

[25]) Bd. 2. 1768. St. 5. S. 1 ff.

[26]) Originalbrief auf der Univ.-Bibl. Freiburg (Hs 431, c. IX, 3) vom 16. Apr. 1768.

[27]) s. o.

[28]) In einem Brief vom 16. März 1768 (Pröhle S. 500) schreibt Jacobi selbst über die „Poetische Prosa": „Überhaupt sind die Grenzen der erhabenen Prosa und der Poesie in unserer Sprache so schwach bezeichnet, daß man sie leicht übersehen, und von dem einen in das andere übergehen kan. Insonderheit finde ich dieses bey Schilderungen. Das Colorit wird unter den Händen eines Schriftstellers von lebhafter Einbildungskraft zu stark, zu feurig. Gefährlich ist es für einen Dichter, in Prosa über solche Gegenstände zu schreiben, die des Schmuckes der Poesie fähig sind. Er hat seinen ihm eigenen Gesichtspunct, aus diesem sieht er alles an, und seine Seele, zur Begeisterung gebohren, empfängt den Eindruck zu stark, um darüber in der gewöhnlichen Sprache des Menschen zu reden. Vergebens läßt er sich zur Prosa hernieder! So nimmt eine Göttin die Gestalt einer Sterblichen an, ihre Lippen sind wie die unsern gebildet; aber die Sprache des Olymps kan sie nicht völlig verleugnen." Wieland verteidigt das Formgemisch (Ausgew. Briefe. Brief an Jacobi vom 15. Nov. 1770. Bd. 3. S. 14): „Ich liebe die Vermischung von Prosa und Versen. Sie scheint mir der Natur näher zu kommen, in erzählenden Gedichten, welche nicht in die heroische Klasse gehören, als lauter Verse, — man kann mehr Mannigfaltigkeit, mehr Musik hineinbringen, als bey einerley Versart; und man hat den Vortheil, nur das in Versen zu sagen, was wirklich in Versen gesagt zu werden verdient." Über das genre mêlé s. auch Ransohoff S. 13 ff.

Erwachen (23. 29) mit sinnlichem Wohlgefallen beobachtet; es ist reizvoll verschleiert (23. 29. 35), einer Grazie gleich (22); die Mutter bewacht die Geliebte (25. 29); Liebesgötter werden von Nymphen geneckt (37); Liebesgötter, Satyrn, Sylvane tummeln sich bei der Weinlese (43); Amor steht in engster Beziehung zu den Menschen (22. 33. 38); der Geistliche wird verachtet (14).

Das mythologische Element ist noch nicht so stark wie in den späteren Briefen. Amor erscheint am häufigsten, in verschiedenen Situationen, vermenschlicht, vertraut.

Von anderen Gefühlen als den künstlich gesteigerten für den Freund ist in den Briefen nichts zu merken. Selbstempfundene Liebe zu dem anderen Geschlecht, zu Gott, zur Natur spielen noch keine Rolle. Die Briefe wirken unpersönlich, verstandesmäßig komponiert. Das zeigt sich auch in der Auffassung von der Kunst. Erlebnis und Gefühl werden noch nicht als Grundlage der Poesie empfunden: „Der Anblick (des Schiffes mit Mädchen) war ganz artig, und ich weiß nicht, warum mir dabei keine Verse einfielen" (20); „Ganz gleichgültig müssen sie (die Schönen) mir nicht werden, denn von diesen Geschöpfchen lassen gar zu artige Dinge sich sagen" (21).

Der Prosastil ist noch blaß, unausgebildet. Kräftige Farben, Bilder, Bewegungen fehlen. Die Ausdrücke sind schwach und uncharakteristisch: er empfindet für den Freund „Erkenntlichkeit" (12); die Verwandte des Freundes ist ihm eine „angenehme Erscheinung" (13); die Spiegelberge, die von dem Domdechanten von Spiegel in Halberstadt geschaffenen Parkanlagen, nennt er „angenehm" (13); den Anblick des mit Mädchen besetzten Schiffes „ganz artig" (20. Die später aufdringliche Bevorzugung von Diminutiven macht sich schon bemerkbar, „klein", „zart", niedlich", „zärtlich", „artig", „allerliebst", „sanft' sind die Beiwörter.

Über die im Anhang beigegebenen Lieder in anakreontischer Manier s. später bei Besprechung der Werke 1770. Bd. 1. Das beste dieser Gedichte, auch von den Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[29]) als solches anerkannt, ist „Die Vestale". Es ist am straffsten zusammengefaßt, steigt in einer Linie zu dem pointierten Schluß.

F. H. Jacobi ist von den „allerliebsten Gedichtgen" begeistert[30]); „Mit Entzücken habe ich sie gelesen, alle Tage wieder gelesen, und immer mit neuem Vergnügen, mit neuer Bewundrung". Die Bibliothek der schönen Wissenschaften[31]) lobt die Lieder in übertriebenen Ausdrücken. Gleim urteilt[32]): „Würcklich geschriebene Briefe sind es, man sieht es ihnen an, den Thon der Wahrheit höret man in jeder Silbe, so sehr unterscheiden sich diese Briefe von den erdichteten Briefen, die in unseren Lehrbüchern

[29]) Th. 3. 1768 St. 28 vom 7. Apr. S. 220.
[30]) Brief vom 16. Apr. 1768 auf der Univ.-Bibl. Freiburg Hs 431, c. IX, 3.
[31]) Bd. 2. 1768. St. 5. S. 1 ff.
[32]) Brief vom 28. Apr. 1768 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 54.

als Muster angeführt werden". Auf der Gefühlsbasis der Briefe steht die Kritik in den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[33]): „Ihre Sprache ist der reine Ausdruck der Natur, und der zärtlichsten Empfindungen, wovon jeder Leser, der für ein sanftes Gefühl gebildet ist, hingerissen werden muß, sie zu lieben, und die Harmonie solcher Geister für das süßeste Glück zu schätzen, das nur irgend von Menschen genossen werden kann. Ein aufgeweckter und gefälliger Ton, so wie ihn Freude und Zufriedenheit angeben; ein leichter Scherz, aus der Quelle des reinen Witzes geschöpft; ein schalkhafter Spott, den die Mine der Unschuld, die er hat, verschönert; kleine anmuthige Erzählungen, die immer unterhaltend und interessant bleiben; seine Empfindungen und Wendungen mit einem edlen Ausdruck verbunden . . ." Klopstock antwortet nur kurz auf Gleims Anfrage[34]): „von Jacobi kenne ich noch nichts, als die Briefe und was ich in den Journalen und Zeitungen von ihm finde. Er versteht die Sprache und hat Geschmack, aber noch zu viel fremde Bildung". Nach einer Mitteilung Jacobis an Gleim verwirft Klotz die Briefe und Gedichte[35]): „Die Vestale, sagt H. Klotz, gefiel ihm am besten; das Halorenmädchen wäre ganz unedel, unpoetisch, es hätte wegbleiben sollen; den Amor, das Gedicht, welches sich schließt: „So geht er, wenn nach strafbaren Küssen der Unschuld späte Thränen fließen", verstünd er gar nicht, er wüßt nicht, was es seyn sollte, und die Reise . . . wäre monotisch. Dies war sein Tadel, den auch nicht das kleinste Lob begleitete."

Die **„Briefe von den Herren Gleim und Jacobi"** (Berlin 1768)[36]) erscheinen kurze Zeit nach den Briefen von Jacobi in einem Band von der dreifachen Stärke der ersten Sammlung. Im Stoff und im poeetischen Charakter sind sich die beiden Bände gleich. Der positive Inhalt ist gering. Die Freunde erzählen in breiter Geschwätzigkeit von alltäglichen Vorfällen, tändeln von Mädchen und Amors, bewundern ihre Werke, und vor allem überbieten sie sich in unempfundenen Herzensergießungen und weibischen Liebesbeteuerungen. Die Wirklichkeit des Lebens wird zugunsten der Fiktion aufgehoben, eine bewegliche, nachlässige, abschweifende Einbildungskraft ist am Werk. Die spielende Phantasie wählt die regellose, graziöse Form des Prosa und Verse vermischenden genre mêlé.

---

[33]) 1768. Nr. 43 vom 30. Mai. S. 345.

[34]) Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel. Hrsg. von Klamer Schmidt. Halberstadt. 1810. Bd. 2. S. 233. 7. Sept. 1769.

[35]) Brief vom 29. März 1768 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51.

[36]) Einen Teil der Originalbriefe Gleims besitzt die Freiburger Univ.-Bibl.; dazu eine Anzahl ungedruckter Briefe Gleims desselben Inhalts unter Hs 431, c. I. 3 der Originalbriefe vom 2. Nov., 16 Nov. und 4. Dez. 1767 sind im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs Weimar, der vom 5. Dez. 1767 im Stadtarchiv Freiburg. Die Originalbriefe Jacobs bewahrt das Gleimhaus Halberstadt in Arch.-Nr. 51.

Die Briefe sind der vollkommene Ausdruck des Zeitalters der Sentimentalität[37]). Der Sentimentale schwelgt im Beobachten der eigenen Seele, im Sich-fühlen und in der schwärmerischen Offenherzigkeit gegen den Nächsten. Aus der Frauenauffassung der Anakreontik heraus, für die Liebe Sinnlichkeit bedeutet, muß der sentimentale Anakreontiker die Freundschaft über die Liebe stellen, die Sentimentalität führt zur Männerfreundschaft. Der Sentimentale kennt keine Schranke für sein vertrauensvoll sich öffnendes Gemüt, er läßt den nahen Freund wie den unbekannten Fremden in seine Seele sehen. Die Briefe Gleims und Jacobis sind von Anfang an für das Publikum geschrieben, für den Druck bestimmt, trotz der gegenteiligen Versicherung in dem fiktiven Vorbericht. Das geht vor allem aus den nicht mit gedruckten Stellen der Originalbriefe hervor. Die Tändelei in den Briefen überdeckt jede zuweilen vielleicht wirklich empfundene Zärtlichkeit.

Über das bei Ransohoff S. 13 ff. Gesagte hinaus möchte ich auf den Unterschied zwischen den Briefen der beiden Verfasser aufmerksam machen. Wenn auch Gehalt und Stil bei beiden gleich sind, merkt man doch die verschiedene Wesensart, aus der heraus die Briefe geschrieben wurden. Gleim, älter und nüchterner, hat sich zwanghaft in die weichliche, süße Manier hineingedacht. Seine Liebesbeteuerungen wirken gekünstelter, absichtlicher als die Jacobis. Diesem empfindsamen Jüngling fließen die unmännlichen Worte leichter von den Lippen, er ist weiblicher, beschwingter, die Empfindsamkeit bei ihm wesensechter. Dementsprechend verwendet er im Stil die kleinen, abgeschwächten Formen viel häufiger als Gleim. Auch das mythologische Schmuckwerk tritt stärker als bei dem trockeneren Gleim auf.

Den Briefen sind einige Gedichte Jacobis eingestreut, die ganz in seine anakreontische Anfangspoesie gehören. Bis auf das an die Karschin (S. 334)[38]), in dem er sich zur anakreontischen Dichteranschauung bekennt, hat er sie in den späteren Sammlungen weggelassen. Sie sind anakreontisch in der leichten Manier, dem unpersönlichen Eindruck, in den Themen — Mädchenlob, Liebesreiz, Liebessehnsucht —, in den einzelnen Motiven. Näheres s. bei Besprechung des 1. Bandes der Werke von 1770.

Die Briefe fordern eine rege Kritik heraus, Zustimmung und Ablehnung halten sich die Waage. Die Stelle aus der Rezension

[37]) Über die Brief-Literatur der Zeit s. Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Bln. 1889—91. T. 2. S. 245 ff.

[38]) Gleim lobt es in einem Versbrief vom 14. März 1768 (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 54). Ende 1770 lernt Jacobi die Karschin persönlich kennen, als er Gleim auf der Berliner Reise begleitet. (Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Hrsg. von Karl Schüddekopf. Weimar 1894—95. [Quellenschriften zur neueren dt. Lit.- u. Geistesgesch. 2. 4.]. Bd. 1. S. 11.). Briefverkehr hat schon vorher bestanden, so ist ein Brief der Karschin vom 29. Juli 1769 erhalten (Goethe-Schiller-Archiv Weimar), in dem sie Jacobi im Stil des genre mêlé um die Winterreise bittet. Die Iris Bd. 4 (S. 49) bringt noch zwei Briefe von ihr an Jacobi vom Aug. 1775.

der Hallischen Bibliothek, die Ransohoff S. 29 anführt, findet sich im 5. St. des 2. Bandes von 1768 S. 1 ff. (mit „F." = Klotz unterzeichnet)[39]). Jacobi bekommt ein Sonderlob: „Wenn Jacobi an seinen Gleim schreibt, so ist sein Stil so edel, sein Ausdruck so gewählt, seine Verse sind mit einer so liebenswürdigen Sorgfalt, die zugleich der angenehmsten Nachlässigkeit Platz läßt, verfertigt, daß es scheint, als ob er an das Publikum schriebe." Kritiklos gelobt werden die Briefe in den Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[40]), in den Leipziger Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[41]) und in den Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[42]), wo sie zur Geschmackserziehung für Frauenzimmer empfohlen werden. Sogar Gerstenberg zeigt die beiden Briefsammlungen in der Hamburgischen Neuen Zeitung[43]) rühmend an: „Unsre Sprache kann sich noch keiner solchen Sammlung von gedruckten Briefen und allerliebsten Gedichten rühmen. Herr Jacobi zeigt sich, wie ihn Gleim mit Recht bezeichnet, als unsern Chaulieu, und unsern Gresset. Und Gleim . . . Der letzte schreibt simpel, naiv und reizend, wie ein Grieche, der andre ist reich an Erfindungen, lieblichen Bildern, . . . wenig correct, witzig und jugendlich". Uz[44]) bricht in Begeisterung über das „reizende Buch" aus, das er „mehr verschlungen als gelesen" habe. „Für Jacobi ist ein vortreffliches Genie. Die lebhafte Einbildungskraft, die reitzenden Bilder und die glückliche Leichtigkeit berechtigen ihn zu dem Nahmen eines deutschen Gressets, den Sie ihm mit Recht und nicht bloß aus Freundschaft geben . . ." „Aber," wendet er ein, „was werden die Schweitzer dazu sagen? Wiederum ein sardanapalisches Buch, wo von Mädchen und Küssen und Wein und Liebe geredet und gesungen wird, wo man auf allen Blättern die heidnischen Götzen, aber nichts von heiligen Patriarchen antrift! Fürchten Sie nicht, daß Sie mit Ihrem Jacobi, eine Stelle in dem Archiv der Schweitzerischen Kritik, oder doch in einer Schweitzerischen Vorrede, bekommen werden?"[45]) Nach einem Brief Gleims an Jacobi vom 23. Juni 1768[46]) soll Weiße die Briefe eine „unterhaltende Lektüre" genannt haben, weil der „wahre Geist des Anakreon . . . Chaulieu und Gresset" auf ihnen ruhe. —

---

[39]) abgedr. bei Körte S. 506 f.

[40]) Th. 3. St. 41. vom 23. Mai. S. 327.

[41]) 1768. Nr. 47. vom 13. Juni. S. 375.

[42]) 1768. St. 53 vom 1. Juli. S. 446.

[43]) 1768. St. 99 vom 23. Juni. Neudruck S. 63.

[44]) Schüddekopf S. 382. Uz an Gleim am 28. Juni 1768. Ders Brief z. T. bei Körte S. 158 Am 13. Sept. d. J. nennt Uz Jacobis „Sachen" „geistreich" und „schön".

[45]) In dem einzigen Bändchen von Bodmers „Archiv der schweitzerischen Kritick" (Zürich 1768) werden die Briefe und der Name Jacobi nicht genannt.

[46]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51.

Die nüchterne Karschin[47]) dagegen ist betroffen von einer „Liebe, die seit dem Untergang des griechischen und römischen Glanzes nicht mehr gebräuchlich gewesen ist. Diese Liebe bestehet in einer genauen Geistervereinigung, aber es werden zu viele Küsse dabei ausgetheilt, als daß sie der Verläumdung, dem Argwohn und dem Gespött entgehen könnte. . . . Überhaupt dünkt mich, hätte vieles in den Briefen wegbleiben können. Bei dem, was wirklich gut daran ist, berauben die Verfasser den Leser und Kunstrichter des Vergnügens, zu loben, weil sie selbst einander, vor den Augen und Ohren des Publicums, so hitzig und so unaufhörlich loben." Das „Götterleben", die „Enthusiasterey" der sich ständig küssenden Freunde scheinen ihr lächerlich[48]). Sogar Wieland macht sich über die Briefe lustig, er zielt aber nur auf Gleim:[49]) „Wir egayirten uns (bei La Roche) nicht wenig auf Unkosten des guten Gleims, und der süßlichten Briefchen, die er an sein Jacobitchen tändelt, und der Amors und Mädchen, die er allenthalben sieht, und alles dessen etc. etc. In der That ist mir's leid, für Jacobitchen: denn Gleim wird ihm nachtheilig seyn." Hippel lehnt die Briefe kurz ab[50]), am 5. Juli 1769 schreibt er an Scheffner: „Sie finden die Briefe des Herrn Jacobi an Gleim, und des Herrn Gleim an Jacobi naiv und schön, ich finde das nicht; . . ." Und im August d. Js. an den selben: „Haben Sie im Ernst das Jacobitchen und das Gleimichen in Ihrem Briefe, gegen Kanter gelobt?" Ähnlich drückt Klopstock sich gegenüber Cäcilie Ambrosius aus[51]): „Und die Briefe von Gleim und Jacobi haben Ihnen so sehr gefallen? Diese vielen Tändeleyen gefallen Ihnen doch nicht in allem Ernste?" Den Vorwurf der Monotonie macht neben der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften[52]) auch die Allgemeine Deutsche Bibliothek[53]). Dem sachlichen Nicolai muß das süßliche Getändel zuwider sein. Am 14. August 1768 schreibt er an Herder[54]): „Haben Sie Gleim's und Jacobi's Briefe gelesen? Und sind Ihnen

[47]) Brief vom 18. Juli 1768 in: Körte S. 157 f.; auch in: Schmidt, Julian: Geeschichte des geistigen Lebens in Deutschland. Bd. 2. S. 387. und Hausmann, Elisabeth: Die Karschin. Leben in Briefen. Frkft. 1933. S. 232.

[48]) Pröhle, Heinrich: Aus dem handschriftlichen Briefwechsel zwischen der Karschin, Gleim und Uz (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde, Jg. 12. 1875). S. 708.

[49]) Wieland: Ausw. denkw. Briefe. Bd. 1. S. 229. Brief an Riedel vom 15. Dez. 1768.

[50]) Hippel, Theodor Gottlieb von: Sämtliche Werke. Bd. 13. 14: Briefe. Bln. 1838—39. Brief Nr. 28. 31.

[51]) Briefe von und an Klopstock. Hrsg. von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867. S. 209. Noch im Apr. 1774 berichtet Voss von Klopstocks Meinung über Jacobi an Brückner: „Über Jacobi lacht er." (Voß: Briefe. Bd. 1. S. 160.) s. Martin S. 27. Anm. 21.

[52]) Bd. 2. 1768. St. 5. S. 1 ff.

[53]) Bd. 10. 1769. St. 1. S. 189; z. T. abgedr. in: Körte S. 508 f. Gleim nennt den Verfasser dieser Rezension einen „Esel", „Dummkopf" und „Bösewicht" (Brief vom 13. Dez. 1769 in der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I).

[54]) Von und an Herder. Bd. 1. S. 4. Anm.

die darin enthaltenen Tändeleien ausstehlich? Hier wollen sie niemanden gefallen, ungeachtet einige ziemlich artige Gedichtchen mit unterlaufen. Aber das ewige Getändel ist 30 Bogen lang nicht auszuhalten." Herders Kritische Wälder brechen den Stab über die „überschwemmt zärtlichen und eklen" Briefe. In Bezug auf die Briefe von Jacobi urteilt er[55]): „Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Apstractum dieses Begriffes in Allegorischer Gestalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! Die Reinheit eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der mythologische Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine Metaphysische Maske ist euer Gesang. Alsdenn z. E. sind die Jacobischen Tändeleien von Einem Amor, von diesem und jenem Amor, vom Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verschwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt; jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird; jetzt wie ein fliegendes Zucken in der Haut wiederkommt; fade." Die Briefe von Gleim und Jacobi meint er, wenn er spottet[56]): „Die Liebesbegebenheiten ihrer (der Griechen) Götter und Göttinnen, das ganze Gefolge der Venus, der Gratien und Amors, hundert schöne und unterhaltende Anekdoten aus der Mythologie der Liebe, gaben ihrer Sprache der Liebe eine Süßigkeit, und eine Würde, die unsere Zeit nur zu oft nachahmt, um — lächerlich zu werden. Wenn in unsern Elegien und Oden der Amor mit seinen Pfeilen umherflattert, wenn man den Griechen und Römern eine ganze Nomenklatur von Liebesausdrücken abgeborget hat, und diese endlich sogar in Briefe zwischen Mannspersonen ausschüttet: so verliert sich das Spielwerk von der Würde, ich will nicht sagen, einer Heldenseele, sondern nur des gesunden Verstandes völlig ab, und wird fader Unsinn." Für Herders Feingefühl sind „diese Fasern des Herzens und der Freundschaft", die „doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen . . . keinen Grad minder abscheulich als alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken"[57]). Jacobi faßt in eitler Blindheit Herders Verurteilung ganz falsch auf, wie aus seinem Brief an Gleim hervorgeht[58]): „Was sagen Sie zu Herder's Wäldchen? Ich finde zu viel Galle, und oft Unbescheidenheit darin. Merkten Sie auf die Stelle der Jacobi'schen Tändeleyen? Ich habe sie nicht anders als vorteilhaft für mich auslegen können." — Den unveränderten Abdruck der beiden Briefsammlungen von 1778 zeigt die Allgemeine Deutsche Bibliothek[59]) an mit der ironischen Bemerkung: „Sollten die Verfasser gar nichts darin zu verbessern gefunden haben?"

---

[55]) Suphan, Bd. 3. S. 268.

[56]) ebda S. 35.

[57]) Brief an Merck vom 15. Sept. 1771 in: Briefe an und von Merck. S. 32.

[58]) Brief vom 11. Apr. 1769 aus Düsseldorf, abgedr. in: Pröhle S. 519.

[59]) Bd. 35. 1778. St. 2. S. 508.

Das Bild von dem Anakreontiker Jacobi zeichnen neben den Briefen **die „Briefe“ und „Lieder“ genannten Gedichte des ersten Bandes der Sämtlichen Werke** von 1770. (Halberstadt. Bd. 1—3. 1770—74).

Die Themen und die einzelnen Motive dieser Gedichte kommen aus der anakreontischen Welt[60]). Wie die französische und deutsche Anakreontik vor und neben ihm charakterisiert Jacobi seine Dichtung selbst. Schon in den „Briefen von Gleim und Jacobi“ spricht er über sein Dichten und läßt erkennen, daß nicht Gefühl und Erlebnis die Triebfedern seines poetischen Schaffens sind, sondern „Einbildungskraft“, Absicht. Brief 31: „Die Erfindung macht bei meinen Gedichten mir das größte Vergnügen ... Ich muß mir selbst ein Ideal entwerfen und nach diesem arbeiten“; Brief 38: „Ganz Empfindung bin ich, ganz Entzücken. Mein Herz ist zu voll, um die Einbildungskraft arbeiten zu lassen . . . Nicht ruhig genug bin ich, um zu dichten . . . Meine Liederchen verlangen ein vergnügtes Herz“; Brief 48: „Wie will ich mich freuen, wenn ich in Halberstadt wieder etwas Artiges zu sehen bekomme! Da sollen auf drey Monate Ideen gesamlet werden“. Seine Lieder sollen den französischen Vorbildern folgen, die „mehr liebenswürdig als gelehrt für Mädchen nur und Freunde schrieben“ (3)[61]). Schnell und mühelos geschrieben[62]), sollen sie den Geist entzücken, in trüben Tagen beglücken (3), den Gang durchs Leben erleichtern (58), sanfte Weisheit lehren (3. 18. 52). Er betont die Kleinheit und Bescheidenheit seiner Dichtung„ nennt sich den „kleinen Sänger kleiner Lieder“ und bekennt: „Ach! zu bezauberndem Gesang ist Feuer nicht in meinem Busen, nur die gefälligste der Musen hört dieser Flöte leichten Klang“ (52).

Er übernimmt den leichten Optimismus der Anakreontik, die mit zierlicher Vergnüglichkeit der Zeitstimmung Ausdruck gibt. „O, laß, beim Klange süßer Lieder uns lächelnd durch das Leben gehn“ (114)[63]). Auch die trüben Tage haben ihre Freuden (18), und auch die „allerkleinsten Spiele der jungen Freude“ sind ihm heilig (52). Eulenschreie hört er lieber als Lieder von Dichtern, die nur Unglück sehen (81) und ohne Anlaß und Genie den schwermütigen Young nachahmen (58). Der Tod hat für dieses weltfreudige Diesseitsgefühl keine Bedeutung: „Bekränzt kommt er hernieder von Grazien, der letzte Tag; umarmet singen wir ihm

[60]) Eine Zusammenstellung anakreontischer Motive s. bei Ausfeld, Friedrich: Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1907. (Quellen und Forschungen z. Sprach- u. Kulturgesch. d. germ. Völker. 101.)

[61]) Die Ziffern bedeuten die Seitenzahl des Gedichtanfanges.

[62]) In einem Brief an Gleim vom 12. Dez. 1767 (Pröhle S.494) gibt er zu: „Wenn ich in Einer Sache eine Ähnlichkeit mit Chaulieu und Gresset habe, so ist es in der außerordentlichen Trägheit, meine Gedichte zu feilen.“

[63]) nach Gruber Th. 4. S. 4 sind diese Worte in Ettersburg auf einem Bergrücken bei Weimar in eine Steinplatte gehauen.

Lieder . . ." (13). Wir sterben lächelnd (114) und pflücken selbst auf Gräbern noch Rosen (58).

Das anakreontische Synonym „Wollust" für Freude kennt Jacobi auch (81).

Zur Lebensfreude gehört der Wein, der im Gegensatz zu den andern Aanakreontikern bei Jacobi nur eine sehr kleine Rolle spielt. Mehr liebt er die Lieder. Sie mildern Kummer (81), bekehren spröde Mädchen (5), „beim Klange süßer Lieder" will er „lächelnd durchs Leben gehen" (114) und unter Liedern sterben (3).

Sorglosigkeit und Scherz finden ihre Rechtfertigung in der Weisheit, der horazischen Lebenseinstellung, der die Anakreontiker Treue schwören (25). Sie „ist lauter Harmonie, glüht oft von edlem Feuer, oft aber scherzet sie. Sie weiß in kleinen Bildern uns lächelnd das zu schildern, was hundert Toren quält; sie lehrt uns, wenn wir klagen, daß selbst den trüben Tagen nicht alle Freude fehlt" (18). Die sanfte Weisheit (52), die hohe Weisheit ist die Gespielin Cytheres (52).

In der Mythologie ist Jacobi wohl bewandert. Überall fügt er mythologische Wesen ein — viel häufiger als Gleim und die anderen Dichtergenossen. Am häufigsten erscheinen die Liebesgötter, die Gehilfen Amors (203), die kleinen Heere der lächelnden Cythere (189)[64]), der Huldgöttinnen Rächer (107). Sie sind holde Knaben mit kleinen Flügeln und goldenem Haar (203), wohnen auf dem Helikon (3), im Hain (186), tanzen und singen (203), schießen mit dem Silberbogen oder aus goldenem Köcher aus unsichtbaren Büschen (52). Sie dienen dem Dichter, indem sie ihm Eis zum Wein bringen (3) oder den Zobel vom Busen der Geliebten entwenden (189). Die Grazien heißen auch Pierinnen (14. 40), Charitinnen (18. 40), Huldgöttinnen (13. 40. 186). Sie halten Freundschaft mit den schönen Mädchen (116), kleiden sie in verräterische Tracht (110), schmücken sie (94) mit Kränzen (58). Sie wiegen den Amor (73), begleiten die Musen oder Venus (181) als ihre losen Töchter (107) oder als „der Cypris Kammermädchen" (18). In einer vertieften Auffassung werden sie zu Trägern inneren Eigenschaften: als verkörperte Unbeschwertheit bekränzen sie den letzten Tag (13); sie weben das heilige Gewand der Schönheit (110); die Weisheit wird eine sanfte Huldgöttin genannt (18). Venus, auch Cythere (40. 161. 186. 189. 213)[65]), Cypria

[64]) „An die Liebesgötter" abgedr. in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 2. 1768. St. 8. S. 654. Boie lobt es als „niedliches Gedichtchen" in einem Brief an Gleim vom 8. Dez. 1767. (Pawel S. 365.)

[65]) Als „Dichter der Cythere" wird Jacobi bei seiner Göttinger Reise im Herbst 1770 von Kästner in einem Epigramm gefeiert. Es ist abgedr. in: Kästner, Abraham Gotthelf: Ges. poetische u. prosaische schönwissenschaftliche Werke. Bln. 1841. Th. 1. S. 30; auch in Kästner: Vermischte Schriften. 3. Aufl. Altenburg 1783. T. 2 S. 466 und in: Göttinger Musenalmanach. 1771. S. 73. Jacobi berichtet darüber an Klotz (Briefe deutscher Gelehrten Th. 1. S. 182).

(18. 40. 189), Paphia (189), fährt in einem taubenbespannten Wagen, vom Zephir getragen 197). In „Venus im Bade" (186) verbirgt sich die Geliebte in der poetisch gehobenen Gestalt der Göttin. Ihr Sohn ist Amor (40. 197. 221), den Jacobi sehr oft anbringt, weniger körperlich lebendig und weniger persönlich als die anderen Anakreontiker. Die Bilder, in die er ihn einsetzt, hat er z. T. aus der französischen Anakreontik — Amor kommt zu Hilfe, die Geliebte zu bekehren (203), oder er wird zu Hilfe gerufen (183), er wird schlafend gefunden (203 — z. T., wie auch andere mythologische Bildchen, von den Gemmen der Lippertschen Sammlung[66]), wie er selbst in der Anm. zu 12 verrät[67]) (s. Ransohoff S. 28 f.). Dem Bild von dem Amor, der Platos Kopf schnitzt (13), entspricht bei Lippert Nr. 801; von dem Amor, der die Traube in den Becher drückt (25), Nr. 262 des Supplements; von dem Amor, der mit der Leier den Löwen bezwingt (73), Nr. 784 und 787; der die Keule schwingt (73), Nr. 776; der in einem tigerbespannten Wagen fährt (107), Nr. 789; vom Amor mit der Trauerfackel (58) Nr. 836; mit dem Schwan (208) Nr. 815. Das Bild von der badenden Venus (186) hat Lippert unter Nr. 259—265; von dem von Venus besiegten Mars (186) Nr. 272; von den jagenden Liebesgöttern (189) Nr. 807; von dem taubenbespannten Wagen der Venus (197) Nr. 815. Der Almanach der deutschen Musen bringt noch 1773[68]) ein Jacobisches Gedicht „Auf eine Gemme, wo Europa vorgestellt ist . . ."[69]). Wie Jacobi in den „Briefen" „mein Amor" für das eigene Ich gesetzt hat, sagt er jetzt „meine Muse": „Dort schleichet meine Muse nach und windet dir die ersten Kränze" (81). „Muse" steht nicht nur für „ich", für „meine Dichtkunst", sondern auch für dichterische Eingebung": „was ihre (der Dichter) Muse sang" (3); „die Muse, die zu blut'gen Leichen den Geist des Sophokles geführt" (76)[70]).

---

[66]) Lippert, Philipp Daniel· Dactyliothek. P. 1—3. Lpz. 1767—76.

[67]) Auch in der ungedruckten Anmerkung zu Gedicht 107, das einem ungedruckten Brief an Gleim vom 10. Juli 1768 beigegeben ist (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52), verweist Jacobi auf ein Beispiel aus der Lippertschen Sammlung.

[68]) S. 173. Auch abgedr. in: Briefe deutscher Gelehrten Th. 1. S 183.

[69]) Für Gemmen hat Jacobi auch später noch Interesse, wie die Übersetzung der französischen „Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine . . . aus dem Cabinette des Herzogs von Orleans" (Zürich 1796) beweist. Dieses Werk wird angekündigt im Neuen Teutschen Merkur 1795. Bd. 3. S. 437, empfohlen in den Nürnbergischen Gelehrten Zeitungen 1796. St. 38. S. 297. Es ist die einzige wissenschaftliche Leistung Jacobis, die zudem in der Hauptsache in der geschmackvollen Übertragung des wissenschaftlich unbrauchbaren französischen Textes von de la Chau und le Blond besteht.

[70]) „An Madame Hensel", abgedr. in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 3. 1769. St. 12. S. 743; auszugsweise mit kurzem Lob in den Erfurtischen Gelehrten Zeitungen 1769. St. 21 vom 13. März. S. 168. Schiebeler ist von dem Gedicht „entzückt", wie er am 13. Aug. 1769 an Jacobi schreibt (Originalbrief Univ.-Bibl. Freiburg, Hs 431, c. VI.).

Neben diesen ausgeprägteren Gestalten der Mythologie hat Jacobi noch viele andere in seine Lieder eingestreut, die unbildlich, unplastisch geblieben sind. Er verwendet sie, weil sie zu dem Vorstellungsapparat seiner französischen Vorbilder gehören, und sie fügen sich seiner personifizierenden und mythologisierenden Phantasie leicht ein. Da gibt es Najaden, Dryaden, Nymphen, Sylphen, Faune, Satyrn, Zentauren, Mänaden; Pan, Phöbus, Diana, Minerva, Apoll, Psyche, Jupiter treten auf.

Wie bei den anderen Anakreontikern gehört auch bei Jacobi die Natur zum stilistischen Bilderapparat der Dichtung. Immer kehren dieselben Begriffe wieder, und darin kann Jacobi als typisch für seine Epoche angesehen werden. Er vermeidet durchweg das Große und Gewaltige, nennt nur das Kleine, Liebliche: Hain, Quelle, Aue, Flur, West, Zephir, Bach, Tal, Hügel, Mai, Moos, Rasen, Morgensonne, Mond, Schatten, Blumenbeet, Büsche, Myrten. Die Blumen und Tiere sind einzig die der Anakreontik bekannten: Rosen, Rosen in Verbindung mit Wein, Liebe und Küssen, Veilchen; Lämmer, Tauben, Nachtigallen, Lerchen.

Natur ist dem Anakreontiker gleichbedeutend mit Natürlichkeit. Die Natur „redet in ungekünselten Alleen" (81); „ihr Lied war Freude, war Natur" (25); „die angenehmen Höhen in ihrer stillen Einfalt" (81). In der Sehnsucht aus der Kultur zur Natur zeigt sich der Einfluß Rousseaus und der Schäferpoesie.

Schäfer und Schäferin sind die glücklichen Menschen, die in der Natur ein Leben voll Natürlichkeit, Einfachheit und Einfalt führen. Das Echo hört des Hirten Stimme lieber als die des Monarchen (13). Unschuld ist ihre schönste Tugend: Schüchtern blickt die junge Schäferin nach dem Geliebten (81); „ein sanfter Hirte bebet, wenn er Belindens Lager sieht" und flieht voll Ehrfurcht ihre Zelle (110); „schüchtern fliehn die jungen Hirten" den Hain, in dem Venus badet (186). Die Götter sind von ihrer Unschuld gerührt (201), Amor lädt die Hirtenmädchen zu einem Fest (58), und die Liebesgötter spielen mit ihnen (18). In ihrer glücklichen Einfalt bemerken sie den drohenden Felsen nicht (114). Sie leben in Freiheit, wie die Schäfchen, „die keine Wünsche sich verwehren und nicht des süßen Glücks entbehren, auf ihren Triften frei zu sein" (81). Freiheit gibt ihnen die unverbildete Natur, die Menschen müssen sich quälen, während die Täubchen ruhig spielen können, wo neben ihren „Bettchen bekränzte Freiheit lacht" (99). Die armen Schäfer üben auch die andere Tugend, die die Anakreontik nach dem Vorbild Horaz' und der französischen Epikureer verherrlicht: die Genügsamkeit, die Verachtung von Reichtum und Ruhm. Könige sind zu bedauern, sie kennen nicht Natur, Zufriedenheit, Zärtlichkeit, Freundschaft (13). Jacobi folgt Gresset, der „fern von weiten Marmorgängen, wo Schmeichler sich mit Toren drängen, den Ton der Hoheit, den Palast und schwere goldene Ketten haßt" (3). Der Tugend höchster Ruhm, der über

Fürsten erhebt, ist, den Armen vom kleinen Eigentum abzugeben (13).

Französischen Anregungen folgend kleidet Jacobi seine Liebeslieder in das pastorale Gewand. Das geliebte Mädchen, der verliebte Jüngling werden Schäferin und Schäfer genannt (40. 52. 58. 81. 203. 217. 221). Die Namen entstammen der antiken Idyllendichtung und der französischen Schäferpoesie: Chloe, Philaide, Themire, Asträa, Seline, Lalage, Belinde; Damon, Daphnis, Lycidas, Myrtill, Thyrsis. Auch einzelne Motive entnimmt Jacobi der Schäferdichtung: die widerstrebende Geliebte (99), die Spröde, die schließlich besiegt wird (203), der Wunsch, sich zu verwandeln, um der Geliebten nahe zu sein (s. Bd. 3).

Die Liebe ist bei Jacobi ein „süßer Wahn" (81), „lauter süße Schmeichelei, lauter sanfte Raserei, Amors Traurigkeit und Freude" (94); „geheimer Schauder, stille Lust" (110); „die schönen Tränen, den süßen Ton, das leise Sehnen der Liebe, die voll Unschuld fleht" (76). Die Liebe gehört zur Lebensfreude, sie bringt Lust und Süße: „Liebe, dich hat ein Gott uns gegeben; Liebe, mit dir fließet das Leben reizender dahin" (217). Leid erfährt der Anakreontiker nicht. Er beneidet höchstens die Täubchen, die ungestörter lieben können als er (99); nicht die Wirklichkeit, sondern ein eingebildeter Satyr hindert ihn am Küssen (102. 107). Oder die strenge Mutter paßt auf (99. 102. 107. 193). Die Mädchen sind zum Küssen und Scherzen geschaffen (99. 114), ein Kuß ist keine Sünde, wenn ihn die Unschuld gibt (102). Wie die Geliebte aussieht, erfahren wir nur gelegentlich, in einzelnen Zügen: sie kommt leicht und lächelnd (219), lacht gleich Cytheren (102), sie hat schöne Augen (107), blaue Augen (181), die reizend lachen (127), einen Gott bezaubern könnten (127), eine kleine, runde Hand (122), schönes Haar (208), einen schönen Busen und zarte Glieder (127), frische Wangen (189). An guten Eigenschaften ist sie reich. Ihr Blick verrät Sanftheit (58. 208) und Bescheidenheit (208). Schüchtern verbirgt sie ihre Gefühle vor dem Geliebten (81), meist ist sie spröde (99. 110. 203), aber nicht unbesiegbar (203).

Die Briefe und Lieder des ersten 1770 erschienenen Bandes der Sämtlichen Werke[71]) sind 1767 und 1768 entstanden. Sie sind z. T. schon in den „Briefen von den Herren Gleim und Jacobi" genannt: „Die Vestale" im 11. Brief vom 27. Sept. 1767, „Venus im Bade" im 16. Brief vom 6./7. Okt., „An Gleim" (3) im 22. Brief vom 19. Okt., „An die Liebesgötter" im 23. Brief vom 20. Okt.[72]), „An Gleim" (13) im 25. Brief vom 16. Nov., „Das Täubchen" im 26. Brief vom 3. Okt. Zum Teil sind sie den „Briefen von den Herren Gleim und Jacobi" und den „Briefen von . . . Jacobi" als Anhang mitgegeben. In den nicht in diese Sammlungen aufgenom-

[71]) in den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen vom 26. März 1770 kündigt Jacobi die erste vollständige Sammlung seiner bisher einzeln gedruckten Schriften an.

[72]) nach Pröhle S. 490 hat Jacobi es nach Gleims Korrektur verändert.

menen Briefen der Zeit[73]) werden genannt: „An Seline“ am 18. Jan. 1767, „Das Schattenspiel“ am 9. Aug., „Das Gewitter“ ebda, „An Gleim“ (18) am 15. Nov., „An die Karschin“ am 13. März 1768, „An Themiren“ am 16. März, „An Klotz“ (73) am 1. und 16. Mai (in dem 2. Brief mit dem Lob Gleims: „Kein Sylbchen weiß ich in den Versen zu tadeln und in dem Plan kein Ingredienzchen“), „An meinen Bruder“ am ? Mai, „Der Faun“ und „An . . .“ am 10. Juli, „Das Körbchen“ und „An zwei Täubchen“ am ? Aug., „An Klotz“ (58) am ? Aug., „An Belindens Bett“ am 30. Aug. Über „Das Schönpflästerchen“ schreibt Jacobi am 27. März 1768[74]), er verdanke es einem witzigen Mädchen, einer Freundin des Herrn Bachmann[75]), und habe es im Scherz an Bachmann geschickt, der es dann in der Briefsammlung abgedruckt habe. Den Brief „An Uz“ schickt Gleim am 19. Dezember 1767 an diesen mit begeistertem Lob für den „deutschen Gresset“. Uz bedankt sich am 4. Januar 1768[76]) für den „reitzenden Brief“, den er mit unendlichem Vergnügen gelesen habe. Die Epistel „An Gleim“ (25) datiert vom 6. Aug. 1768, die „An Klotz“ (58) vom 19. Aug. Beide sind einzeln in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften[77]) mit einem Lobeswort für die „süßen Töne der Jacobischen Muse“ abgedruckt. Die Frankfurtischen gelehrten Zeitungen[78]) empfehlen sie mit dem Hinweis auf die gefällige Sprache und die leichte Versifikation. In den Hamburgischen Nachrichten[79]) werden beide zusammen in der Ausgabe von Christian Adolph Ratzeberger angezeigt. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[80]) nennt die Anmerkungen dieses Herausgebers „sehr platt und abgeschmackt und die ganze Schartecke . . . der Fabrik der schwarzen Zeitungen sehr würdig“, während sich die Leipziger Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[81]) mit der Anzeige begnügen.

Der junge Jacobi ist Anakreontiker, nicht nur in der äußeren Themenwahl, sondern auch im inneren Wesen, launiger Tändelei, anspruchslos kleiner Alltäglichkeit, tatenloser Passivität hingegeben. Seine ersten Lieder sind zum überwiegenden Teil nur das Spiel seiner Einbildungskraft, die aus einem Nichts ein Etwas zusammenbaut. Ihnen fehlt die seelische Triebkraft. Statt Bilder selbsterlebter Wirklichkeit zu geben, greifen sie die von anderen

---

[73]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51. 52. 54.
[74]) Pröhle S. 501.
[75]) Verleger der Briefe von Gleim und Jacobi. — Briefe Bachmanns an Jacobi vom 13. Jan. und 21. März 1768 besitzt die Freiburger Univ.-Bibl. (Hs 431, c. VII).
[76]) beide Briefe bei Schüddekopf. S. 379.
[77]) Bd. 2. 1768. St. 6. S. 364. St. 7. S. 554. Das 5. St. bringt S. 187 anonym das andere Gedicht an Klotz (73).
[78]) Jahr 34. St. 13 vom 14. Febr. 1769. S. 67.
[79]) 1768. St. 92 vom 22. Nov.
[80]) Bd. 11. 1770. St. 2. S. 182.
[81]) 1768. Nr. 86 vom 27. Okt. S. 686.

geprägten Bilderschätze auf. Sie sind nicht Konfession, sondern Konvention.

Vom Schreibtisch aus holt sich der Dichter Sachbestände aus der Natur. Die Natur ist weder Gehalt noch Erlebnis, sondern bloßer Stoff für den Inhalt[82]). Sie dient mit ihren zu bestimmter Bedeutung abgestempelten Einzelheiten zur Versinnlichung des Ausdrucks: Helikon mit „Hain", „Tal", „schattenreichen Höhen". „Lauben, welche nie verblühn" (3); „wo Teutonen in unbesiegten Wäldern wohnen .... wo Liebesgötter ... auf unwirtbaren, rauhen Höhen . . . gehen . . ., da seht ihr einst in Myrtenhainen die sanftgewordne Schäferin . . . weinen . . ., da höret das bekränzte Jahr im Frühling neue Melodien, und das, was eine Wüste war, läßt für den Dichter Rosen blühen" (40); „wie oft ein mächtiger Orkan das Meer empört, und himmelan die stolzen Wellen sich erheben: wie Venus dann, von Grazien umgeben, sich ohngefähr am Ufer zeigt, und Sturm und Flut vor ihrem Lächeln schweigt"(181). Bei dem Gedanken an die Natur stellen sich sofort die überkommenen Einzelfaktoren ein: „im Schatten jener Bäume", „auf jenes Moos", „an jenem Bach" (81). Die Landschaft trägt für den Anakreontiker die Gebärde der Heiterkeit: „die angenehmen Höhen" (81); die Schäfchen genießen das „süße Glück, auf ihren Triften frei zu sein" (81); „hier führt zu blumigten Altären die Wollust mich in ihren Hain" (81); „wie ruhig könnt ihr (Täubchen) spielen, wie ruhig dort im Kühlen, in wollustreicher Nacht .... wo neben eurem Bettchen bekränzte Freiheit lacht" (99). Der Dichter betrachtet die Natur nicht, er sieht keine reale Landschaft, daher begnügt er sich mit allgemeinen Angaben wie „im Kühlen" (99); „in Gesträuchen" (102); „im Grünen" (197); „jenes Tal" (73); „jene Wälder" (201); „jene Myrten" (201); „jedes Tal" (213); „jede Quelle" (213). Die Einzeldaten erhalten nicht in ihrem räumlichen Nebeneinander Zusammenhalt, sondern in der Phantasie des Menschen: „hier redet die Natur, im fernen Wald, auf naher Flur, in ungekünstelten Alleen, an meinem Hügel hier, im Klee" (81); „das Tal ist freudenleer, . . . dem nackten, öden Hügel tönt keine Leier mehr. Seht! wilde Jäger würgen auf hallenden Gebürgen . . . Und wenn (bezeichnend dieses wirklichkeitsferne „wenn") die Stürme wehen, soll dann auf kalten Höhen, wo Sonnenstrahl gebricht, euch eure Fackel wärmen? . . . Das Laub, dem Hain entrissen, stirbt unter euren Füßen: Flieht! alles ist verheert" (189); „unversöhnet noch vom Lenze war der Stürme wütend Heer, jedes Tal war ohne Tänze, jede Quelle schattenleer, und auf unbeblümten Betten schlummerten die Zephiretten um die junge Flora her" (213). Der Dichter nennt nicht alles Vorhandene, sondern was ihm paßt. Daß er — selbst wenn er die wirkliche Natur sieht — nur sieht, was ihm zusagt, daß er eine ganz bestimmte Vorstellung

[82]) Wie weit die Struktur der anakreontischen Landschaft noch mit der des 17. Jahrhunderts übereinstimmt, s. bei Kammerer, Friedrich: Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Bln. 1909.

von einem Naturbilde hat und daß ihn nur solch ein Bild beeindruckt, zeigt die Stelle eines Briefes an Gleim[83]): „an diesem Orte . . ., wo die Natur alles versammlet hat, was zu dem Aufenthalt' eines Dichters gehört, Wiesen, Wälder, Berge, Klippen, Gewässer — — O wenn wir zusammen diese Schönheiten sehen könnten! Ganz Natur wird man hier, und dennoch sang ich kein einziges Lied . . .". Daß das Einzelding aus dem Zusammenhang der Landschaft isoliert wird, zeigt der bestimmte Artikel, das häufige „dieser": „dieser Hügel" (102); „diese Myrten" (186); „in diesen dunkeln Hainen" (197); „auf dieser Flur" (201). Die Natur hat keine Eigenbedeutung, sondern nur in Bezug auf den Menschen Wert: „sie (die Könige) ladet nicht der Rasen ein; . . . kein Vogel singt für sie Gesänge; die kleine Philomele schweigt, wenn sich in rauschendem Gepränge der Herr von ihren Wäldern zeigt. Mit unterbrochnen Tönen steigt die Lerche, wo der Frohsinn weicht, und bang, mit leisem Murmeln schleicht der ungegrüßte Bach vorüber. Das Echo sagt erschrocken nach, was ein Monarch im Purpur sprach und hört des Hirten Stimme lieber" (13); „Wen lockte sonst der Wiese Grün? Wem sollten jene Veilchen blühn? Dem Frevel nur? Ihm tönten wider aus blauer Luft die Lerchen-Lieder; und jenes Nachtigallen-Chor erfüllte des Verbrechers Ohr? O nein! Geflochten von dem Lenze sind diese tausendfachen Kränze für schwarze Höllen-Taten nicht. Da, wo die Weisheit Rosen flicht, will Zephir gern das Tal erfrischen, da bildet in vertrauten Büschen die stille Grotte sich für sie; da lehrt der Vögel Harmonie den frommen Dichter sich erfreuen . . ." (25). Die Natur steht außerhalb des Ich. Den Anakreontiker und die Natur verbindet kein sympathetisches Band des Mineinanderlebens, des Aufgehens, des Mitfühlens. Bezeichnend für Jacobis unverbundene Stellung zur Natur ist eine Stelle aus einem ungedruckten Brief an Gleim[84]): „Ohne Sie wär' es mir jetzt unmöglich, etwas zu dichten. Wie könte ich bey einer so traurigen Jahreszeit? Ist unser Herbst wohl poetisch, ist er wohl der lächelnde Jüngling, den Bernis im Arm der Pomona sah?" Er fühlt nichts von dem Eigenleben der Natur, steht ihr unberührt gegenüber, er braucht das passende poetische Motiv, um seine menschliche Empfindung auszudrücken. Der Mensch trägt seine Stimmung in die Natur hinaus und legt den Naturerscheinungen seine Empfindungen auf: „kein Vogel singt für sie Gesänge" usw. (13); „uns liebt das Tal" (13); „die Bosheit eilt, ihr wilder Fuß erschreckt den Zephir an den Bächen" (25); „da, wo die Weisheit Rosen flicht, will Zephir gern das Tal erfrischen, da bildet in vertrauten Büschen die stille Grotte sich für sie" (25); ohne die Geliebte sind die Bäume „öde", ist die Flur „verlassen" (99); „es flüchtet jede Taube hinweg von dieser Flur, und in dem falschen Laube verweilt die Krähe nur" (102); „der Donner schweigt, wenn Chloe spricht" (201). Er vermensch-

[83]) Brief vom 26. Juni 1770 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[84]) Brief vom 1. Okt. 1767 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51.

licht sich die Natur: der Winter „auf dem alten Wagen . . . an seinen Stab gebeugt, lappländisch wild behangen mit Häuten mancher Art, steht er; um seine Wangen starrt ein gefrorner Bart" (18). Er redet die Natur an: „O ihr Myrten, o umschließet sie vor mir" (186); „nie wird euch ein Sturm entehren, ihr Gebüsche" (186). Diese Art der Verlebendigung bleibt jedoch äußerlich auferlegt und trifft nicht das wirkliche Leben der Natur[85]). Von Naturgefühl, Einfühlung in die Stimmung, Erfassen ihrer Einheit und Harmonie ist noch nichts zu merken.

Der junge Jacobi singt von der Liebe, ehe er sie wirklich gefühlt hat: in den unpersönlichen Erzählungsgedichten „Die Schönpflästerchen" (94), „Die Vestale" (183), „Das Schattenspiel" (193)[86]), „Das Gewitter" (201)[87]), „Der Kuß" (203), „Themire und Asträa" (208), in den pointierten Scherzgedichten „An den kleinen Daphnis" (221), „Amor an den Dichter" (222)[88]). Die genußfrohen Anakreontiker preisen weniger die inneren Tugenden ihrer Mädchen als ihre sinnlichen Reize. Jacobi macht die Mode mit. Er spricht von „Reiz" (94. 110), von „Trieben" (203), von „Verlangen" (110). Die Schönpflästerchen erhöhen die Reize der Geliebten (94): der Flußgott sieht mit „lüsternem Entzücken" nach der Nymphe (122)); die Täubchen spielen in „wollustvoller Nacht" (99); ein „wollustvolles Ach" seufzt Philomele den Liebenden nach (203). Ganz Sinnenbewegung sind die Gedichte 193: in der zwölfjährigen Chloe wird durch sinnliche Bilder von zärtlichen Nachtigallen, Göttern und Hirten die Liebe geweckt; 183: die Vestale wird von Liebe und Verlangen gequält, bis sie erliegt, der Gedichtschluß ist effektvoll gesteigert zugleich mit der gesteigerten Sinnlichkeit; 203: die Spröde wird besiegt, „langsam steigt ihr Busen; leise wünschet sie und weiß nicht was", „küssen muß sie nun den Hirten, und ein wollustvolles Ach unter sanftbewegten Myrten seufzet Philomele nach". Hier wird das sinnliche Liebesgefühl durch ein Mitleben in der Natur verstärkt, ähnlich wie in 186: die Natur ist erregt: „wen verbergen diese Myrten

---

[85]) Diese anakreontische Behandlung der Natur übernimmt z. B. Jacobis Nachtreter Werthes, der sein Vorbild in dem Gedicht „An H. Jacobi" (Werthes, Friedrich August Clemens: Hirtenlieder. Lpz. 1772. S. 17) als Freund der Natur und der Huldgöttinnen feiert. — Die Freiburger Univ.-Bibl. besitzt einen kurzen Brief von Werthes an Jacobi vom 18. Sept. 1772 (Hs 431, c. VII).

[86]) abgedruckt in: Originaldichter. Bd. 1. S. 240.

[87]) Ähnlich wie Jacobis Gedicht beginnt Boies „Das Gewitter" (Göttinger Musenalmanach. 1773. S. 225): bei Jacobi heißt es „Siehst du die schnellen Wolken ziehn?" — bei Boie „Chloe, siehest du die düstern, Schauervollen Wolken ziehn?" Boies Lied hat jedoch sonst keine Ähnlichkeit mit dem Jacobischen, es ist eine Bearbeitung des französischen „Lise et l'orage" von Colardeau und trägt ganz den sinnlichen französischen Charakter. Das Gedicht ist einem Brief vom 26. Sept. 1771 an Gleim angefügt, in der Öffentlichkeit ist es erst 1773 im Almanach mit Änderungen erschienen (Pawel S. 521).

[88]) abgedr. in: Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 2. 1768. St. 7. S. 427 u. 428.

in geheimnisvoller Nacht unter ihren leisen Blättern?"; „der verliebte Frühling"; die 5. Strophe ist voller Sinnlichkeit: „es glühet Mars, wenn er die Reize siehet . . ." Die letzte Strophe mildert die Erregung, indem sie in eine objektive Bemerkung ausläuft. Ähnlich wird die sinnliche Stimmung in 110[89]) gedämpft, wo der Dichter vor dem Bett der Geliebten zwischen Sinnlichkeit und Keuschheit schwankt, um sich verstandesmäßig für die letztere zu entscheiden.

Die Freundschaft für Gleim steigert Jacobi künstlich zu sentimentalem Enthusiasmus[90]): „O schöner ist kein Glück auf Erden als das, von Gleim geliebt zu werden: Der Nachruhm selbst ist nicht so schön!" (3).

Der mythologische Apparat ist vollends bloße Tändelei der Phantasie. Jacobi erfindet keine neuen Figuren, Bilder, Situationen, sondern übernimmt sie fertig aus dem reichen Vorrat der deutschen und besonders der französischen Dichtung. Ihm fehlt die schöpferische Kraft, die aus starkem Nacherleben, plastischem Vorstellungs- und warmem Einfühlungsvermögen heraus Altes belebt und Neues schafft. Die Gestalten ohne zeugende Kraft bilden nur farbigen Aufputz.

Der Anakreontiker Jacobi ist sentimentalischer Dichter nach Schillers Definition[91]), der ihn ja auch auf S. 212 in einer Reihe mit Uz, Denis, Gessner, Gerstenberg, Hölty, Goekingk als sentimentalisch bezeichnet. Der sentimentalische Dichter ist nicht Natur, sondern er sucht sie. Während der naive Dichter der einfachen Natur und Empfindung folgt und sich auf die Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, reflektiert der sentimentalische über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen. Die Phantasie überdeckt die Anschauung, die Denkkraft die Empfindung. Der sentimentalische Dichter kann den Eindruck nicht mit einfältigem Sinn empfangen und darstellen, sondern wie ein Zuschauer sieht er das Leben seiner Seele an und gibt wieder, was sein reflektierender Verstand darüber gedacht hat.

Jacobi reflektiert über sich selbst. Zwischen Empfindung und Ausdruck steht die Überlegung über dichterische Fähigkeiten und Absichten: „Du willst, ich soll auf Wegen gehen, noch deutschen Sängern nicht bekannt? . . . Ich, Freund, ich soll ihr Schüler sein? Umsonst wünsch' ich sie nachzuahmen . . . Allein, o Freund,

---

[89]) Nach Daniel Jacoby: Zu Goethes Faust (Goethe-Jahrbuch 1. 1880. S. 186 ff.) ist dieses Gedicht mit anregend gewesen für die Szene in Gretchens Schlafzimmer (Fragment 1790. S. 88).

[90]) Wie stark er hierin dem Geschmack der Zeit entspricht, beweist die Begeisterung seines Bruders über die Freundschaftsepisteln: „Bey Lesung des Gedichtes (13) stiegen mir Freuden Trähnen in die Augen. Hättest Du mir es gesungen, ich reiste nach Halle, und gäbe Dir 1000 Küsse dafür" (Originalbrief vom 16. Apr. 1768 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. IX, 3).

[91]) Schiller: Sämtliche Werke. Säkular-Ausg. Stgt. u. Bln. Bd. 12. T. 2. S. 161 ff.

ihm (Gresset) nachzusingen . . ., dies hat kein Gott mir zuerkannt" (3); „ach! zu bezauberndem Gesang ist Feuer nicht in meinem Busen" (52); „wenn Könige die Welt bekriegen, dann forsch' ich nicht nach ihren Siegen, dann seh' in ungestörter Ruh ich kleinen Amoretten zu" (52); „die Suada . . ., o hätt' ein Gott sie mir verliehen! . . . Ein überredender Merkur wollt' ich die hohe Weisheit lehren . . . Mir aber gab der Himmel nur ein Herz voll zärtlicher Gefühle, dem auch die allerkleinsten Spiele der jungen Freude heilig sind, das nie Gesang und Jubel störet, die sanften Tugenden verehret und ihre Freunde leicht gewinnt" (52). Der Dichter rechtfertigt sein eigenes Gefühl: „Nur denn, wenn am verlassenen Herd die Unschuld ihre Hände ringet . . ., denn seid ihr uns des Neides wert. Doch nein! von unzählbaren Schätzen den Raub der Bosheit zu ersetzen, ist das ein himmlisches Ergetzen? Ist das der Tugend höchster Ruhm? Was wir, o Freund, der Armut geben von unsrem kleinen Eigentum, muß über Fürsten uns erheben!" (13); „Zwei Freunde stehen an Altären, wo sie den Eid der Treue schwören, dir, Tugend, und, o Weisheit, dir! Hört uns, ihr späten Enkel, ihr! Entweiht man unsers Grabes Nacht, will man zu Toren uns erniedern, so müsse giftigem Verdacht ein sanfter Menschenfreund erwidern: Ihr Lied war Freude, war Natur, und Unschuld war ihr Leben nur" (25). Er zerdenkt die ursprüngliche Empfindung: „doch ungestüme Wünsche nicht soll dieser kleine Tempel hören: nur Seufzer darf ich mir gewähren" (110); „wag ich es, nach der zu blicken, die mit Liebe, mit Entzücken eine ganze Welt erfüllt?" (186); „Feind der Freude, wenn sie unter Rosen lacht, finstres Alter mit dem grauen Haare! Unterbrich die Taumeljahre, lisch das Feuer aus, das Jugend angefacht. Dämpfe mein empörtes Blut, daß es länger nicht in allen Adern koche, nicht der Liebe ganze Wut laut in diesem Busen poche. Meines Lebens Mittag werde Dämmrung . . ." (225). Er zerstört das Gefühl durch eingeschobene Allgemeinsätze, Bildungsreminiszenzen, Reflexionen: „mächtiger als Amors Bogen ist ein Kuß der Zärtlichkeit" (203); laßt um uns die goldne Wolke fließen, die der große Zeus auf Ida schuf; deren Silbertau ihn sanft erquickte, als mit Blumen sich die Erde schmückte, Juno lächelnd wie Cythere sprach und der Gott mit ihr auf stillen Höhen, von der Sonne selber ungesehen, in der Dämmerung der Wolke lag" (223). Jacobi überläßt sich nicht unmittelbar dem Eindruck einer Persönlichkeit, sondern er zerlegt diesen Eindruck mit reflektierender Phantasie: „dir, den mit abgelegten Schwingen das Chor der Liebesgötter hört und flatterhaft zu sein verschwört, wenn deine Leier Tugend lehrt, den echte Weise gern umringen, wenn du bei vollem Becher wachst . . ." (40); „nun steht er an dem schwarzen Kahn, ganz ohne Reue, ganz gelassen und heiter wie Elysium. Der Weise sieht um sich herum die Götter für Betrübnis stumm sein fliehendes Gewand umfassen und tröstet die getreue Schar . . . Euch singt er an geliebtem Busen. Wie um ihn her

Mänaden stehn! Berauscht sieht er den Gott der Silen. Nun tobt in ihm ein kühnes Feuer, nun preiset er die Tugend schön, bezähmt des Wahnes Ungeheuer und hört im Schoß der Unschuld nicht, was niedrige Verläumdung spricht. Ihr Götter, ihm gebt diese Leier" (40); „ich sah in dir die Sängerin, die durch erschrockne Fluren hin, wenn gegen sie der Himmel streitet, den Donner mit Gesang begleitet; ich sah die frohe Lalage, die auf dem Rasen lächelte; und nun mit aufgelösten Haaren, im Auge tötende Gefahren, ein Weib; ihr Busen war durchwühlt von Flammen, die kein Zephir kühlt und die nur eine Sappho fühlt" (40); „du gingst in deinen ersten Lenzen mit ihr (der Muse) vertraut ins Heiligtum: da wälzten Donnerwolken sich, du sahst den Dolch, der Bosheit Rächer, du sahst den giftgefüllten Becher, und Ketten rasselten um dich; du sahst den Tod mit blassen Wangen, es zischeten in dicker Nacht, durch bleiche Fackeln hell gemacht, der Eumeniden wilde Schlangen; du sahst die bebende Natur, voll Laster und voll Ungeheuer . . . Doch nun verschwand der finstre Schleier, und dir erschien Melpomene, gleich einer sanften Grazie, mit jungen Rosen leicht geschmückt; kaum hatte sie dich angeblickt: so lerntest du die schönen Tränen, den süßen Ton, das leise Sehnen der Liebe, die voll Unschuld fleht, und jene stille Majestät, womit am Throne der Tyrannen, die das Verdienst in Kerker bannen, die unbesiegte Tugend steht" (76). Der sentimentalische Anakreontiker genießt die Freude nicht unmittelbar naiv, sondern rechtfertigt sie mit der horazischen Weisheit (3. 13. 18. 25). Über die sentimentalische Stellung zur Natur, die die Phantasie die Einzelfaktoren auswählen, zusammenstellen und beleben läßt, die die Natur als Objekt nimmt, s. unter dem Absatz über die Natur des Anakreontikers.

Der Verstand ist assoziativ tätig, die bewegliche Vorstellung häuft Motiv auf Motiv. Immer steht eine Fülle von Einzelheiten für einen einzigen kräftigen Zug. (besonders auffällig in den poetischen Briefen: immer mehrere paralleie Nebensätze, mehrere gleichwertige Adverbial- oder Relativsätze.)

Anakreontische Phantasiespielerei ist die Umsetzung der Gedanken in eine sinnliche Vorstellung. Dabei erweckt Jacobi keine plastischen, kräftigen Situationen, sondern kleine, blasse Bildchen, die der Verstand komponiert, nicht das lebendige Gefühl oder die wirklichkeitsnahe Vorstellung. Für den Gedanken der Verachtung des Reichtums steht das Bild: Gresset ziert die Schläfen mit Rosen anstatt mit Lorbeer und haßt „fern von weiten Marmorgängen, wo Schmeichler sich mit Toren drängen, den Ton der Hoheit, den Palast und schwere goldne Ketten" (3); für Armut der Könige: „Sie scherzen nicht mit uns im Hain" usw. (13); für Todesstunde: „Wenn einst die goldnen Wände beben, der Acheron von ferne schreckt, und dicke Nacht den Thron bedeckt" (13); für Sterben in Freude: „Bekränzt kommt er hernieder von Grazien, der letzte Tag; umarmet singen wir ihm Lieder" (13); Gleim als Dichter

der Freude: „Freund, welchen einst mit Rebenlaube des Bacchus Priesterin geschmückt . . .“ (25); Horaz' gelassener Tod: „es streuten Charitinnen ihm Rosen auf den finstern Pfad. Geführt von kleinen Amoretten wird er an sanften Blumenketten, und Charon blickt ihn lächelnd an“ (40); für Sittsamkeit: „da seht ihr einst in Myrtenhainen die sanftgewordne Schäferin, gelehrt von einer Huldgöttin, an einem Venusbilde weinen“ (40); kleine und bescheidene Lieder: „dann seh in ungestörter Ruh ich kleinen Amoretten zu, die, ohne Länder zu verwüsten, sich mit dem Silberbogen rüsten, und ihnen stimm' ich Lieder an“ (52); Verehrung für Dichtkunst: Tempel, „wo voller Ehrfurcht diese Hand, die nie den Toren Weihrauch streute, mit Rosen den Altar umwand“ (52); dramatische Dichtung: „da wälzten Donnerwolken sich, du sahst den Dolch . . .“ (76); für Tugend: „es blickt die junge Schäferin nach dem Geliebten schüchtern hin“ (81); naive Lebensfreude: „so hängt, wo sich das Tal geschmücket, ein fürchterlicher Fels herab: der Hirte sieht ihn nicht und pflücket an seinem Fuße Blümchen ab“ (114).

Der Anakreontiker bleibt in seiner kleinen Welt, allem Streben nach Größe und Wesenhaftem fern. In Vorstellungen, Gefühlen, Worten umgreift Jacobi nur Kleines, Unbedeutendes, Gedämpftes. Diese Liebe zu allem Kleinen spricht er in dem Brief an die Karschin offen aus (52): Da nennt er sich den „kleinen Sänger kleiner Lieder“, dessen leichte Flöte nur der gefälligsten der Musen klingt; und deutlicher in dem Vorwort zu der Wiener Ausgabe seiner Gedichte[92]): „In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen; da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die Menschen kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich festhält.“ Oben ist schon gesagt, daß er in der Natur durchweg das Liebliche dem Gewaltigen vorzieht. Tal, Hügel, Hain, Quelle, Bach, Blumen kehren immer wieder. Nur je einmal nennt er unbesiegte Wälder, unwirtbare Höhen, rauhe Gegend (40), mächtigen Orkan, empörtes Meer (181), tausendfache Stürme, Felsen, Donnerwolken (76), Blitze (201). Nicht die weite Majestät, sondern die stille Einfalt der Natur spricht zu ihm: „im fernen Wald, auf naher Flur, in ungekünstelten Alleen, an meinem Hügel hier, im Klee, wo sanft wie meine Galathee die Lämmer unter Blumen gehen“ (81). Die Farben und Töne, die er der Natur gibt, sind häufiger zart und gedämpft als hell und laut: „schattenreiche Höhen“ (3); „von dem Monde halb bestrahlet, halb in Schatten eingehüllt“ (203); der „sanfte“ Mond (Poet. Versuche 4); der „blasse“ Mond (ebda 16); der Mond mit „Silberlicht“ (58); „der Sonne sanftes Licht“ (58); „mit leisem Murmeln schleicht der Bach“ (13); „Myrten mit leisen Blättern“

[92]) Jacobi: Gedichte. Wien 1816 (Meisterwerke deutscher Dichter und Prosaisten. Bdch. 16. 17).

(186); „fernher murmelte die Welle, leise lispelte der Hain“ (203). Der Liebe zum Niedlichen entspringt der mythologische Aufputz, diese Fülle zierlicher Nippfigürchen, die eine spielende, leicht empfindliche Phantasie überall einstreut. Die Bilder, in die der Dichter seine Gedanken kleidet, sind kleinformig und von intimem Reiz: Liebesgötter jagen sich in Chapelles Hain und bringen mit possierlichem Bemühen Eis und Wein (3); ein Amor sitzt neben Gleim und schnitzt spielend einen Plato (13); die Weisheit kommt im leichten Hermeline mit Cloens Miene (18); der Winter steht mit gefrornem Bart, mit Häuten behangen, auf den Stab gebeugt in seinem Wagen, um den die Scherze herumhüpfen (18); die Liebesgötter spielen Pfänderspiele mit einer Schäferin, die Najaden feiern eine bunte Maskerade, die Faune umtanzen ein Schneemädchen, die Satyrn rollen Wein in ihre Höhle, und der Psyche kleiner Mann fährt auf goldenem Schlitten zu den beschneiten Hütten verlassener Nymphen (18); ein Amor drückt Traubensaft in Gleims bekränzten Becher (25); die Liebesgötter hören Uz mit abgelegten Schwingen zu (40); schlaue Liebesgötter zeichnen sich ihren Schlachtenplan auf Rosen- und Myrtenblätter (52); ein kleiner Amor sitzt weinend an einem Grabhügel, unter seinem Flügel blühen Blümchen auf (58); Täubchen spielen und girren im Hain (99); gefleckte Tiger ziehen Amors Wagen, und mit Gelächter spannen der Venus lose Töchter den bösen Satyr dazu (107); Amor zeigt der kleinen Chloe Liebesbilder (193); Liebesgötter mit kleinen Flügeln und goldenem Haar tanzen im Mondschein um die spröde Lalage (203); der bekränzte Amor sitzt auf den glänzend weißen Flügeln eines Schwans (208).

Die Gefühle, die den jungen Dichter bewegen, gelten nicht hohen, bedeutenden Gegenständen, sie dringen nicht tief in das Gemüt ein. Sie sind sanfte Gefühlchen, Empfindsamkeiten für einen Freund, ein Mädchen, reflexionslose Hingebungen an weiche Eindrücke. Die eigene Unkompliziertheit hat für Gegensätze, Leidenschaften, Kämpfe kein Verständnis. Jacobis Freundschaft für Gleim hat keine großen Aufgaben: „Ich will, von dir allein genannt, im Tal des Helikons mich freuen und da geheimen Weihrauch streuen und da der Freundschaft Glück erhöhen. O schöner ist kein Glück auf Erden als das, von Gleim geliebt zu werden: der Nachruhm selbst ist nicht so schön!“ (3). Mit ihm pflückt er Rosen im Tal, schmückt er den Becher zum einfachen Mahl (13). Mit ihm schwört er der Tugend und der Weisheit Treue (25)[93]).

[93]) I, 25 abgedr. in: Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 2. 1768. St. 6. S. 364. Zu den vier Liedern an Gleim in den Werken (3. 13. 18. 25) gesellt sich ein fünftes in der Deutschen Bibliothek Bd. 2. 1768. St. 7. S. 424 (auch in: Schmid, Heinrich Christian: Anthologie der Deutschen. Th. 2. Frankf. u. Lpz. 1771. S. 189), das alle anakreontischen Motive Jacobis in sich vereinigt: Frühling mit Blumen und wollustvollen Klagen, mit Unschuld und Freude; Nymphen, Faun, Liebesgötter, Schäferinnen auf der Flur; Hirt und Hirtin zur Liebe erwachend; die Absicht, mit Gleim von Tugend, reiner Liebe und treuer Zärtlichkeit zu singen.

Sachlicher Kritik aus dem Wege gehend, widmet er seine Kleinigkeiten dem Freunde, der aus Freundschaft nicht zu tadeln wagt. Die Liebe ist keine Leidenschaft, bringt nicht lebhafte Freude noch tiefen Kummer, das Gemüt wird nur leise bewegt von „dem süßen Wahn" (81), der „süßen Schmeichelei" (94), der „sanften Raserei" (94), dem „leisen Sehnen" (76). Der Liebhaber will nur unschuldig scherzen (99. 102), sich nur bescheidene Seufzer, keine ungestümen Wünsche gewähren (110. 186)). Die Geliebte ist sanft (99. 181. 208), schüchtern (99), unschuldig (110), zum Scherzen und Küssen geschaffen (99. 114), schlicht und naiv (114. 219). Die scherzende Schäferwelt vermeidet ernste Konflikte und sittliche Aufgaben. Das wahre Glück findet man in der einfältigen Natur, nicht in Marmorpalästen, beim einfachen Mahl, nicht an der üppigen Festtafel (3. 13). Die Weisheit ist kein hohes Ideal, keine „strenge Richterin unschuld'ger Freude", sondern eine sanfte Huldgöttin, die in Scherzen und kleinen Bildern lächelnd schildert, „was hundert Toren quält" (18), die „an Lied und Scherz und Kuß gewöhnet ist" (13). Jacobis ästhetische Lebensauffassung geht aller Dissonanz des Lebens aus dem Wege, hält an der entwicklungslosen Ruhe der begrenzten Privatwelt fest. Man soll von ihm und Gleim einst nur sagen: „Ihr Lied war Freude, war Natur, und Unschuld war ihr Leben nur" (25).

Die Hinwendung zum Kleinen ist der Ausfluß einer weichen Empfindsamkeit. Die Empfindsamkeit gibt Jacobis Anakreontik das besondere Gepräge. Sie hebt ihn von den Mitdichtern ab, bei keinem der deutschen Anakreontiker ist sie so ausgeprägt, so umfassend wie bei ihm. Bildet sie bei Gleim, Götz und anderen nur einen Zug im Gesamtbild, so durchdringt sie bei ihm das Ganze. Die Bevorzugung alles Kleinen erscheint bei ihm am auffälligsten. Alle Äußerungen sind empfindsam gekleidet. Die Freundschaft „birgt das Glück der wahren Zärtlichkeit", wenn „unter Küssen von den Wangen Tränen fließen" (13). Sie ist rührende Seligkeit, „und o die treue Zärtlichkeit erzählte dir mit nassen Blicken in ihrer süßen Trunkenheit den Kuß von Gleim und mein Entzücken" (40). Und „schöner ist kein Glück auf Erden als das, von Gleim geliebt zu werden" (3). Diese Freundschaftsseligkeit verbindet ihn auch mit dem Bruder, den er an die Heimat erinnert, „wo unter brüderlichen Küssen mein Herze mit dem deinen sprach" (81)[94]). Die Liebe ergreift durch „schöne Tränen, süßen Ton, leises Sehnen" (76). Das Mädchen ist von rührender Tugend, schüchtern und errötend blickt sie auf den Geliebten, sie will dem Busen wehren, „sich voll Verlangen zu empören", die ersten Küsse fliehen (81). „O wer stürbe nicht mit Freuden, klagte sie bei seiner Gruft" (213). Die Küsse sind sanft (81. 94), von zärtlichen Seufzern begleitet (110. 186. 194). Mitgefühl mit der Armut erhebt den Empfindsamen über Fürsten (13), „wenn am verlassnen Herd die Un-

[94]) „An meinen Bruder" abgedr. in: Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 2. 1768. St. 5. S. 183 ohne Namensunterschrift.

schuld ihre Hände ringet, bis zum Palast die Stimme dringet, euch Väter nennt und Schutz begehrt, dann seid ihr uns des Neides wert" (13). Die höchste Tugend — Tugend ist das Ideal der Empfindsamkeit — ist die Unschuld, sie blüht weiter auf Erden, „und fühlet sie der Bosheit Joch, so lebet eine Gottheit doch, die wie dem Weltmeer ihrem Grimme gebietet, feste Grenzen setzt und an der Unschuld sich ergetzt" (25). Sogar die Natur läßt sich von ihr rühren, auch ihr werden sanfte Gefühle untergeschoben. Die empfindsame Seele findet im Menschlichen allein nicht Genüge, sie braucht die Natur, um ihre Empfindungen in der „empfindungsreichen" Natur zu bespiegeln. „Natur und Empfindung waren fast meine einzigen Lehrmeister, und ein aufrichtiger Trieb, etwas Gutes zu tun, entwickelte meine Fähigkeiten", schreibt Jacobi an Merck[95]). Die Blumenkränze „belohnen der Hölle schwarze Taten nicht. Nur da, wo sanfte Weisheit spricht, da lächelt die Natur den Feldern" (25). Sie lebt nicht für die stolzen Könige, empfindlich schweigt die „kleine Philomele" vor ihnen, „stumm und furchtsam schleicht vor ihnen jeder Bach vorüber; erschrocken sagt das Echo nach, was ein Monarch im Purpur sprach und hört des Hirten Stimme lieber" (13). Die weichen Empfindungen lösen sich in Tränen. Sie fließen den Freunden unter Küssen über die Wangen (13), schön sind die Tränen der Liebe, „die voll Unschuld fleht" (76). Amor lehnt an einem Grabhügel und läßt den „Tränen ihren Lauf". Er erzählt von der toten Schäferin, und „seine Worte waren mit einem Lächeln begleitet, das mitten unter den Tränen hervorbrach" (58). Diese Vorstellung reißt den Dichter zu dem gefühlvollen Ausruf hin: „Unter der großen Anzahl der Undankbaren und Fühllosen auch nur wenige zu vergnügen, ist schön!"

In dem Wortschatz herrscht das empfindsame Element vor. Diminutiva häufen sich: „Liedchen", „Blümchen", „Blättchen", „Büschchen", „Wäldchen", „Täubchen", „Schäfchen", „Tierchen", „Nymphchen", „Städtchen"; desgleichen gefühlsbetonte Substantiva: „Zärtlichkeit", „Tränen", „Seufzer", „Unschuld"; besonders auffällig ist die Zahl der empfindsamen Adjektive: „klein" (in den Gedichten Werke 1770, I: 40 Mal), „sanft" (25 Mal, in Verbindungen wie „sanfte Töne", „sanfte Liebe", „sanfter Kuß", „sanfte Weisheit", „sanfte Tugend", „sanfte Ruh", „sanfte Raserei", „sanfte Muße", „sanfte Blumenketten"), „zärtlich" (16 Mal), „süß" (14, als „süße Töne", „süße Macht der Lider", „der Liebe süßer Wahn"), „hold", „artig"[96]).

Die Empfindsamkeit ist es, die Jacobis Namen in der weiteren Öffentlichkeit bald das besondere Gepräge gibt. „Die personifi-

[95]) Briefe an und von Merck. S. 27.

[96]) Beispiele für die „kleine Manier" bei Jacobi als Anhang bei Ausfeld, Friedrich: Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1907.

zierte Zärtlichkeit" nennt ihn Mauvillon[97]), den „heiligen Jacobi"[98]). „Zärtlich wie Gleim ist Jacobi, sein wiederscheinender Abglanz", sagt Bodmer[99]). Benzler verehrt ihn wegen dieser empfindsamen Züge[100]). Ludwig August Unzer nennt in seinen „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler" (1772) Jacobis Leier „süß"[101]). Während die Freunde die Sanftheit der Empfindungen nicht genug preisen können — der Jacobische Nachlaß (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c; vor allem Abt. VII) enthält eine große Reihe von Zuschriften fremder Personen, die dem Dichter um seiner Empfindungsweichheit willen Verehrung und Freundschaft antragen — macht eine sachlichere Kritik sich über das „Jacobitchen" lustig. Am gröbsten läßt sich Nicolai im „Sebaldus Nothanker"[102]) aus, in dem Jacobi mit der lächerlichen Gestalt des „Herrn Säugling" gemeint ist. Schon vor Erscheinen des berühmten Romans war das Verhältnis zwischen den Brüdern Jacobi und Nicolai sehr kühl. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek behandelt Johann Georg als „Officierchen" von Klotz mit Geringschätzung[103]). Jacobi berichtet selber über ein Zusammentreffen mit Nicolai[104]) am 18. Mai 1768 im Beisein Lessings im kleinen Richterschen Garten zu Leipzig, bei dem beide, besonders Nicolai,

---

[97]) Mauvillon, Jakob: Briefwechsel oder Briefe von verschiedenen Gelehrten an den in Herzogl. Braunschweigschen Diensten verstorbenen Obristlieutenant Mauvillon. Hrsg. von F. Mauvillon. Deutschland 1801. S. 147. An Kl. Schmidt.

[98]) ebda S. 142. An Kl. Schmidt.

[99]) in dem Gotth. Friedrich Stäudlin gewidmeten Gedicht „Bodmer nicht verkannt" (Anh. in: Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer. Hrsg. von Gotth. Friedr. Stäudlin. Stgt. 1794.).

[100]) Jacobs, Ed.: Johann Lorenz Benzler (Zeitschr. d. Harz-Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde. Jg. 27. 1894. S. 35. 55). Benzler hat Jacobi bei seinen wiederholten Besuchen im Gleimschen Hause persönlich kennen gelernt. Die Freiburger Univ.-Bibl. (Hs 431, c. VII) besitzt einen Brief Benzlers an Jacobi vom 22. Okt. 1771, in dem er ihm seine Verehrung für das „sanft empfindende Herz", die „ausgebreitete Menschenliebe", die „duldende nachgebende Denkungsart" ausspricht.

[101]) Unzer übernimmt in seinen Charakteristiken häufig Stellen aus Jacobischen Gedichten: bei Schirach eine wörtliche Stelle aus Jacobi I, 81; Schmidt II, 230; Thomson III, 232; Behrmann I, 58; Gessner II, 230; Denis I, 76. — Unzer war Schüler Jacobis in Halle und hat ihn 1772 während seiner Hauslehrer-Tätigkeit in Halberstadt dort wiedergesehen. (Jacobs, Ed.: Ludwig August Unzer [Zeitschr. d. Harz-Ver. f. Gesch. u. Altertumskunde. Jg. 28. 1895. S. 117 ff.]). Daß Unger von Jacobis Poesie keine hohe Meinung gehabt hat, ist aus einem Brief an Mauvillon ersichtlich (Mauvillon: Briefwechsel. S. 33. Brief vom 19. Juli 1772).

[102]) Nicolai, Friedrich: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. Bln. u. Stettin 1775—76. Bd. 1 S. 185 ff. 192. 194. 203 ff. 212 ff. 218 ff. 224 ff. Bd. 2. S. 148 f. 153 f. 159 f. 168 f. Bd. 3. S. 115. 130. 158 f. Die Hauptstelle bei Martin. S. 29. Anm. 29.

[103]) Pröhle S. 512.

[104]) ebda.

sehr ablehnend gegen ihn waren[105]). Die offenbare Verspottung Johann Georgs in dem Roman bringt die offene Feindschaft der Jacobis gegen den Berliner Buchhändler[106]). Friedrich Heinrich führt den Kampf für den passiven Bruder. Er hat Nicolai nie vergeben, vielmehr in dessen Fehden mit Goethe[107]), Voss[108]), Lavater[109]) immer auf der Seite der Gegner gestanden. Seine Erbitterung verschärft sich durch Wielands übereilte Empfehlung des Sebaldus im Deutschen Merkur[110]). Der sich daran anknüpfende Streit ist mehrfach dargestellt worden[111]). Gleim macht seiner Empörung über Nicolais „boshaften" Sebaldus in Briefen an Fritz Jacobi Luft[112]): „vor der Welt einen unschuldigen, rechtschaffenen Mann zum Gelächter der boshaften Mitmenschen darzustellen . . . Was hat doch mein guter Jacobi dem Herrn Magister Sebaldus wohl gethan? Ohne Zweifel, mein bester Freund, ist es Rache, die seit der Klotzischen Verbindung in dem feindlich gesinnten Herzen gekocht hat, und itzt erst zum Ausbruch gekommen ist." Er rät ab, Nicolai öffentlich anzugreifen: „Man läßt die kleinen Hunde bellen und läßt die Narren Narren seyn". Nicolai macht

---

[105]) Jacobi nimmt Nicolais Abneigung gelassen hin: „Ein Lob von Nicolai kont' ich nicht erwarten. . . . was ist überdem ein junger Dichter, der das erste Mal auftritt, gegen einen Mann, der so viele große Dichter schon vor seinen Richterstuhl gefordert hat? Wunderbahr ist es, . . . daß die mehrsten Journalisten sich über die Verfasser von Werken des Genies erheben wollen, da sie doch ohne diese nicht wären . . . Sein eingebildetes Betragen verdiente die Strafe, meinem Gleim angezeigt zu werden". Brief an Gleim vom 18. Mai 1768. (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52.)

[106]) Die persönliche Abneigung ließ die Brüder mit Widerwillen an die Lektüre des Romans herangehen, noch ehe sie von dem Bezug auf Georg wußten. So schreibt dieser am 5. Juli 1773 an Gleim: „Den Sebaldus Nothanker hat mein Bruder, einer der gewaltigsten Leser, angefangen, aber unmöglich endigen können; solch ein Dunst von Langerweile ist ihm daraus aufgestiegen" (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53).

[107]) über das Verhältnis Goethes zu Nicolai s. u. a. Biedermann, Woldemar Frhr. von: Goethe-Forschungen. Frankf. 1879—99. S. 193 ff.

[108]) s. Herbst, Wilhelm: Johann Heinrich Voß. Lpz. 1872—76. Bd. 1. S. 243.

[109]) Johann Georg Jacobi lernt Lavater erst im Juli 1774 kennen. Er berichtet in seinem Tagebuch (Düntzer, Heinrich: Johann Georg Jacobi über seine erste Bekanntschaft mit Goethe [Vom Fels bis zum Meer. Bd. 1. 1884/85. S. 579 ff.]) von dem tiefen Eindruck, den der sanfte, einfaltsvolle „Heilige" auf ihn gemacht und beleuchtet den Unterschied in ihren „Grundsätzen" und „Phantasien". „daß ich da, wo er mit Behutsamkeit langsam wandelt und ihm vor jedem Stein des Anstoßes bange wird, oftmals ohne Sorge herumtanze; daß man in meinem Elysium andere Lieder singt als in seinem Himmel".

[110]) 1773. Bd. 2. St. 3. S. 231 f. Bd. 4. St. 3.

[111]) Gruber, Bd. 3. S. 133 ff.; F. H. Jacobis Auserles. Briefwechsel. Bd. 1. S. 116 ff.; Kozlowski, Felix von: Zum Verhältnis zwischen Friedrich Heinrich Jacobi, Nicolai und Wieland (Euphorion. Bd. 14. 1907. S. 38 ff); Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe. I. Aus Bertuchs Nachlaß, veröff. von Ludwig Geiger. (Goethe-Jahrbuch. Bd. 2. 1881. S. 374 ff.), S. 377 Brief F. H. Jacobis an Wieland.

[112]) Brief vom 18. Juli 1773 im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 55.

später selber einen halben Rückzieher, wenn er an Lessing[113]) schreibt[114]): „Daß Säugling mit Jacobi und Rambold mit Riedeln wider meinen Willen eine gewisse Ähnlichkeit hat, kommt noch von der ersten Anlage des Plans her. Aber ich werde mich in der Folge noch mehr bemühen, alle individuellen Züge zu vermeiden; denn ich bin weit entfernt, Jemand persönlich charakterisieren zu wollen. Wenn aber Jacobi in das Genus der Säuglinge und Riedel in das Geschlecht der Rambolde gehört, so ist dies wieder meine Schuld nicht"[115]).

Die Halberstädter geben ihrem Ärger über Nicolais kritische und satirische Nüchternheit nicht öffentlich, sondern nur unter sich Ausdruck. Sie sammeln mehr oder minder scharfe und witzige anonyme Spottverse in einer unter ihnen zirkulierenden „Büchse". Am 8. Jan. 1774 regt Gleim zu dieser „kleinen Winterlustbarkeit" an, die sich gegen Kritiker und Journalisten richten soll. Jacobi antwortet auf Gleims Vorschlag aus anakreontischer Sinneseinstellung heraus[116]): „Auf diese Art bringen wir die Kunstrichter so schön in das System der besten Welt! Auch sie sind uns zum Vergnügen da!" Das Original der „Büchse" (im Gleimhaus Halberstadt) war mir leider nicht zugänglich, so daß ich mich auf die bei Pröhle: Die Büchse[117]) veröffentlichten Gedichte beschränken muß. Die Autorschaft Jacobis ist nur für drei Beiträge bezeugt: für die Fabel „Die Gartenspinne", das Epigramm „So vornehm hat für sich im Stillen . . .", die er beide zusammen in die erste Ausgabe seiner Werke (Halberstadt 1770—74. Bd. 3. S. 274)[118]) aufgenommen hat, und für die namensunterzeichnete „Parodie" des

[113]) Lessing schreibt am 18. Juli 1773 (Sämtl. Schriften. Bd. 18. Nr. 390) an Nicolai: „Ihr Nothanker hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Anmerkung, welche Ihnen Cacault (s. u.) in beygehendem Briefe, den er mir offen hinterlassen . . ., die Anmerkung, will ich sagen, die er Ihnen über Ihren Jacobi (nach dem Schlüssel, den er sich selbst gemacht), schreibt, unterschreibe ich vors erste. Machen Sie doch ja, wenn es anders noch möglich, daß das arme Ding nicht einem solchen Geck in die Hände fällt!" Cacault nach Süpfle, Th.: Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Gotha 1886—90. Bd. 2, 1. S. 18 französischer Mathematiker und Diplomat, der sich während seines Berliner Aufenthalts 1773 mit deutscher Literatur beschäftigte, mit Nicolai und Lessing persönlich umging und z. B. Ramlers Oden und Lessings Dramaturgie ins Französische übersetzte.

[114]) Lessing: Sämtl. Schriften. Bd. 20. Nr. 540. Brief vom 13. Aug. 1773.

[115]) Von Nicolai angeregt, spottet Goekingk in „Will auch'n Genie werden" (Goekingk, L. F. G.: Gedichte. Lpz. 1782. Th. 3. S. 68): „Ich nehme, wenn's die Obrigkeit / erlauben will, zwey Frauen, / und lasse der Empfindsamkeit / Capell' und Altar bauen. / Zum Priester wird sich, wie bekannt, / Herr Säugling treflich schicken, / dem laß ich denn ein Meßgewand / von Gold und Perlen sticken".

[116]) Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Hrsg. von Karl Schüddekopf (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. 2. 4. 1894—95). Bd. 1. S. 247.

[117]) Archiv für Literatur-Geschichte. Bd. 4. 1875. S. 323 ff. und ebenso bei Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse. S. 262 ff.

[118]) „Die Gartenspinne" steht außerdem im Wandsbecker Boten. 1774. Nr. 83 vom 25. Mai und im Teutschen Merkur. Bd. 6. 1774. St. 1. S. 36.

Liedes „Die Alte“ von Hagedorn. Dieses letztere Gedicht kann man kaum eine Parodie nennen, es bringt nur neue Variationen zu den bei Hagedorn genannten Zügen dazu. — Bei der Zuschreibung der anderen Dichtungen ist man auf bloße Vermutungen angewiesen, und doch glaube ich, einige der Jacobischen mit Sicherheit herausfinden zu können. Unter den Beiträgen fallen mehrere durch einen besonders sanften Ton, eine gemäßigte Satire und durch Bildlichkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks auf. Unter diesen müssen Jacobis Verse sein. Gleich das zweite der bei Pröhle abgedruckten Epigramme („Zur bösen Stunde . . .“) ist Jacobi zuzuweisen. Krähen und Eulen verwendet er öfter als Sinnbilder des Bösen (I, 58. 102. Nachtgedanken), die Musen versetzt er stets in ihren Hain, auch gerade die Genitiv-Stellung „der Musen Hain“ entspricht einem von ihm auffällig oft geübten Sprachgebrauch[119]). Das Bildchen von Krähen und Eulen und dem mit Pfeilen jagenden Apoll im Musenhain fügt sich den bei dem Anakreontiker Jacobi gewohnten Bildern leicht ein. — „Unter der großen Eiche bey . . . in Westphalen“ muß schon wegen dieser örtlichen Fixierung dem öfter in Westphalen reisenden Jacobi, der schon einmal in der „Winterreise“ eine westfälische Eiche (bei Bomte bei Osnabrück) besungen hat, zugeschrieben werden. Es ist eine Spitze gegen Nicolai, der in Jacobis maßvoller Sprache nur das blasse Beiwort „bös“ Nickel erhält. — Vielleicht sind das humorige „Nickel ist ein grundgelehrter Mann . . .“ und das „An den Verfasser des Nothanker“, das diesen in Jacobis Stil einen „Feind der Liebesgötter und Grazien“ nennt, auch von ihm. — Das Sinngedicht auf die „cantorirenden weisen Herren Critici“ („Verbesserer des Gesanges? . . .“) verrät Jacobis Autorschaft in dem Gedanken „wenn zu der Musen Harmonie wir fröhlich unsre Saiten rühren“ und eben wieder der Genetivstellung „der Musen Harmonie“. Die Antithese Kritiker — fröhlicher Sänger ist aus den Versbriefen an Gleim bekannt. — „An die Kritiker“ deutet mit der Umsetzung eines abstrakten Gedankens in mehrere sinnliche Bilder auf Jacobi, dazu sind diese Bilder aus der für Jacobi typischen Natur genommen: „als könntet Ihr in Euren Sümpfen am schattichten Parnaß die frohen Lieder unterbrechen, den grünen Lorbeerhain besprechen, der Quelle reinen Trank vergiften . . .“ Der umgestellte Genitiv, die Belebung der Sprache durch mehrfache Fragen, den Zwischenruf „wohlan!“ lassen auf Jacobi schließen, ebenso der pointierte Schluß, der in einem durch „so“ angeschlossenen vergleichenden Bild („so ließen vormals willigliich in ihrem Dorf als Hexen sich die alten Mütterchen verbrennen“) das vorher Gesagte zusammenfaßt, ähnlich wie in I, 181. 223. — Die Satire auf die Barden „Wenn Hermanns edle Völker streiten . . .“ würde sich dem in der Oper „Die Dichter“ Gesagten anschließen. Auch in Bezug auf den Stil, die den Ausdruck stützenden Bilder („der Musensohn den alten Barden spielt

[119]) Er ist darin höchstens Götz vergleichbar.

und nach dem Eichenkranze fühlt, ob dieser fest auf seinem Haupte stehe, benetzt mit Römer Blut, indeß ich ihm den Alltags-Huth auf schöngelockten Haaren sehe"), die beiden Wenn-Sätze, die Antithese wenn-dann, die Frage und die Interjektion „dann warlich!" läßt sie sich Jacobi zuschreiben. — „Wir halten hier ein feierlich Gericht" nennt zwar in Jacobis Sprache Gleminde und Frau Fritze „sanfte Priesterinnen der Charitinnen", ist aber so gedankenarm, daß ich es nicht für Jacobis Werk halten möchte. — Das Epigramm „An . . ." („Der prophezeyenden Harpyien Geschrei . . .") könnte von Jacobi stammen, erinnert es doch an den letzten Prosa-Absatz in dem „Sendschreiben an . . ." (III, 205) vom 12. Juli 1773. Dort heißt es: „Ihre Beschwerden, mein Freund, über das Froschgequäk in den Sümpfen des Parnasses, über die Harpyien, die bei Göttermahlen nicht einmal die Becher zu beflecken, noch weniger den Nektar in denselben zu vergiften im Stande sind . . ., alle diese Beschwerden übergeh' ich mit Stillschweigen". Dieser Gedanke wird in dem Epigramm wieder aufgenommen: „der prophezeyenden Harpyien Geschrei, dies, Freunde, könnt ihr nicht vergessen? Ihr Drohen, glaubet mir, ist Spiel und Kinderei. Sie riefen ehemals vermessen dem Helden Troja's zu: Du wirst vor Hungersnoth mit deinem Heer die Tische künftig essen; allein die Tische waren Brod". — Das „Froschgequäck" kehrt gleichfalls in einem Epigramm der „Büchse" wieder: „Auch dem Geduldigsten muß die Geduld vergehn: Das ekle Froschgequäck, es ist nicht auszustehn! Ausrotten muß man sie und ganz mit Stiel und Strumpf (= Stumpf), fort, alle Stiere fort und tretet sie in'n Sumpf!" Falls auch dieser Vers von Jacobi stammt, so ist er der heftigste unter den ihm zugewiesenen. — Möglicherweise hat ihn noch die „An . . ." überschriebene Satire auf Spalding („Du Mann, vor dessen Auge sich") zum Verfasser. — Vielleicht ließe sich nach Einsicht in die Handschrift der „Büchse" die obige Zusammenstellung berichtigen und vermehren. Für das Bild von Jacobis Poesie liefert die Sammlung keine neuen Züge.

Die Berliner haben für den empfindsamen Dichter, den einer der ihrigen öffentlich bloßstellt, auch im allgemeinen wenig Verständnis. Mendelssohn berichtet Lessing[120]) von der anfänglich „feurigen", „lebhaften" Begeisterung Gleims und Jacobis für ihn und der folgenden unverständlichen Abkühlung und setzt hinzu: „Indessen kannte ich diese Leute allzugut, und sahe bey der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher". Boie schreibt an Knebel[121]): „Jacobi konnte in Berlin nicht wohl Beifall finden, die besten Leute sehen seine gedruckten Schwachheiten in einem zu hellen Lichte, und waren schon vorher wider ihn eingenommen". Über die schlechte Aufnahme Gleims und Jacobis bei einem Teil des Berliner Publikums berichtet auch das Tage-

[120]) Lessing: Sämtl. Schriften. Bd. 19. Nr. 351. Brief vom Dez. 1770.
[121]) Knebel: Nachlaß. Bd. 2. S. 90. Brief vom 20. Jan. 1771.

buch der Sophie Becker[122]). Und Gleim meldet[123]): Unserm Jacobi gefällt es unendlich in dem prächtigen Berlin, aber er hört und sieht auch Manches, das ihm sehr mißfallen kann! Gestern z. E. waren wir bei dem guten Oberpriester Sack! Mit dem dritten Worte, das er mit meinem Jacobi sprach, rieth er ihm, wohlmeinend zwar, in Wahrheit aber stolz und wunderlich genug, seinem Mädchen Witz (es sind seine Worte) den Abschied zu geben, und, ein anderer Addison, mit der Dame gesunde Vernunft sich zu vermählen . . .[124]). Wie so verschieden sind die Meinungen der Menschen, und nicht der unvernünftigsten. Denn wir Alle, die wir Scherz und Liebe singen, meinen wir nicht, den Geschmack an grober Wollust damit auszurotten, und zum Tempel der Tugend auf einem Wege voll Rosen unsre Leser hinzuführen? Und sangen wir denn nichts als Scherz und Liebe?"

Die Petitesse des Ausdrucks in Jacobis Gedichten belacht Bodmer — gekränkt von Jacobis Spott gegen die Young-Nachahmer — in der anonym erschienenen Schrift „Von den Grazien des Kleinen" (In der Schweiz 1769)[125]). Er sieht das Charakteristikum der Anakreontik in der Zierlichkeit, in den Diminutiven, besonders Jacobis, und warnt vor dem entsittlichenden Einfluß der Poesie und Philosophie Wielands und seiner Freunde. Jacobi nimmt den Angriff ruhig hin. Am 25. Okt. 1768 schreibt er schon über Bodmers Sticheleien an Gleim[126]): „Freylich sollte man den alten Bodmer etwas mehr schonen. Ein abgelebter Krieger, der nach mancher Heldenthat an seinem Heerde sitzt, mit seinen Enkeln wieder kindisch wird, und dann auf die jüngeren Helden schilt, die ihm nicht so tapfer als ihre Vorfahren scheinen, verdient dieser es wohl, daß man wegen seines Spottes sich rächt? Warum muß Bodmer ein gleiches Schicksal mit den elenden Dichterr haben, qui meurent au bruit des sifflets?" Ähnlich ungerührt bleibt Gleim[127]): „Wieland, Jacobi, Gleim sind die Gegenstände des alten Satirs, über den man nicht lachen kann! Mitleiden hat

---

[122]) Becker, Sophie: Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland. 1784—86. Stgt. 1884. S. 190.

[123]) Knebel: Nachlaß. Bd. 2. S. 61. Brief vom 6. Dez. 1770.

[124]) Auch Gleim ist von Sack „wegen seiner Spielerey in Versen spöttisch angelassen" worden, wie aus einem Brief von Karl Lessing an seinen Bruder hervorgeht (Lessing: Sämtl. Schriften. Bd. 20. Nr. 389 vom 15. Mai 1771). Karl Lessing nimmt Partei gegen Sack, der kein Recht hätte, den Freund vor Fremden zu beleidigen, und begreift nicht, daß man Sack durchgängig Recht gibt.

[125]) als Anhang abgedr. bei Ausfeld, Friedrich: Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1907.

[126]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52. Er hat auch späterhin Bodmer den Anwurf nicht nachgetragen, sondern seine Verdienste wohl anerkannt. In einem Geburtstagslied für Gleim 1783 huldigt er dem verstorbenen Bodmer mit rühmenden Worten (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner. Hrsg. von Wilhelm Körte. Zürich 1804. Bd. 1. S. 366 Anm.; auch in: Allg. Blumenlese. Th. 4. S. 262 und in: Deutsches Museum. 1783. Bd. 1. 356.

[127]) Brief vom 8. Jan. 1770 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I

der alte würdige Mann bey mir, seinem alten Freunde erwecket". Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[128]) nennt Bodmers Kritik ein „sehr artiges Schriftchen", in dem Gleim und Jacobi wegen ihrer vielen Tändeleien mit Recht verspottet würden. Sie geht aber nicht mit dem voreingenommenen Bodmer bis zu der übertriebenen Konsequenz, den scherzhaften Liedern sittenverderblichen Einfluß zuzuschreiben, sie verlangt vielmehr beiderseitige Mäßigung. Die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften[129]) greift wiederum die Berliner Zeitschrift an, daß sie die „niederträchtige Broschüre" aus der Vergessenheit gezogen habe, „blos weil der Verfasser gegen den liebenswürdigen Jacobi eben so unedle Gesinnungen hegt, als die Kritikaster selbst. . . . Wie muß es in dessen Gehirn aussehn, der die ganze Grazie der Jacobischen Lieder in die Kleinheit der Verse setzt, dem die niedlichen Fictionen von den Beschäftigungen der Liebesgötter ein Ärgernis sind, der vor der fröhlichen Weisheit ein Kreuz macht, der unschuldige Scherze für Geilheit hält . . ." Auf dem gleichen Standpunkt steht die von Merck verfaßte Kritik von Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" in den Frankfurter gelehrten Anzeigen[130]). Sie wirft Sulzer den „trübsinnigen Eifer" der Strafpredigten gegen Wieland, Gleim und Jacobi und die Bevorzugung der Noachide Bodmers vor und fügt hinzu: „Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements".

Jacobis leichte, süßliche Manier mißfällt auch Boie. Vor Funk bespöttelt er das „faselnde" Wesen[131]), und an Knebel schreibt er[132]): „Seine (Delicatesse) geht mir zu weit, meine vielleicht nicht weit genug. Nach ihm würde keine Schnurre, kein Wortspiel usw. erlaubt sein. Die französischen Kunstrichter sagen das auch, aber ich glaub' es nicht. Man muß nur das Ding für nichts mehr halten, als es ist, ein Nichts, worüber ich einmal lache. Lauter Erhabenes ermüdet, Ernsthaftes schläfert ein, am Süßen überißt man sich leicht; eine Posse mit darunter macht uns lachen, und bringt Alles wieder in Ordnung. So ist es im Leben, warum auch so nicht in Schriften?" Hippel zielt auf das Übermaß an Diminutiven in Jacobis Stil in einem Brief an Scheffner[133]):

---

[128]) Bd. 11. 1770. St. 2. S. 183.

[129]) Bd. 5. 1771. St. 17. S. 183.

[130]) 1772. Nr. 12. Neudruck in: Dt. Lit. Denkm. d. 18. Jh. 7. 8; auch bei Goethe: Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. Stgt. u. Tüb. 1830. Bd. 35. S. 3 ff. Daß die Rezension nicht von Goethes, sondern von Mercks Hand stammt, s. Euphorion. Bd. 16. 1909. S. 787.

[131]) Weinhold, Karl· Heinrich Christian Boie. Halle 1868. S. 142 ff.

[132]) ebda und in: Briefe deutscher Gelehrten. Bd. 2. S. 116. Brief vom 30. Jan. 1772.

[133]) Hippel, Theodor Gottlieb von: Sämtliche Werke. Bd. 13. 14. Briefe. Bln. 1838—39. Brief Nr. 20 vom 16. Nov. 1768.

Stellen Sie sich einmal vor, wie Jacobichen von dem Klötzerchen gelobt ist! Ohne Zweifel hat dies Männchen das Recensionchen selbst gemacht, wenigstens sollte ihn sein Sprachchen an verschiedenen Örtchen verrathen. Z. E. Kinderchen des Geistes etc." In diesem Zusammenhang sei eine Stelle aus einem Brief Fr. Schlegels an Caroline[134]) erwähnt: „Auch Jacobi hat der Hippel viel gelesen. Der Eindruck ist mir nun ewig. Jacobi sey in der Weichlichkeit gebildet bis zum Künstlichen, und auf seine Eitelkeit eitel, und wieder auf dieses Eitelseyn eitel bis ins tausendste Glied". Das kritisch beschreibende Werk „Über die schönen Geister und Dichter des 18. Jahrhunderts"[135]) wagt nach anfänglichem Lob für den „zärtlichen, feinen, gefälligen, sanften" Jacobi und seine malerischen Bilder die Frage: „Allein sind nicht hin und wieder Bilder, die einer starken männlichen Seele zu tändelnd vorkommen könnten?" Nach einem Brief Heinses an Fritz Jacobi[136]) tadelt Gessner noch 1780 das „Verzückerte" an Jacobis Iris-Beiträgen. Ärger spottet Schubart über das Iris-Unternehmen des empfindsamen Dichters in seiner Ankündigung der Zeitschrift[137]): „Herr Jacobi, der es der Welt schon tausendmal gesagt hat, daß er das zärtlichste, empfindsamste Herz besitze, hat den süßen Einfall gehabt, den Abbt nach der neusten Mode zu spielen, und sein Leben an ihrem Putztische wegzutändeln. Er schreibt deswegen seine Iris — ein Theelöfelchen, in welchem sie den Fünftelsaft aller Weisheit Morgens und Abends ohne Beschwerde sanft hinabschlürfen können. Eine Theeschaale französische Brühe drauf; könnte nichts schaden. Leben Sie wohl, furchtbare Circen der Erde, die Sie Männer zu Puppen, Weise zu porcelainenen Männerchen, und die ganze Literatur zu einem Putztische umschaffen können". An einer anderen Stelle seiner Zeitung[138] empfiehlt Schubart Jacobis Werke in spöttischem Ton als Mittel gegen die Verderbnis durch Klopstocks Gelehrtenrepublik. Selbst Gleim schreibt um die Wende 1774/75[139]): „Mit seiner Verträglichkeit hat unser lieber Johann Georg gewiss nichts gewonnen, als daß man sagt, er sey ein guter Mann — ich sagte neulich zu seinem

---

[134]) Caroline (Schlegel). Briefe an ihre Geschwister . . . Hrsg. von G. Waitz. Lpz. 1871. Bd. 1. S. 223. Brief vom 20. Okt. 1798. — — Christiane Caroline Schlegel geb. Lucius stand mit Jacobi in Briefwechsel. Die Freiburger Univ.-Bibl. besitzt noch drei ihrer Briefe (Hs 431, c. VI. 19. November 1775, 27. Jan. 1780; 431, c. VII. 2. Okt. 1774), in denen sie ihn im gefühlvollen Stil der Zeit ihrer Liebe versichert. Dieselbe Bibliothek bewahrt auch einen Brief von Johann Adolf Schlegel vom 2. Okt. 1788, in dem er Jacobi wegen Pränumeration des 2. Bandes seiner Gedichte angeht.

[135]) Lemgo 1771. Abschn. 16 u. 17.

[136]) Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Joh. Müller. Hrsg. von Wilhelm Körte. Zürich 1806. Bd. 2. S. 88.

[137]) Deutsche Chronik. 1774. St. 18 vom 30. Mai. S. 142.

[138]) 1774. St. 48 vom 12. Sept. S. 383.

[139]) Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Hrsg. von Karl Schüddekopf. Weimar 1894—95. Bd. 1. S. 206.

Verleger Gross, warum er nicht zu unsers Jacobi Werken den 5. u. 6. u. 7. Theil hinzu drukken ließe, und bekam zur Antwort: Sie gingen nicht ab — Mangel an Krieg ist ohne Zweifel Schuld daran. Es lebe der Krieg!"

In dem anakreontischen Gesamtbild von Jacobis Jugendlyrik finden sich zeitig Ansätze zu späterem Wachstum. Neben den Spielereien der leicht beweglichen Phantasie und der schwächlichen Empfindsamkeit stehen Andeutungen wahren Gefühls.

Bezeichnend ist es, daß Jacobi nie wie die anderen Anakreontiker[140]) vorgibt, harmlos und sittsam zu sein, Wein und Liebe nicht zu kennen, wenn er auch von Lebensgenuß sänge. Seinem empfindsamen Wesen entspricht die gemäßigte Art, in der er die Heiterkeit preist, die der jugendliche Kreis um Gleim in Halberstadt im Tempel der Freundschaft oder im Gartenhaus vor dem Gröpertore[141]), in Gleims „Sans-Souci", gepflegt hat (charakteristisch sind die Worte — nie laut, hitzig oder frivol — „sanfte Muße" (3); „Harmonie" (18); „lächeln" (18); „wie lächelnd jeder Tag entflieht" (40); „sanfte Ruh" (81); das Herz, „dem auch die allerkleinsten Spiele der jungen Freude heilig sind" (52); „wo mit Zärtlichkeit vereint in unsern Reihen Freude tanzte" (81); „der Freuden stilles Chor" (181). Er trennt hier nicht Dichtung und Leben, seine Aufforderungen zur Lebensfreude haben ihren Grund in der Überzeugung und auch im Erlebnis.

Im Gegensatz zu den meisten Anakreontikern, z. B. Hagedorn, vermeidet es Jacobi, unmittelbar lehrhaft zu sein. Er läßt höchstens seine Lehre aus einem Bild, einer Situation, einer Handlung hervorblicken. Er preist die Einfalt, indem er sie in Gegensatz zu dem freudlosen Leben der Könige setzt (13); er lehrt die Weisheit, indem er sie in ihrer Wirkung darstellt (18); er lehrt ein naturgemäßes Leben durch Ausmalen einiger glücklicher Bilder („an meinem Hügel hier, im Klee, wo sanft wie meine Galathee die Lämmer unter Blumen gehen. Belauschet von der Hirten Chor sing ich hier oft . . . den Schäfchen meine Klagen vor, die keine Wünsche sich verwehren und nicht des süßen Glücks entbehren, auf ihren Triften frei zu sein. Hier führt zu blumigten Altären die Wollust mich in ihren Hain . . . Kein roher Faun, kein Ungeheuer entheiligt sanfter Liebe Kuß . . . Die Tugend singet frohe Lieder . . .") (81); er erzieht zur Keuschheit durch Schilderung des eigenen keuschen Gefühls in 110, die Schlußstrophe dieses

[140]) Die Unzerin z. B. verrät: „Allein ein anakreontischer Trinker und ein anakreontischer Liebhaber rühmt und rät blos das Lieben und das Trinken, um einen Scherz zu machen, und ein Lachen zu erregen. Wer mehr bey einer anakreontischen Ode denkt, als dieses, wird sich ohne Zweifel betrügen" (Versuch in Scherzgedichten. 3. Aufl. Halle 1766. Vorerinnerung. S. 4 f.). Ähnlich Gleim in der Vorrede zu „Versuch in scherzhaften Liedern". 1745. T. 2.

[141]) s. Zschiesche, K. C.: Halberstadt sonst und jetzt 2. Aufl. Halberstadt 1895. S. 222 f.

Gedichts enthält die einzige direkte moralische Lehre der „Briefe“ und „Lieder“.

In der Behandlung der Natur geht Jacobi unmerklich über das Schema der Anakreontik hinaus. Die Natur bleibt nicht nur leblose Staffage, sondern bekommt lebendige Züge. Die anakreontische Technik der Personifizierung und Ausstattung mit Gefühlen überholend haucht Jacobi der Natur persönliches Leben ein. Das erreicht er durch Verben und Beiwörter, die, bald mehr als bloßer Schmuck, die Typisierung aufheben: Er gibt der Natur Farbe: „schattenreiche“ Höhen (3): sie sehen „die Sonne hinter Bergen glühen, den Hügel, den Aurora malt und wie der Mond auf Teiche strahlt“ (13); „nackter“ Hügel (189); „in der Dämmerung der Wolke“ (223); „dunkle“ Haine (197); der „Wiese Grün“ (25); „blaue Luft“ (25). Er gibt ihr Töne: „bang, mit leisem Murmeln schleicht der ungegrüßte Bach vorüber“ (13); „das Echo sagt erschrocken nach . . .“ (13); „ihm (dem Neid) schweigt der West an stummen Bächen“ (25); „ihm tönten wider aus blauer Luft die Lerchen-Lieder“ (25); „womit ein Fluß die Wiese teilet“ (81); die Eulen „heulen“ zum Liede kleiner Vögel (81); Tauben „girren“ im Hain (99); „ihr Myrtenbüsche! rauschet!“ (102); die Myrten „mit leisen Blättern“ (186); „hallende“ Gebirge (189); „fernher murmelte die Welle, leise lispelte der Hain“ (203). Er setzt die Natur in Bewegung: die Lerche „steigt“ (13); der Bach „schleicht vorüber“ (13); die schwarze Wetterwolke „breitet sich über Saaten hin“ (52); Donnerwolken „wälzen sich“ (76); „himmelan die stolzen Wellen sich erheben“ (181); die schnellen Wolken „ziehen“ (201); „sanftbewegte“ Myrten (203). In „Venus im Bade“ (186) und in „Der Kuß“ (203) gelingt es ihm, die Naturdinge mit stärkerem Leben zu erfüllen und sie durch gemeinsame Gefühlswirkung zu einer Einheit zu verbinden. Die Natur bekommt Stimmung: „geheimnisvolle Nacht“, „leise Blätter“, „verliebter Frühling“ (186); „fernher murmelte die Welle, leise lispelte der Hain“ (203); „sanftbewegte Myrten“ (203). Die Liebesempfindung sucht und findet Mitklang in der bewegten Natur: „die Myrten in geheimnisvoller Nacht unter ihren leisen Blättern“, „die Gebüsche, die sie decken, hören mich“, „der verliebte Frühling“ (186); „ein kleines Wort von Liebe rief ihr jedes Büschchen zu; Liebe sprach die junge Rose, sprach der Quelle grüner Rand“, „und ein wollustvolles Ach! unter sanftbewegten Myrten seufzet Philomele nach“ (203). Die Natur wirkt auf den Menschen: „Sanfter wurden ihre Triebe, Friede ward ihr Herz und Ruh, denn ein kleines Wort von Liebe rief ihr jedes Büschchen zu“ (203). Leben in der Natur und Fühlen im Menschen sind nicht mehr getrennt, sie stehen in Parallelität. Daß sie noch nicht ineinander übergehen, zeigt das absetzende „denn“ in dem obigen Satz (203) und die zeitliche Trennung in „Küssen muß sie nun den Hirten, und ein wollustvolles Ach! unter sanftbewegten Myrten seufzet Philomele nach“ (203). Daß die Natur noch nicht als beseelt empfunden wird,

erweist die Mythologisierung in 186 und die Vermenschlichung in 203: „Liebe sprach die junge Rose, sprach der Quelle grüner Rand". Hier sind aber Ansätze, die über die formelhafte, verstandesmäßige Behandlung der Natur in der Anakreontik hinausweisen.

Religiöses Betrachten der Natur ist dem Anakreontiker fremd. Das religiöse Moment fehlt in der Anakreontik Jacobis. Er legt indessen sein religiöses Bekenntnis zu einem undogmatischen Christentum in besonderen Predigten (s. u.) fest. Durch diese Fixierung hebt er sich von der passiven religiösen Einstellung der Anakreontiker ab, die jede persönliche Stellungnahme gegenüber pietistischer oder rationalistischer Zeitströmung meiden.

Ansätze zu Neuem zeigen auch die Liebeslieder. Der Empfindsame verteidigt nicht die Unbeständigkeit der Liebe, die den französischen Epikureern so willkommen war. Er spottet auch nicht über die Ehe wie diese. Sinnlichkeit, die in seinen Liebesliedern im Verhältnis zu denen anderer Anakreontiker eine geringe Rolle spielt, verachtet er auch im Leben[142]: „Das angenehme Bewußtseyn hab' ich doch, kein einziges Mädchen im eigentlichen Verstande verführt zu haben, und buhlerische Schönen haben mich nie gereizt. Noch hab' ich das reine zärtliche Gefühl der Schönheit, das durch niedrige Ausschweifungen nothwendig verlohren wird." Der sentimentale Dichter meidet die Frivolitäten der Anakreontiker, die gleichsam die Reaktion gegen die Sentimentalität bedeuten.

Eigene Empfindung bricht in dem Lied „An Selinen" (181) und in den Belindeliedern durch. In dem Selinelied wird das Gefühl durch die pathetischen Steigerungen („jeder Trost entflieht", „nur bange Scenen", „wilder Gram") und durch den deklamatorischen, vom Verstand ersonnenen Schluß erdrückt. Freier äußert sich das eigene Liebesempfinden in den Belindeliedern: „An zwei Täubchen" (99)[143], „Der Faun" (102 mit dem folgenden Brief 107), „An Belindens Bette" (110)[144], „Das Körbchen" (219), „Belinde" (223). In diesen Gedichten, die noch mit dem Bilder- und Formapparat der Anakreontik umgehen, wächst Jacobi über die Anakreontik hinaus, so weit er inneres Liebeserlebnis bedichtet. Nicht mehr „angenommene Empfindungen"[145], sondern wahre Empfindungen machen hier den Dichter. In den „Briefen von den Herren Gleim und Jacobi"[146] schreibt Jacobi noch: „dem Zeuxis gleich setze ich in einem Zirkel von Mädchen mir eines zusammen; Eine Venus! . . . Kein Reiz ist für meine Muse verlohren. Alles späht sie aus, und samlet Materialien zu

[142]) Brief an Gleim vom 11./12. Juni 1768 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52.

[143]) aufgenommen in: Schmidt, Klamer: Elegien der Deutschen. Lemgo 1776. S. 366.

[144]) in: Schmidt, Klamer: Elegien der Deutschen. Lemgo 1776. S. 221.

[145]) Gleim in dem Brief Nr. 55 von den „Briefen von den Herren Gleim und Jacobi".

[146]) Brief Nr. 33 vom 18. Nov. 1767; abgedr. bei Pröhle S. 491 f.

Liederchen". Hier noch eine rationalistische Konstruktion eines Ideals, für das der Dichter sich mit Absicht begeistern und das er bedichten will — jetzt eine wirkliche Gestalt, für die er Liebe empfindet, die sich in Liedern ausspricht.

Die „Seline" genannte Geliebte, die zu den Liebesliedern des Jahres 1767 und der ersten Monate von 1768 Anregung gibt, ist eine Hallenser Freundin des Dichters, deren Namen ich leider nicht ermitteln konnte. Jacobis Verhältnis zu ihr geht aus den ungedruckten Briefen an Gleim im Gleimhaus Halberstadt (Arch.-Nr. 51) hervor. Er muß sie Ende 1766 kennen gelernt haben, denn das Lied „An Selinen" wird in einem Brief vom 18. Jan. 1767 erwähnt. Die ersten Monate vergehen in unbedenklicher Freude, obwohl die „Erlaubnis, Selinens Hand zu küssen, und höchstens zehn Küsse während eines halben Jahres ihr zu rauben, alles" sind, was er erhält (28. Febr. 1768). Dann wird das Gefühl zur Qual, da eine Vereinigung wegen unbekannter äußerer Umstände nicht möglich ist. Mühsam sucht der empfindsame Liebhaber seine Liebe zu unterdrücken, sein ganzes Trachten geht darauf, Halle, „wo ohne ein Wunderwerk der Götter ich nie zur Ruhe gelangen kann", zu verlassen (21. Febr. 1768). Am 24. Febr. 1768 offenbart er sich erst dem Freunde: „So viel will ich Ihnen nur jetzt sagen, daß es eine unglückliche Leydenschaft ist, die ich schon seit einem ganzen Jahre und länger bekämpfe, weil Ehre und Tugend es von mir fordern; die ich aber noch immer nicht überwinden kann. Gezwungen bin ich, den Gegenstand derselben zuweilen zu sehen, und eine Unterredung macht mich nachher auf viele Tage unglücklich. Weg muß ich von dem Orte, wo ich so viele Spuren von unglücklicher Neigung überall antreffe. Meine Freundin, ihre Wohnung, ihr Garten, ihre Familie, alles müßte verschwinden, und dann erst wär' es mir vielleicht möglich, in Halle ruhiger zu leben. . . . Über die Liebe habe ich zwar so ziemlich gesiegt, und seit langer Zeit ist sie nur die letzte Bewegung der Wellen nach einem heftigen Sturme; aber das Andenken an meine vorige Glückseligkeit, diese kann ich unmöglich verbannen. . . . Mich meiner Neigung überlassen, wenn auch die Umstände es litten, kan ich nicht, ohne meines Gleims unwürdig zu werden. So viel ist gewiß, daß, da ich zwölf Monathe diese Empfindungen ohne Hofnung bey mir genährt habe, ohne ein einzig Mahl meine Freundinn allein sprechen zu können, so ist es nicht möglich, dieselben in Halle zu unterdrücken, an einem Orte, wo keine andre Schönheit mich einnehmen kan." Am 26. Juni 1768 wird Seline zum letzten Mal genannt, dann tritt eine andere an ihre Stelle.

Diese andere Geliebte ist „Belinde", die Tochter von Jacobis Bergwirt (auf den Bergen in Glaucha an der Saale bei Halle), des Kaufmanns Jansen[147]). Jacobi lernt sie Anfang Juni 1768 kennen

[147]) Pröhle S. 493. Martin-Scherer S. 337 f. Die übrigen Angaben stammen aus den ungedruckten Briefen Jacobis an Gleim im Besitz des Gleimhauses Halberstadt (Arch.-Nr. 51. 52).

und empfindet gleich bei dem ersten Zusammensein einen Aufschwung der Stimmung (Brief an Gleim 11./12. Juni). Er trifft das „niedliche" Mädchen „mit den dunkelblauen Augen, mit den schwarzen Augenbrauen" (19. Juni) bei kleinen Garten- und Familienfesten, wo ihn ihre Natürlichkeit und Anmut bezaubern. „Etwas spröde ist sie, fliehen kan sie, wie eine Nimphe, von Schäfern verfolgt. Aber ein Vergnügen ist es auch, ihr nachzulaufen, sie einzuholen, und dann für ihren Muthwillen sie zu bestrafen. Mit Küssen? Nein! Küssen darf man ihr die Hände, und kaum. Ich stelle mich auch, als fiel mir es gar nicht ein, daß man sie küssen könte." (19. Juni). „Allerliebst war sie, allerhand niedliche Einfälle hatte die kleine Lose, die nicht witzig schienen und dennoch gefielen." (29. Juni): „ihr kleines Herz ist ganz für die Freude geschaffen" (ebda). Ihre Eltern, vor allem die strenge Mutter, sind der Verlobung mit dem Sohn der reichen Düsseldorfer Familie nicht abgeneigt (26. Juni). Jacobi fürchtet jedoch eine frühe Bindung, er gerät erneut in Bedrängnis, sein Herz, „das zugleich so empfindlich und so redlich ist", sehnt sich aus der „heftigen Situation" weg (26. Juni). „Nun muß ich bey jeder Schmeicheley, die ich ihr sage, äußerst behutsam seyn, und kaum wag' ich, ihr etwas Schönes zu sagen. . . . Es ist kein Vergnügen, daß ich in Ruhe genießen kan. Sollt' ich die Eltern und insonderheit das Mädchen hintergehen? Nur einige falsche Hoffnungen zu veranlassen, wäre grausam! Dennoch fieng ich einmal an, ohne die Folgen vorher zu sehen, mich ihr gefällig zu machen, und wie kan ich jetzt abrechen? . . . Noch müssen Sie wissen . . ., daß Belinde zu großen Ansprüchen berechtigt ist, indem sie für die Schönheit von Halle gehalten wird. Sie kan es verlangen, daß man sie liebt, um sie ewig zu lieben, und hieran denk' ich nicht" (26. Juni). „Ein Held hab' ich mir vorgenommen zu seyn. Ich will so wenig als möglich Belinden sehen, und wenn ich sie sehe, nicht mehr so oft die Hände ihr küssen. Schwer wird es Ihrem Jacobi werden; allein der Krieg mit mir selbst dauert hoffentlich nicht lange" (29. Juni, ähnlich 6. Juli). Je länger er in Halle bleibt, desto größer wird seine Qual am 3. Okt. schreibt er: „Ich gesteh' es Ihnen, bester Gleim, der kleine tändelnde Amor könte gefährlich werden. Schon läßt er mich keine Sylbe mehr dichten, schon benimmt er mir das Feuer, das Anakreon in mir anfachte . . . Zerreißen will ich die Blumenketten, womit ein reizendes Mädchen mich band, und wieder werden, was ich zuvor war". Der Abschied fällt ihm schwer, und noch am 13. Aug. 1769 schreibt von einem Besuch in Halle an den Freund: „daß ich . . . Belinden erst eine halbe Stunde sah, und mit Fleiß sie nicht oft sehen will, um in meinen philosophischen Entschließungen nicht gestört zu werden" und noch einmal von derselben Reise am 30. Aug.: „Ach! mein bester Freund, was kan alle Philosophie gegen ein lächelndes Mädchen ausrichten? — — Meine Belinde — — warum wagt' ich es, sie wiederzusehen? — — Dennoch reiß ich mich loß. Ihre

Freundschaft wird die weinende Liebe trösten." Der nüchterne Gleim sucht „die Flammen zu löschen", nach Jacobis Hallenser Reise schreibt er an dessen Bruder[148]): „Belinde mag ein gutes Mädchen seyn, wir leben aber nicht in Arcadien, und gebrauchen etwas mehr als Milch und Honig! So sehr er versichert, daß es von seiner Seite bey einer Amorette geblieben wäre, so seh ich doch, daß von ihrer Seite wohl ein Schrittchen darüber geschehen, und es ihr ein Ernst seyn mag, unsern lieben Yorick ewig für sich allein zu behalten". Belinde hat später einen Steuereinnehmer Rosenfeld geheiratet, ein Freund Saunier teilt Jacobi in einem französischen Brief vom 22. Nov. 1770 mit, daß sie trotz Weigerung ihres Vaters den vermögenslosen Rosenfeld geheiratet habe und mit ihm glücklich sei[149]).

Die Belindelieder[150]) entstammen also dem wirklichen Erlebnis. Jacobi sagt selbst[151]): „Sehen kann ich das Mädchen nicht, ohne zu einem Liede begeistert zu werden". In „Die zwei Täubchen" (99), „Der Faun" (102) und „An . . ." (107) wird das Gefühl noch von dem anakreontischen Bildervorrat, besonders dem mythologischen gestört; in „Belinde" (223)[152]) von dem pathetischen Aufwand von Olymp, dem großen Zeus, Tälern, Gründen; in „Nunc sio" (225) von den deklamatorisch gesteigerten Ausdrücken „finsteres Alter", empörtes Blut", das in „allen Adern kocht", „der Liebe ganze Wut"; in „An Belindens Bette" (110) von der Schlußbesinnung auf die Sittsamkeit. Daß in diesem Gedicht nicht nur das ungehemmte Gefühl, sondern noch der absichtsvolle Verstand, die anakreontische Gewohnheit zu belehren gearbeitet haben, beweist ein Brief an Gleim vom 7. Sept. 1768: „Ich wollte in dem ganzen Gedicht die kleinen Nuancen zwischen einer zärtlichen, nicht von der Sinnlichkeit ganz getrennten, aber durch Unschuld veredelten Liebe und einer ganz sinnlichen Wollust zu treffen suchen. Der Amor, der es eingab, sollt' ein frommer Amor seyn; aber dennoch zu schalkhaft für einen völligen Platoniker; Belinde ein Mädchen, welches als Mädchen sich fühlt, und bey welchem Unschuld und Gefühl mit einander kämpfen; der Jüngling ein bescheidener Hirte, voll Sehnsucht etwas zu wagen;

---

[148]) Univ.-Bibl. Freiburg Hs 431, c. VII. Ebda ein Brief des Vaters Jansen, vom 5. Februar 1769, in dem er Jacobi zum Kanonikat Glück wünscht.

[149]) Brief vom 7. Okt. 1769 Gleimhaus Halberstadt Arch.-Nr. 55.

[150]) Mehrere kleine Gedichte an Belinde, die Jacobi seinen Briefen an Gleim (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51. 52.) eingestreut hat, sind, wahrscheinlich wegen ihres Gelegenheitscharakters und ihrer stärkeren anakreontischen Flüchtigkeit, in die Werke nicht aufgenommen. Von diesen erschien „An Belinden, die in einem Körbchen Blumen geschickt bekam und über das Körbchen zürnte" in: Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 2. 1768. St. 8. S. 658 und in: Schmid, Heinrich Christian: Anthologie der Deutschen. Th. 2. Frankf. u. Lpz. 1771. S. 196; „An die Liebesgötter" bei Schmid Th. 2. S. 193.

[151]) 30. Aug. 1768 an Gleim (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52).

[152]) abgedr. in: Originaldichter. Bd. 1. S. 210.

aber zugleich voll Furcht, einen traurigen Sieg über die Tugend einst bereuen zu müssen. Die größte Wirkung versprach ich mir davon, daß ein Gedicht an dem Bette eines reizenden Mädchens unerwartete Züge von der ernsten Moral enthielt. — Solche Gedichte scheinen mir der beste Weg, wenn anders die Dichtkunst so viel vermag, grobe Wollüstlinge zu einer edleren Liebe zurückzuführen. In einem leichten Anputze sehen sie die Schönheit, ihr Schleyer will fallen, sie bleiben stehen, der Schleyer fällt nicht, und nach und nach gewöhnen sie sich daran, in einem keuschen Gewande die Reize zu sehen, welche dadurch erhöht werden". — Man fühlt in den Belindeliedern das Ich, das persönliche Erlebnis, das Erlebnis der Liebe, ihrer Erregung, das Erlebnis von der spröden Geliebten, ihren Reizen und ihrer Unschuld und Anmut. Am reinsten kommt das innere Empfinden in dem „Körbchen" zum Ausdruck (219). Es ist (s. auch Ransohoff S. 49) das schönste von den Belindeliedern, einheitlich in der Vorstellung — ganz auf „ich" und „du" gestellt — unbeschwert von Gedanken und Bildern, anmutig in Stimmung und Rhythmus, nicht verstandesmäßig ersonnen, sondern gefühlt.

Auch die anderen Liebesgedichte der Zeit entbehren nicht des Erlebnishintergrundes. Jacobi gesteht selbst: „Glauben Sie ja nicht, liebster Gleim, daß mich die Mädchen bisher von Liedern abgehalten haben. Sang ich nicht für Ihre Venus, für Themiren, für Chloen, für Minerva, für Selinen? Lauter würkliche Schönen! Zehn Lieder hätten schon Daphne und Belinde, wär' ich in einer ruhigern Situation. Wo es Küsse zu verdienen giebt, da bin ich gleich mit meiner Leyer bey der Hand" (29. Juni 1768). Mit „Venus" ist Gleims Freundin Frau von Rochow, die Gattin des Domherrn Rochow in Halberstadt, gemeint. Einige kleine ungedruckte Gedichte „An die Venus Rochow" sind einem Band Briefe Jacobis im Besitz des Gleimhauses Halberstadt (Arch.-Nr. 53) beigebunden. Den Namen „Themire" hat die Fürstin von Dessau Jacobi selbst für sich vorgeschlagen (6. März 1768), ihr gelten die Lieder „An Themiren" (213) und „Themire und Asträa" (208)[153]). Die Asträa des letzteren ist die Gräfin Wilhelmine von Anhalt, die eine Zeit lang auch bei dem Bergwirt Jansen wohnte (6. März. 24. Febr.). Für die Lieder an diese beiden vornehmen Frauen hat der Dichter manche Spöttelei der Ehemänner und manchen Klatsch der Hallenser Offiziere hinnehmen müssen (26. Juni 1768 und öfter). Der Name „Minerva steht für Frau von Massow, ihr ist „Das Schönpflästerchen" (94) gewidmet; über sie und ihre Familie s. Schurig, Arthur: Der junge Heinse und seine Entwicklung bis 1774. Diss. Lpz. 1910. S. 83. „Chloe" — der Name kommt in den Liedern nur in „Das Täubchen" (197) und „Das Gewitter" (201) vor, ein ungedruckter Brief vom 5. Juni 1768 enthält ein ungedrucktes Gedicht an Chloen — nennt Jacobi eine Hallenser Schöne, die ihn

[153]) beide abgedr. in: Originaldichter. Bd. 1. S. 117 u. 173.

in einem Konzert durch den „Blick einer schmachtenden Blondine unter schwarzen Augenbrauen“ (26. März) begeisterte. „Daphne“ war seine Freundin vor Seline, während der Glückszeit mit Belinde taucht sie wieder auf als „ein recht philosophisches Mädchen“; an Gleim, der sie „Iris“ nennt, schreibt er: „Ohngeachtet meiner Untreue liebt sie mich noch immer, sie weiß, daß ich für sie nichts als Freundschaft empfinde“ (22. Juni 1768). Es ist möglich, daß die vier französischen „A. F. A. W.“ unterzeichneten Briefe der Freiburger Univ.-Bibl.[154]) von dieser Daphne stammen.

In den Liebesliedern kommt das Innere am stärksten zum Ausdruck. Das zeigt sich ganz deutlich in dem Gebrauch der Fürwörter, das „Ich“ herrscht vor. In den Belindeliedern wird das Liebesgefühl nicht von einem fremden Wesen ausgesprochen, nicht in eine unpersönliche Situation oder Szene gekleidet (wie in 94. 183. 193. 201. 203. 208), sondern das „Ich“ spricht direkt: „dann denk' ich an Belinden . . ., allein bedauret mich . . ., von ihrem Kusse träumen darf ich nur“ (99); „dir will ich noch das letzte Laub . . . streuen . . . Geliebtes Bette meiner Schönen! O zeige mir Belindens Bild . . ., dann muß ich dich beneiden . . ., nur Seufzer darf ich mir gewähren“ (110); „einen Blick gewähret mir . . ., mich beschützen, mir sie zeigen, ewig dank ich euch mein Glück . . ., wag ich es, nach der zu blicken . . ., o ihr Myrten, o umschließet sie vor mir“ (219); „schützet mich, ihr Bäume . . ., lasset durch ein Wunder mich sie küssen“ (223). In diesen Liebesliedern ist das „Ich“, das das Gefühl unmittelbar ausspricht, viel häufiger als das „Sie“, das von der Geliebten erzählt und das Gefühl erst mittelbar zum Ausdruck bringt.

In den Freundschaftsliedern kommt zu dem „Ich“ das erweiterte „Wir“, das den Freund mit einbezieht: „uns, bester Gleim, uns liebt das Tal“ (13); „unsern Hain . . ., wenn nur den Göttern wir gefallen . . ., hört uns, ihr späten Enkel ihr!“ (25). Jacobi spricht von dem Freund nicht in der dritten Person, sondern er redet ihn mit dem gefühlsunmittelbaren „Du“ an (3. 13. 18. 25. 40. 52. 76. 81).

Das „Ich“ braucht Jacobi außer in den Liebesliedern, wenn er von seiner Dichtung und seinen dichterischen Absichten spricht (3. 52), wo er also eigenstes Denken offenbart.

Inneres Empfinden spricht sich nachdrücklicher aus, wenn ein Erlebnis des gegenwärtigen Augenblicks, nicht eines der Vergangenheit poetisch gestaltet wird. Einige von Jacobis Belindeliedern halten ganz deutlich das augenblickliche Erlebnis fest: 110,186,219. Der Dichter steht an Belindes Bett, redet es an und stellt sich die Geliebte darin vor (110), in der letzten Strophe wird die Hingabe an den Augenblick durch Reflexion zerstört. In 186 sieht der Liebhaber dem Bade der Geliebten zu, die Szenerie wird kurz geschildert, die gegenwärtige Erregung zeigen die lebhaften Fragen, das „hier“, „nun“, „schon“, Wendungen wie „zeigt, ach! zeiget mir

[154]) Hs 431, c. VIII. Martin S. 31. Anm. 33.

Cytheren, o ihr Nymphen, einen Blick!", „wag ich es, nach der zu blicken", o ihr Myrten, o umschließet sie vor mir"; nur die fünfte und die letzte Strophe lenken durch verstandesmäßige Überlegungen ab[155]). Ungestörte Freude am Augenblick ist „Das Körbchen" (219): „kömmt die lächelnde Belinde; dort seh ich; nun verweilt die Schäferin; Baum und Staude sind entzücket; welche nie gefühlte Regung; deine kleineste Bewegung ist voll Liebe . . ." In den anderen Liebesliedern überläßt sich der Dichter nicht so völlig der Gegenwart. Er konstruiert eine Situation („wenn ich die Täubchen sehe, dann denk ich an Belinden [99]), er verallgemeinert („wenn meine Tage sich in traurig Dunkel nullen, dann ruft dein sanfter Blick . . ." [181]), er zerstreut sich durch mehrere Vorstellungen (102. 213). Die Feundschaftsgedichte beziehen sich immer auf allgemeine Vorstellungen und Empfindungen, nicht auf Gegenwartserlebnisse. Erlebnisse aus der Vergangenheit erzählt der gegenwartsfrohe Anakreontiker nicht.

Dem Blickpunkt entsprechend ist die grammatische Zeitform in den Erlebnisgedichten durchweg das Präsenz. Auch in den Versbriefen herrscht das Präsenz vor, bis auf einige wenige Erinnerungssätze („dich, Lalage, dich sah ich schon . . .") oder Einleitungen, die zum Präsenz überführen (73. 76). Von den Liedern haben 193, 197, 203, 208, 213 das Perfekt, sie geben nicht direkt eigenes Augenblickserleben wieder. In allen wird aber das Perfekt der Einführung in das lebendigere Präsenz übergeleitet.

---

[155]) Jacobi urteilt selbst über dieses Gedicht „Venus im Bade" in einem ungedruckten Brief an Gleim vom 5. Okt. 1767 (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51): „Das muß ich Ihnen noch sagen, daß ich mit meinem Gedichte gar nicht zufrieden bin. Ich wagte mich an einen gar zu hohen Gegenstand. Die letzte Strophe hat nichts originelles, und in dem ganzen Gedichte zeigt sich eine Armuth des Geistes. Sehen Sie es mitleydig an, und lassen es sterben". Mit dem Urteil über die letzte Strophe trifft er das Richtige, sonst hat man jedoch den Eindruck, daß er mit dieser eigenen Verurteilung das Lob Gleims hervorrufen will. — Das Gedicht erregt die Begeisterung des Bruders Friedrich Heinrich, der vor allem die vier ersten Strophen „ungemein frappant" findet: „Hier herrscht der hinreißende Enthusiasmus, die liebliche Schmärmerey (ce charmant délire), welche sich des Herzens des Lesers mit unwiederstehlicher Gewalt bemächtigen und ihn so wie den Dichter empfinden lassen . . . Ewig schade! daß die letzten Strophen nicht so vortreflich wie die 4 ersten sind". An den Rand des betr. Briefes schreibt er weiter: „Ich kann Dir nicht genug sagen, wie ausnehmend mir die badende Venus gefällt. Es ist ein recht Ramlerischer Schwung in diesem Gedichte. Sage mir doch, was Gleim und Klotz davon urtheilen, und ob sie die 4 ersten Strophen auch so viel besser als die übrigen finden?" (Originalbrief vom 16. Apr. 1768 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. IX, 3).

Jacobis „Venus im Bade" behandelt dasselbe Thema wie „Iris" (Verf.?) in Ramlers „Lyrischer Blumenlese" (Lpz. 1774—78. Buch 6. S. 39). Jacobis Empfindsamkeit hebt es deutlich von dem ungleich keckeren Gegenbild ab. Begriffe und Worte wie „Vorwitz", „Neugier", Zephirs „lose Kunst", „Munterkeit", „Buhlereien" gehören nicht in Jacobis Gefühls- und Sprachbereich.

Das Wesen der Jacobischen Anakreontik verdeutlicht ein Vergleich mit den übrigen Anakreontikern, mit der antiken Quelle, der deutschen Anakreontik der eigenen Generation und den Vorbildern aus der französischen Gesellschaftspoesie.

Die ergiebigste Quelle der Anakreontik, Anakreon und die sogenannten Anakreontischen Lieder, hat Jacobi nicht benutzt. Wenigstens ist eine unmittelbare Entlehnung nicht nachweisbar[156]). In der Lebensanschauung im allgemeinen geht Jacobi die Behaglichkeit, die beschwingte Leichtigkeit, die betonte Sorglosigkeit der Anakreonteen ab. Von den besonderen Motiven, zu denen sich das Lebensprogramm Anakreons konzentriert, fehlen bei ihm Preis des Weins, Genuß des Augenblicks, die Mahnung, die Jugend zu genießen, ehe Krankheit und Tod kommen, und alle die einzelnen Situationen der Liebe und des Liebesgottes (Unzahl der geliebten Mädchen, Liebestraum, Eros' Nest in des Dichters Herzen, Eros' nächtlicher Besuch, unmögliche Flucht vor dem bleifüßigen Eros, der wächserne Eros, Eros mit Wein eingetrunken, Eros von einer Biene gestochen). Die Züge, die Jacobi mit Anakreon gemeinsam hat (Fröhlichkeit, Genügsamkeit, Verachtung von Reichtum und Macht, Maßhalten, die Antithese Krieg-Liebe, Nichtachtung des Todes) sind Allgemeingut der deutschen und französischen Anakreontik und nicht von dem griechischen Urbild unmittelbar abgeleitet. Jacobis Poesie trägt auch nicht den Charakter der griechischen Lieder: Ihr fehlt die Gewandtheit, die natürliche Grazie, die Wärme des persönlich Erlebten, vor allem die Kraft, die Lebhaftigkeit und die bündige Plastik. Wie Herder[157]) Gleim gegen Anakreon absetzt, paßt auch auf Jacobi: „Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden . . ., jener zeigt den Reiz in Handlung, die Empfindung in Würkung; dieser aber alles mehr in Worten und in Beschreibung."

Die horazische Färbung ist in Jacobis Liedern stärker als die anakreontische. Allein sie bleibt oberflächlich, der jugendliche Dichter kann den Weg zu dem Geiste des weisen Römers nicht finden, da ihm die frische Wirklichkeitsnähe, das Streben nach ethischer Vertiefung fehlen. Und doch faßt Jacobi Horaz nicht so einseitig wie viele seiner Zeitgenossen auf, die in ihm nur den Dichter der Augenblickslust sehen. Seine Vorstellung von Horaz konzentriert sich in dem Brief „An Herrn Uz" (40)[158]): Horaz, der

---

[156]) Über den Einfluß Anakreons auf die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts s. Ausfeld, Friedrich: Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1907. S. 97 ff.

[157]) Suphan. Bd. 1. S. 332.

[158]) abgedr. in: Eschenburg, Johann Joachim: Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Bln. u. Stettin 1789. Bd. 3. S. 430 mit der Charakteristik: „Seinen (Jacobis) Episteln ist überaus viel Feinheit, Gefälligkeit und Wohlklang eigen, selbst dann, wenn sie durch den Inhalt minder anziehend, und bloße Spielerei heitrer Laune sind".

Liebling Amors und der Charitinnen — Horaz, der Weise, innerlich Heitere, Gelassene, für Schönheit und Tugend Begeisterte. Horazische Züge bei Jacobi sind: Lob des Landlebens, eines stillen, äußerlich armen Daseins, Verachtung von Macht und Reichtum, Unglück im Glanz der Höfe, Freude am Gesang, vor allem Preis der Weisheit, die der Natur gemäß lebt, die das Schicksal gelassen hinnimmt, auch im Kummer Freude fühlt, Freiheit und Ruhe gibt[159]).

Jacobi übernimmt jedoch die horazischen Themen nicht von Horaz unmittelbar, sondern auf dem Umweg über die französischen und deutschen Anakreontiker. Und hier ist ihm Uz am stärksten Anreger. Noch 1796 (13. Mai) sagt Schlosser in dem Brief über Uz' Tod[160]): „Ich weiß, daß er Dir viel war und Du warst auch ihm lieb". Mit dem Anakreontiker Uz verbindet Jacobi nichts. Uz lehnt sich stark an Anakreon an[161]), er übernimmt seine kleinen Themen von Liebe und Wein, seine poetische Technik, die Aufforderung zur Lebenslust in eine anreizende Situation zu kleiden, seine Empfindungen aus einer bewegten Szene hervorscheinen zu lassen. Jacobi nähert sich dem Uz der späteren Epoche, als unter dem Einfluß Horaz' eine größere Tiefe und Innerlichkeit das leichte Getändel verdrängt. Diesen Uz, den Nachfolger von Horaz, meint er in dem Brief „An Herrn Uz" (40). Beide berühren sich im Lob des Landlebens, eines bescheidenen Daseins, der Tugend und der Weisheit. Bei Uz ist aber alles männlich vertieft, philosophisch unterbaut — bei Jacobi leicht und flüchtig hingetändelt, verkleinert, verniedlicht. Als Beispiel ihre Darstellung der Weisheit: Jacobis sanfte Weisheit (52), die Gespielin Cytheres, „weiß in kleinen Bildern uns lächelnd das zu schildern, was hundert Toren quält, . . . lehrt uns, wenn wir klagen, daß selbst den trüben Tagen nicht alle Freude fehlt" (18). Ähnlich bei Uz: der Weise „braucht in Fröhlichkeit auch selbst die trüben Tage" (11), aber vergründlicht: er nutzt jede Zeit (11), er ist gemäßigt froh im Glück und groß im Leid (40), hat mit Vernunft seine Brust für jeden Unfall vorbereitet (40), richtet seinen Sinn „auf dauerndes Vergnügen hin, das aus der Seele selbst entspringet" (44), in heiter-mutiger Erkenntnis des unausweichlichen Schicksals und der Unsterblichkeit verleihenden Gottheit (65).

Die Gefühlseinstellung muß Jacobi eher auf Uz als auf Hagedorn verweisen. Er bringt dem Vater der deutschen Anakreontik

---

[159]) Die anderen Seiten der horazischen Poesie kennt Jacobi nicht: die kritisch-satirischen Betrachtungen literarischer oder politischer Verhältnisse und Persönlichkeiten, die unpoetisch moralisierenden Reflexionen über das Leben.

[160]) Martin S. 37. Anm. 61.

[161]) Uz, Johann Peter: Sämtliche poetische Werke. Hrsg. von August Sauer. Stgt. 1890. (Dt. Lit. Denkm. d. 18. u. 19. Jh. 33—38).

Verehrung entgegen[162]), hat aber als Dichter keine unmittelbaren Beziehungen zu ihm, weder in der geselligen noch in der belehrenden Poesie. Er unterscheidet sich von ihm durch Empfindungsweichheit, durch seine früh ausgeprägte Vorliebe für alles Kleine, Gedämpfte in Gefühl und Darstellung. Hagedorns Fröhlichkeit ist viel sinnenfreudiger als die Jacobis. In den geselligen Liedern ruft er zur Lebenslust um jeden Preis[163]): „Nennet kein Vergnügen eitel, dem Wein und Liebe Vorschub tut. Was kann das Totenreich gestatten? Nein, lebend muß man fröhlich sein“ (30). In den Liebesliedern tritt die Sinnlichkeit, die französische Frivolität, stark hervor, die Jacobi mangelt: „der Liebe schmeichelnde Gewalt“, „die Macht gereizter Zärtlichkeiten“ (30), „die Reizung süßer Lust“ (68) locken von Genuß zu Genuß, Treue und Ehe, schüchterne Anbetung, zu viel Unschuld sind unerwünscht, die Geliebte reizt durch feurige Augen, schlaue Blicke, halbentblößten Busen, weißen Hals, einen Mund, „der lächelnd Lust gebeut“ (78), sie wächst nur zur Lust auf (91). So wenig wahres Gefühl Hagedorn für die Liebe aufbringt, so wenig auch für die Natur[164]). Sie ist in Einzelheiten zerstückelt, formelhafte Staffage, ohne Eigenleben, nicht gesehen oder empfunden, höchstens Wiederspiegelung der eigenen Sinnlichkeit (67. 68). Jacobi gelangt nach ähnlichen Anfängen doch bald zu stärkerer Verlebendigung und Anteilnahme. Das zeigt sich vor allem in der Bewegtheit der landschaftlichen Faktoren. Für Hagedorn ist die leichtflatternde Rokoko-Bewegung das stilbildende Prinzip, auf die Bewegung stilisiert er die Landschaft. Für Jacobi bedeutet Bewegtheit der Natur, auf die er recht eigentlich erst später reagiert, Vergeistigung und Beseelung. Die mythologische Verbrämung ist bei dem realen Hagedorn sparsamer als bei dem tändelnden Jacobi. Die horazischen Themen, die beide gemeinsam haben, erfahren eine ganz verschiedene Behandlung. Hagedorn durchdringt einen vorhandenen Stoff mit seiner eigenen Individualität, erwirbt ihn sich mit gründlichem Ernst und reifer Männlichkeit — Jacobi greift die modischen Themen spielend auf; Hagedorn trägt seine Gedanken ohne Phantasie und Gefühlstiefe vor, mit einem überladenen Aufwand einer oft spitzigen Reflexion — bei Jacobi entscheiden tändelnde Einbildungskraft, Empfindsamkeit, Leichtigkeit, Zierlichkeit; Hagedorn will immer belehren, erziehen, ist dabei oft satirisch — Jacobi fehlt das satirische Element ganz.

---

[162]) In I,89 ruft er die Hamburger zur Errichtung eines Denkmals für den „Sänger der Schönheit und der Liebe“ auf. Und noch in der späteren Iris (1806. S. 1 ff.) ermuntert er die jungen Dichter zum Studium der lehrenden, erzählenden und lyrischen Poesie des Dichters der „Liebe, der Freude und der Weisheit“.

[163]) Hagedorn, Friedrich von: Sämtliche poetische Werke. Hamb. 1771.

[164]) Über das Naturgefühl bei Hagedorn s. Kammerer, Friedrich: Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Bln. 1909. S. 40 ff.

Daß Jacobis Poesie mit der Gleims nichts gemein hat, stellt Ransohoff S. 50 f. fest[165]). Gleim gibt sich weit stärker als Jacobi der anakreontischen Gedankenwelt hin. Immer wieder variiert

[165]) Jacobi lernt Gleim 1766 in Lauchstädt kennen (Näheres s. in Jacobis Aufsatz über Gleim in: Werke. 2. Aufl. Zürich 1807—13. VI, 139). 1767 besucht er ihn wieder im Bade. (Schüddekopf, S. 371 Brief Gleims vom 29. Sept. 1767). 1768 bemüht sich Gleim um das Halberstädter Kanonikat für Jacobi in einem erfolgreichen Gesuch beim König (abgedr. in: Körte S. 153). Jacobis Vater kauft das Kanonikat (Plan der Geldbeschaffung bei Pröhle S. 497; Martin. S. 24. Anm. 12) zu Gleims rührender Freude (Schüddekopf S. 382 Brief Gleims an Uz vom 6. Juni 1768; S. 384. Brief Gleims an Uz vom 20. Aug. 1768; Originalbrief Gleims an Jacobi Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. 1 vom 21. März 1768). Im Dez. 1768 kommt Jacobi nach Halberstadt (Brief an Klotz vom 27. Dez. 1768 in: Briefe deutscher Gelehrten Th. 1. S. 170; Briefe Jacobis an Gleim im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52; auch Neue Hallische gelehrte Zeitungen. Th. 3. St. 99 vom 12. Dez. 1768), nicht 1769 laut Martin S. 7 und Körte S. 158. 1771/72 versucht Jacobi eine zwölfbändige Neuausgabe von Gleims Werken zustande zu bringen; am 10. Apr. 1771 versendet er eine gedruckte „Nachricht" von der eröffneten Pränumeration; Gleim erwähnt diese Nachricht in einem Brief an Bürger vom 9. Sept. 1771 (Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 34); in den Frankfurtischen gelehrten Zeitungen (Jahr 36. St. 75 vom 17. Sept. 1771. S. 372) ermuntert J. G. Schlosser zur Subskription; trotz wiederholter Aufforderung (Neue Zeitungen von gelehrten Sachen. 1772. Nr. 17 vom 27. Febr. S. 132) kommen nicht genügend Unterzeichner zusammen; man schiebt die Schuld z. T. Gleims Nachlässigkeit im Feilen und Wählen zu (s. Weinhold, Karl: Heinrich Christian Boie. Halle 1768. S. 141); Gleim selbst Jacobis Trägheit (Von und an Herder. Brief Gleims an Herder vom 19. Okt. 1772 Bd. 1. S. 27); in Wahrheit haben sich seine Lieder in der vorwärtseilenden Zeit überlebt (Ramler: „das kommt davon, wenn man so lange lustig gewesen ist" [Weinhold S. 141]). Die Freundschaft zwischen Gleim und Jacobi, die sich in der Hauptsache in sentimentalen Liebesbeteuerungen und kritiklosen Lobeserhebungen ergeht, erhält einen Riß durch Jacobis selbstische „Entführung" Heinses nach Düsseldorf zur Herausgabe der „Iris" 1774. Die Briefe mit Jacobis Rechtfertigung dieser Entführung (19. Mai 1774), mit Gleims Antwort (5. Juni) und nochmaliger Beschwerde (6. Juni) im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53 (die beiden ersten und ein versöhnlicher Brief Gleims vom 16. Juni abgedr. bei Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse. S. 308 ff.). Nach einigen Wochen gekränkten Stillschweigens nehmen sie den Verkehr wieder auf. Die örtliche Entfernung, die reifenden Lebensjahre lassen den früheren Enthusiasmus nicht mehr aufkommen. Dichterisch entwickelt sich Jacobi immer mehr von dem einstigen Vorbild und Antrieb ab. Verehrung und Dankbarkeit hat er dem alten Freunde aber immer bewahrt. Goekingk gegenüber spricht er 1786 von den „guten Halberstädtern . . ., deren ich nicht anders als mit inniger Liebe, und mit einer Art von Heimweh, mich erinnere" (Acht Briefe von Goekingk. Mitget. von Albrecht Wagner [Euphorion. Bd. 14. 1907. S. 268]). Briefliche Verbindung besteht auch in den späteren Jahren. Die Univ.-Bibl. Freiburg besitzt eine Reihe Briefe Gleims an Jacobi — der letzte datiert vom 3. Febr. 1794 —, in denen er seine Liebe erneut beteuert, sich für die veränderten Lebensumstände des alten Freundes ebenso interessiert wie für seine poetischen Werke (Hs 431, c. I). Denselben Inhalt haben die Briefe im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv (2. Nov. 1767, 16. Nov. 1767, 4. Dez. 1767, 7. Apr. 1769, 15. Apr. 1769, 7. Mai 1769, 17. Mai 1769, 26. Aug. 1770, 21. Aug. 1777, 27. Okt. 1802, Bruchstück ohne Dat.). Im Herbst 1803 setzt Jacobi dem Verstorbenen ein Denkmal in dem Aufsatz „Gleim" (Werke. VI, 139), den die Iris 1804. S. 49 veröffentlicht.

er ihre einzelnen Themen von Liebe, Lust, Wein, oft in direktem Anschluß an Anakreon. Er spielt mit den Motiven, die keinen Grund in persönlichem Erlebnis oder Empfinden haben. Das empfindsame Moment fehlt, abgesehen von Diminutiv-Substantiven und -Adjektiven. Wahre Empfindung, die Jacobi über die Anakreontik hinausträgt, läßt Gleim ganz vermissen. Seine Liebes- und Weinlieder sind reine Erfindung, die Naturdinge äußerlicher Aufputz. Wenn Ransohoff meint, Gleims Lieder seien subjektiver als die Jacobis, so stimmt das nur insofern, als er seine nächste enge Umgebung besingt. Subjektiv in Bezug auf individuelles Fühlen und Erleben ist Jacobi allein. Die Leipziger Literatur-Zeitung vergleicht sie treffend[166]): „In Gleim ist mehr Feuer, Hoheit und Theilnahme für alles, was in der Welt als groß gilt. Aber er strebt auch oft nur nach dem Großen, findet statt der großen Gedanken zuweilen nur einen rauhen und weiß oft selbst einen glücklich gefundenen Stoff nicht immer zu einem melodischen Liede zu gebrauchen. Oft mischt er, wie in den Kriegsliedern und Halladat, um dem Großen individuelle Lebendigkeit zu geben, das Kleine und Gemeine hinzu, aber nicht immer glücklich, so wie er im Anakreontischen nicht selten das Platte für das Naive hält. Jacobis poetischer Funke lodert nicht mit gleicher Stärke und Urkraft, auch wird der bescheidene Verfasser des überflüssigen Taschenbuchs nicht zürnen, wenn man von ihm erinnern sollte, daß er Gleimen an überflüssiger Breite zuweilen gleich kommt. Allein dafür hat Jacobi seinen Meister und Freund an Zartheit des Gedankens, Sanftmuth und Feinheit des Gefühls, geschmackvoller Ründung der Form, leichter Versification oft übertroffen. . . . Er sucht nicht . . . die großen Gegenstände des Lebens auf, welche Gleims Geist zu verherrlichen, aber auch durch den Volkston zuweilen in Miniatur aufzunehmen sucht, sondern weiß die kleinen, indem er sie unmerklich mit großen oder edlen verbindet, indem er sie dem Herzen näher bringt, . . . achtungswerth zu machen, und steht so zu Gleimen in einem umgekehrten Verhältnisse." Die unterschiedliche Empfindungsart der beiden Dichter mögen Gleims Gedicht „Der Vermittler" (I,4)[167]) und Jacobis „Der Kuß" (203) illustrieren: bei beiden das gleiche Thema der Bekehrung des spröden Mädchens mit Amors Hilfe. Bei Gleim lebhaft, vor allem durch das direkte „Ich" und direkte Anrede — bei Jacobi weniger plastisch, ruhig, gedämpft, als objektive Erzählung; bei Gleim trotz des „Ich" unpersönlich, kühl und nüchtern — bei Jacobi wärmer und empfindsam; die Bekehrung bei Gleim rein äußerlich durch Amors Pfeil — bei Jacobi verinnerlicht durch die mitlebende Natur; bei Gleim ermüdend breit erzählt, reizlos mit dem langgezogenen Schluß — bei Jacobi ein

---

[166]) 1814. Nr. 4 vom 5. Jan. S. 28 ff. Besprechung des 6. Bandes der 2. Aufl. der Sämtlichen Werke Jacobis, Zürich 1812.

[167]) Gleim, J. W. L: Sämtliche Werke. Hrsg. von Wilhelm Körte. Halberstadt 1811—13.

abgerundetes, stimmungsvolles Ganzes. Ähnlich weicher und empfindsam-wärmer — thematische Parallelen zwischen den beiden Dichtern sind selten — erscheint Jacobi in „An Themiren" (213) im Vergleich zu Gleims „An ihre Blumen" (I, 149) oder in „Das Täubchen" (197) gegen Gleims „Die Täubchen" (I, 283).

Auch zu der Poesie der anderen deutschen Anakreontiker hat Jacobi wenig Beziehungen, wie ihn ja auch mit den Halberstädtern außer Gleim keine persönliche Freundschaft verbindet. Götz unterscheidet sich durch stärkere Lebendigkeit, Witz, raschere Phantasie, die vielerlei anmutige, plastische Motive erfindet. — Bei Giseke[168]) herrscht der Verstand vor, trockene Aufzählungen reihen sich aneinander. Wie Jacobi kennt er aber die französische Briefform des Wechsels von Prosa und Versen. — Zu Weiße[169]) lassen sich eher Beziehungen finden. Er verwendet oft die aus dem Französischen entnommene Form des Zwiegesprächs wie Jacobi in „Das Gewitter" (201) und „Themire und Asträa" (208). Eine deutliche Parallele besteht zwischen Weißes „Der Zauberer" (18) und Jacobis „Die kleine Schöne" (Poetische Versuche 43) und zwischen Weißes „An ein Veilchen" (91) und Jacobis „An Themiren" (213). Im ersten Fall bei beiden das Lied eines eben zur Liebe erwachten Mädchens: bei Jacobi einfacher und gedämpfter in Empfindung und Ausdruck. Die Form ist in beiden Gedichten dieselbe: vier sechszeilige Jamben-Strophen. Im anderen Fall reden beide die Blumen als Liebesboten an, die an dem Busen der Geliebten von Liebe künden sollen. Weiße wirkt kräftiger und straffer als der sanfte Jacobi, der sich wortreich in niedlichen Bildern und kleinen Ausdrücken („Blümchen", „Liedchen", „zärtlich", „hold", „zart", „schlummern") ergeht. — Goekingk, der von Apr. 1768 bis 1770 an der Halberstädter Kammer arbeitet und mit dem Jacobi auch als Iris-Herausgeber in Verbindung steht[170]), zeigt gegenüber der weiblichen Natur Jacobis Männlichkeit, nach Selbständigkeit strebenden Wirklichkeitssinn; seine Versepisteln stehen an Formgewandtheit und Phantasiereichtum hinter den Jacobischen zurück, zeugen aber von einer reicheren und reiferen Persönlichkeit, sie sind voll Überlegung, trocken moralisierend oder satirisch. — In ähnlicher Weise unterscheidet sich der entwicklungsfähige Michaelis, dessen Lieder, poetische Briefe, Satiren und Fabeln anakreontischer Empfindsamkeit Kraft und Ernsthaftigkeit entgegen setzen. Jacobi lernt Michaelis bei dessen Auf-

---

[168]) Jacobi hat Gisekes Gedichte in Klotz' Bibliothek (1767, Bd. 1. St. 2. S. 19 ff.) rezensiert, dabei mehr auf den Herausgeber Karl Christian Gärtner als auf den Verfasser eingehend. Nach einem bei Pröhle S. 489 zitierten Brief fand er wenig „Originelles" in ihnen. Zachariä beschwerte sich bei Klotz über diese Rezension (ebda S. 504).

[169]) Weiße, C. F.: Kleine lyrische Gedichte. Lpz. 1772.

[170]) s. z. B. Brief Jacobis an Goekingk vom 9. Aug. 1774, Original im Archiv der Familie von Goekingk, Abschrift Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. IX, 6.

enthalt in Halle im Herbst 1768 kennen[171]). Am 25. Juni 1771 dichtet Michaelis in Jacobis leerer Halberstädter Wohnung „An den Herrn Canonicus Jacobi in Düsseldorf aus Seiner Studierstube in Halberstadt" (Halberstadt 1771), wonach er Jacobis sanfte Amorn auf den Bildern des Zimmers „Satyren machen lehren" will. Den Plan führt er aus und schickt am 31. Juli an Gleim den Brief „An den Herrn Canonicus Gleim. Inliegend einige satyrische Versuche von unsers Jacobi Amorn" (Halberstadt 1771). Diese Angriffe zielen auf die buhlerischen Mädchen, die Journalisten, die „Briefe über das Mönchswesen" von La Roche und in dem Anhang „Pastor-Amors Absolution" auf Spalding, den Gegner Gleims. Diese Satire auf den allgemein verehrten Spalding unter Mißbrauch des christlichen Sakraments erregt bei den Lesern einen Sturm der Entrüstung, vor allem bei dem sich kompromittiert fühlenden Wieland. Jacobi verwahrt sich sogleich ängstlich in einem öffentlichen Brief vom 16. Aug. gegen den Verdacht, Anteil an der „Absolution" zu haben. Michaelis antwortet am 30. Aug. (beide Briefe in: Zween Briefe von Jacobi und Michaelis. Halberstadt 1771) und beharrt mutig bei seiner Meinung, wodurch er sich seine Gegner, sogar Wieland, schnell versöhnt[172]). Anfang des folgenden Jahres spricht Michaelis für die „Gesellschaft getreuer Bürger" in Halberstadt ihrem Dichter Jacobi den Dank für seine Kantate zum Geburtstag des Königs am 24. Jan. aus, die der Gesellschaft das Lob des Königs eingebracht hatte[173]). Am 4. März verfaßt er ein kleines Scherzgedicht, das an „Die beste Welt" von Gleim und Jacobi angefügt werden sollte, auf Jacobis Einspruch aber weggeblieben ist[174]). An eine Stelle in Jacobis „Sommerreise" anknüpfend widmet Michaelis diesem das Gedicht „Paros und Hyla" vom 19. März 1772[175]). Seine Freundschaft versichert er ihm noch in einem Schreiben vom 24. Apr. 1772[176]):

---

[171]) Reclam, Ernst: Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke. Lpz. 1904. S. 18.

[172]) ausführliche Darstellung des Streitfalles bei Witkowski, Georg: „Pastor-Amor" und „So ist der Held, der mir gefällt" (Vierteljahrsschr. f Lit. Gesch. Bd. 3. 1890. S. 509 ff.) und bei Reclam S. 53 ff.

[173]) Erfurtische Gelehrte Zeitungen. 1772. St. 21 vom 12. März.

[174]) Reclam S. 81. Den Originalbrief Jacobis an Gleim, in dem er den Anhang von Michaelis ablehnt, weil er die Ernsthaftigkeit seiner Lieblingsgedanken störe, besitzt das Gleimhaus Halberstadt (Arch.-Nr. 53, Brief vom 5. März 1772).

Martin bringt auf S. 60 noch einen Brief von Michaelis v. 30. Mai 1772, in dem er Jacobi Jähns' Tod mitteilt. Jähns hat in einem Brief vom 11. Juni 1778 um Jacobis Freundschaft geworben (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VII). Das Gleimhaus Halberstadt besitzt unter Arch.-Nr. 53 eine Reihe Briefe Jacobis an Jähns (11. Mai, 6. Aug., 3. Sept., 4., Okt., 9. Okt., 15. Okt., 15. Okt. 1771), die zum großen Teil die durch die Pastor Amor-Angelegenheit hervorgerufene Mißhelligkeit zwischen Jacobi und Gleim behandeln.

[175]) Michaelis, Johann Benjamin: Sämtliche poetische Werke. Wien 1791. Bd. 2. S. 155.

[176]) Original im Stadtarchiv Freiburg.

„Wir haben uns kennen gelernt, und ewig, ewig wollen wir uns lieben". Jacobi gibt seiner Trauer über Michaelis' Tod in einem Brief an Gleim vom 13. Okt. 1772 Ausdruck[177]). — Der Jacobi wesensähnliche Klamer Schmidt[178]) ist doch weniger empfindsam. Der gefühlsarme Anakreontiker ergeht sich in gefälligen Spielereien[179]), die im Reichtum an Bildern, in der Neigung zum Kleinen, in der Glätte der Form Jacobis kleinen Liedern vergleichbar sind. Der dichterische Weg beider verläuft in ähnlicher Linie: von anakreontisch tändelnder Jugendlichkeit über eine Periode wesenseigener Vertiefung zur Resignation[180]). Klamer Schmidt ist dem oft nachgeahmten Vorbild trotz anfänglicher Versuche[181]) menschlich nicht nahe gekommen[182]), obwohl die Verbindung noch in die Zeit der Taschenbuch-Herausgabe reicht[183]). — Gerstenbergs „Tändeleien"[184]) gehen wie Jacobis Liedchen und Briefe spielerisch mit Form und Inhalt um. Er wechselt Verse und Prosa im genre mêlé, der Wechsel entspricht aber organischer als bei Jacobi dem Ablauf des Gefühls. Seine noch stärker mythologisierende Phantasie erfindet mannigfache Situationen für die erdichteten Gestalten. Er singt hauptsächlich von der Liebe und dringt hier schon von der Konvention zu einer stärkeren Individualisierung vor. Im Gegensatz zu Jacobi meidet er die Empfindsamkeit. Er wirkt teils flüchtiger als der weiche, teils schwerer als der gewandte Jacobi. Nach Wagner S. 216 erscheint er deshalb schwer und weniger einheitlich, weil er stärker empfindet als die anderen Anakreontiker und um den Ausdruck ringt. Seine Sprachphantasie spricht sich nicht in Bildern wie die Jacobis, sondern in Tönen aus. Thematische Ähnlichkeit verbindet Jacobis „Das Gewitter" (201) mit Gerstenbergs „Alcindor und Chloe" (in: „Poetische Wäldchen",

---

[177]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.

[178]) Schmidt, Klamer Eberhard Karl: Leben und auserlesene Werke. Hrsg. von Wilhelm Werner Johann Schmidt und Friedrich Lautsch. Stgt. u. Tüb. 1826—28.

[179]) Seine Spielereien nach den Minnesängern sind sogar Jacobi zu tändelnd. Er verwirft Schmidts „Minnelager" als „Handtierung" des Vogelstellers gegenüber dem wirklich empfundenen Gesang des Vogels im Teutschen Merkur 1774. Bd. 6. S. 51. s. Sokolowsky, Rud.: Klopstock, Gleim und die Anakreontiker als Nachdichter des altdeutschen Minnesangs (Zeitschr. f. dt. Philologie. Bd. 35. 1903. S. 220 f.).

[180]) Feigel, Theodor: Vom Wesen der Anakreontik und ihrem Verlauf im Halberstädtischen Dichterkreis mit bes. Berücks. Klamer Schmidts. Diss. Marburg 1909.

[181]) Im Nov. 1771 widmet er dem von einer seiner vielen Reisen Zurückkehrenden das Lied „Auf Amintas Zurückkunft aus seinem Vaterlande" (Vermischte Gedichte, 2. Samml. Halberstadt u. Lemgo 1774 S. 44.).

[182]) Schmidt: Leben und Werke. Bd. 1. S. 26.

[183]) Briefe Schmidts vom 21. Juni 1802, 13. Mai 1803 (Martin S. 85), 4. Juni 1804 auf der Univ.-Bibl. Freiburg (Hs 431, c. VI). Der Bekanntschaft von Schmidt und Jacobi gedenkt Stubenrauch noch 1819 in dem Gedicht für Schmidts 74. Geburtstag (Bd. 1 S. 264).

[184]) Gerstenberg, H. W. von: Vermischte Schriften. Bd. 2. Altona 1815—16. Über die „Tändeleien" von 1759 s. Wagner, Albert Malte: Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und der Sturm und Drang. Heidelb. 1920—24.

Schriften Bd. 2. S. 133). Der Unterschied zwischen den beiden kleinen Gedichten kennzeichnet das Wesen der Dichtercharaktere: Jacobi läßt seine Personen unmittelbar ihre Gefühle äußern — Gerstenberg schickt situationsgebende Einleitungssätze voran und unterbricht das Gespräch mit ernüchternden Hinweisen auf den zuhörenden Amor. Jacobi steigert mit den Strophen und endet mit dem stärksten Liebesausdruck — Gerstenbergs Lied variiert in der zweiten Strophe die erste und verliert die Gefühlswärme in dem objektiv erzählenden Schluß. Jacobi verstärkt den Eindruck durch die Verknüpfung mit der Natur, die bei Gerstenberg ganz fehlt.

Seine Vorbilder aus der französischen Gesellschaftspoesie nennt Jacobi in den Gedichten selbst: Gresset, Chaulieu, Chapelle, Bachaumont, Pavillon, La Fare, die Deshoulière. Boie sagt von ihm[185]): „Er allein hat mit den Franzosen in einer Art gewetteifert, worin ihnen alle Nationen den Vorrang zugestanden". Im Vorwort der Ausgabe seiner Werke[186]) wehrt Jacobi sich gegen diesen Vorwurf, sklavisch die Franzosen nachgeahmt zu haben. Es wäre ihm nicht zu verargen, wenn er sich „etwas von dem gesellschaftlichen Ton, von dem feinen Scherze der Nachbarn" zu eigen gemacht habe. „Läßt sich dieses nicht mit unserm Geiste, mit unserer Sprache vereinigen?" Er ahme die Franzosen weniger nach als der echtdeutsche Hagedorn, habe sich vielmehr an deutschen Dichtern gebildet. Den Vorwurf kraftloser Abhängigkeit darf man Jacobi auch nicht machen. Die Anlehnung bezieht sich mehr auf das Allgemeine der anakreontischen Themen, die Atmosphäre, als auf eine nachweisbare Übernahme der einzelnen Motive. In dem ersten Versbrief an Gleim (3) bezeichnet der Dichter selbst drei Satzwendungen als von Gresset entliehen. Die Vorstellung von den verehrten Dichtern im Hain in diesem Gedicht lehnt sich an eine Stelle in Gressets „La Chartreuse" (43)[187]) an: „tantot de l'azur d'un nuage plus brillant que les plus beaux jours je vois sortir l'ombre volage d'Anacreon . . . autor de ces ombres aimables, couronnés de roses durables, Chapelle, Chaulieu, Pavillon, et la naive Deshoulière viennent unir leurs voix legères" usw. und an eine Stelle in „A ma Muse" (73): „J'irai chercher ce solitaire ombrage, ce beau vallon où La Fare et Chaulieu dans les transports d'une volupté pure sans préjuges, sans fastueux désirs, près de Venus sur un lit de verdure, venoient puiser au sein de la nature ces vers aises, enfants de leurs plaisirs . . . reconnoitre leurs traces, et retrouver ce naif agrément, ce ton du coeur, ce néglige charmant qui les rendit les poètes de Graces . . ." In dem Gedicht an die Karschin (52) nennt Jacobi die hohe Weisheit die Gespielin Cytherens, bei Gresset heißt es „l'union paisible de

[185]) Briefe deutscher Gelehrten Bd. 2. S. 85. Brief Boies an Klotz vom 29. Okt. 1770.

[186]) 2. Aufl. Zürich 1807—13. Bd. 1. S. X f.

[187]) Gresset, J. B. L.: Oeuvres. Paris 1817.

sagesse et de la volupté" (63). „Im ew'gen Lorbeer" (3) ist wohl Gressets „couronnés de roses durables" (34). Diese Beispiele ließen sich um ein geringes vermehren. Wichtiger ist die Ähnlichkeit in der Wesensart der beiden Dichter (s. Ransohoff S. 23); bei beiden die Hinneigung zum Weichen, Sanften, Kleinen, Ruhigen; bei beiden nicht Ausgelassenheit in Lebenslust und Genuß, sondern Schwärmerei für Tugend, Weisheit, Freundschaft, Wahrheit und die einfältige Natur. Diese Neigung ist bei Jacobi stärker als bei dem Franzosen, wirkt jedoch in den Anfangswerken äußerlicher als bei dem reiferen, ausgeglichenen Gegenbild. Der Gesamteindruck bei Gresset ist harmonischer, lockerer, fülliger und flüssiger, und — was ihn von Jacobi am stärksten unterscheidet — er hat Witz. Die bunten Elemente aus Natur und Mythologie verwendet Jacobi häufiger und abwechslungsvoller. Gresset nennt die Natur nur selten, Gefühl für sie geht ihm ab. Die mythologischen Figuren bleiben formelhaft und unlebendig. — Hier ist Jacobi bei Chaulieu in die Schule gegangen[188]), der ihn an Fülle und Lebhaftigkeit jedoch weit übertrifft (s. Ransohoff S. 22 f.)[189]). Ransohoff betont sehr richtig die Verschiedenheit zwischen dem zarten, sanften Deutschen und dem kraftvollen Franzosen. Chaulieu lebt viel freier, lauter, sinnlicher. Seine Lebensfreude und -leichtigkeit sind ausgelassener, leichtsinnig genießt er weiter, wenn der Gichtanfall vorüber ist; er verachtet die Vernunft (14), „ne songeons qu'à nous réjouir" (81); die Jugend muß man ausnutzen (154); im Alter „par des amusements arrêter la volupté qui fuit" (170); sein Ideal ist die „sainte paresse" (86), die nicht nachdenkt und alles an sich herankommen läßt. In der Liebe ist er ungehemmter, sinnlicher als der zartfühlende Jacobi. „Un peu d'amour, beaucoup d'aisance, à mon avis, c'est aimer sagement" (195); „je brule de plus de feux" (235); „nos corps entrelacés, nos âmes confondues" (207). Nur die Unbeständigkeit macht ihm Vergnügen (112. 211. 215. 228). Die Geliebte besiegt ihn nicht durch Sanftmut und Unschuld, sondern durch „charme de l'esprit" (228. 237. 243), durch „les talents de plaire" (46. 152), durch Koketterie (265). Für die Schönheiten und Reize der Natur hat der lebenslustige Dichter keinen Sinn. Jacobi hat also — abgesehen von einer gewissen Ähnlichkeit im mythologischen Apparat — keine Verwandtschaft mit dem Dichter und dem Menschen Chaulieu. — Noch geringer sind die Beziehungen zu den anderen Franzosen, die er als seine Muster nennt, Voiture, Pavillon, La Fare[190]). Er mag

[188]) Chaulieu, G. A. de: Poésies. Paris 1803.

[189]) Uz schreibt an Gleim am 4. Jan. 1768: „Herr Jacobi kann unser Gresset und, welches bey mir noch mehr ist, unser Chaulieu werden. Er zeigt die lebhafte Imagination des letztern, und wenn er noch, wie dieser, seine Briefe mit der sanften und liebenswürdigen Moral würzet, die der Franzos in seine ausgearbeiteten Epitres ausstreuet, so wird er, nebst der Einbildungskraft, auch das Herz rühren und einen dauerhaften Eindruck machen." Schüddekopf S. 379.

[190]) Voiture, Vincent: Les Oeuvres. Paris 1856. Pavillon, M.: Oeuvres. Paris 1720. La Fare: Poésies choisies an: Chaulieu: Poésies. Paris 1803.

sie z. T. nur dem Namen nach gekannt haben, während er Gresset und Chaulieu eingehend gelesen hat[191]). Feststellen läßt sich nur die allgemeine Ähnlichkeit der Motive: Lebensgenuß, Liebe, Schönheit und Reize der oft spröden Geliebten, Landleben, Einfachheit der Natur, Verachtung von Reichtum, mythologische Wesen, besonders Amor, Venus und die Grazien. Wie Chaulieu unterscheiden sich auch die anderen Franzosen von Jacobi durch eine wildere Lebenslust, durch spielerische Gewandtheit in Gedanken und Ausdrucksformen, durch Geist und Witz. Am nächsten kommt ihm noch La Fare mit seiner stärkeren Beimischung von Weichheit und Sanftheit. Der Einfluß von Chapelle[192]) bezieht sich hauptsächlich auf die „Winter-" und „Sommerreise". Jacobi hat sonst mit seiner launigen, witzigen Art nichts gemein. Auf die Anlehnung an Mad. Deshoulières „Hammelidylle"[193]) macht er in Gedicht 81 selbst aufmerksam. Er besingt die Schäfchen, die „nicht des süßen Glücks entbehren, auf ihren Triften frei zu sein" (Deshoulière: „petits moutons, que vous êtes heureux, que vous paissez dans nos champs sans souci, sans alarmes . . ." [I, 33]). Er beneidet die Täubchen: „wie ruhig könnt ihr spielen, . . . wo keine Mutter wacht, wo neben euren Bettchen bekränzte Freiheit lacht" (99) (Deshoulière: „voulez-vous aimer vous aimez, on ne connait chez vous ni vertus ni défauts . . . il n'est de sincère langage, il n'est de liberté que chez les animaux [I, 92]).

Sinnfälliger als in inhaltlicher ist der französische Einfluß auf Jacobi in formaler Beziehung. Die Gepflogenheit, Versepisteln an einen Freund, an eine Dame zu richten, hat er Gresset abgesehen. Von Gresset hauptsächlich (auch von Chaulieu und Chapelle) übernimmt er die Strophenform für die „Briefe": die langen, ungleichen Absätze, die regellos gegliedert sind. Er baut dieselben weitläufigen Sätze, die sich mit den eingeschobenen Nebensätzen oft über die ganze Strophe spannen. Er reiht ähnlich kurze Aussagesätze aneinander und häuft koordinierte Satzteile. Auch in den Reimen kommt er Gresset am nächsten, er verfährt mit den Endungen ebenso systemlos. Seine Metrik, einfacher und gleichmäßiger als die der Franzosen, beschränkt sich auf drei- und vierfüßige Jamben.

Die kleinen Lieder haben eine andere Form (s. unten).

Unter französischem Einfluß verwendet Jacobi die einzelnen Stilelemente der Anakreontik, nicht nur für die Versepisteln, auch für die Lieder. Nur ist hier die Anlehnung nicht so unmittelbar, da diese von Anakreon abgeleiteten Formen schon

[191]) für Chaulieu ist es durch eine Briefstelle an Gleim erwiesen, wo Jacobi über die Arbeit an einem Brief „nach der Manier des Chaulieu" berichtet, „den ich einen ganzen Nachmittag deswegen studiert hatte" (17. Apr. 1768. Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 51).

[192]) Chapelle et Bachaumont: Oeuvres. à la Haye 1755.

[193]) Deshoulières, Madame et Mademoiselle: Poésies. Brüsselle 1708.

Allgemeingut der deutschen Anakreontik geworden waren. Bei Jacobi finden sich: Die Anapher, die zwei oder drei Zeilen durch das gleiche Anfangswort verbindet (25. 40. 52. 76. 81. 94. 99. 110. 186; am häufigsten in der Fassung wo — wo: 3. 13. 25. 40. 81. 99); die direkte Anrede, die den Dichter in lebendige Beziehung zu dem Bedichteten setzt, wenn sie den Fluß der Erzählung anhebt oder unterbricht mit „Freund" (3. 18. 25. 73. 81); „o Freund" (3. 13. 18); „liebster Freund" (25. 81); „bester Freund" (81), (oder ähnlich 13. 25. 40. 52. 58. 81. 99. 102. 114. 181. 186. 197. 213. 223); direkte und rhetorische Fragesätze (3. 13. 25. 40. 94. 102. 183); kurze eingeschobene Ausrufe: wie „ach!", „doch nein!", „seht doch!" (13. 18. 40. 52. 94. 102. 107. 183. 203. 213. 223); die Anadiplosis, jedoch nur selten (13. 94. 107. 110. 193. 201).

In Anlehnung an seine Vorbilder bildet Jacobi personifizierte Abstrakta, wie sie in der französischen Poesie besonders des 18. Jahrhunderts geläufig sind. Er personifiziert: „wo ihren Liebling Pavillon die Scherze Hand in Hand umringen" (3); das wahre Glück, das „auf dem sicheren Rasen thront, selbst herrscht und keinem Fürsten frohnt" (3); „es trank aus goldenen Pokälen nur selten die Zufriedenheit" (13); „wenn am verlassenen Herd die Unschuld ihre Hände ringet" (13); „der du . . . mit Chloens Miene im leichten Hermeline die Weisheit kommen siehst" (18); „zu dem die frohe Weisheit kam und in die Hand den Thyrsus nahm" (25); „die Bosheit eilt, ihr wilder Fuß erschreckt den Zephir an den Bächen" (25); „wo das Verdienst, des Himmels Gabe, mit einem armen Pilgerstabe nicht sich, die Menschen nur beweint"; „wo sich die Redlichkeit betrüget, wo die Gerechtigkeit . . . uns einen Blick voll Mitleid gibet" (25); „hier tanzet . . . die Redlichkeit auf jungem Klee" (25); „wo mit abgemeßnem Gang ein finsterer, gelehrter Zwang in trauernde Gemächer schleichet" (40); „die treue Zärtlichkeit erzählet dir mit nassen Blicken" (40); „schon leitet dich mit stolzen Schritten Unsterblichkeit an ihrer Hand" (76); „wo mit Zärtlichkeit vereint in unsern Reihen Freude tanzte" (81); „hier führt . . . die Wollust mich in ihren Hain . . . es fließt um sie der keusche Schleier, ein Veilchen schmückt der Göttin Haar" (81); „wo neben eurem Bettchen bekränzte Freiheit lacht" (99); „Feind der Freude, wenn sie unter Rosen lacht, finstres Alter mit dem grauen Haare" (225).

In den „Liedern" tritt der französische Formeinfluß zurück. An die Stelle der langen Absätze treten gleichgliedrige Strophen, vier-zeilig (102. 114. 183. 193. 201. 203. 219. 225) oder sechs-zeilig (186. 189. 197. 208. 213. 223), an die Stelle der lang filierten Perioden kurze Sätze, die nie von einer Strophe in die andere übergreifen. Die vielen koordinierten Satzteile verschwinden. Die Reime sind regelmäßig (abab, abba in den vier-zeiligen, aabccb in den sechs-zeiligen Strophen). Andere als jambische und trochäische Metren finden sich nicht. Die französisch beeinflußten Stilformen werden seltener. Die Wortwahl strebt nach Einfach-

heit. Charakteristisch für Jacobis Wortschatz ist die auffällig große Anzahl von Adjektiven, schmückenden wie charakterisierenden. Sie sind jedoch zahlreicher in den „Briefen", die der Verstand konstruiert, als in den „Liedern", in denen das Gefühl mitspricht. Jacobi folgt der Stilmode des 17. und 18. Jahrhunderts, die zusammengesetzte Adjektiva, Stoffattribute, die zu dem Hauptgegenstand noch einen Gegenstand hinzutragen, bevorzugt. Er ähnelt hierin am ehesten Uz, der ganz ähnliche Epitheta schafft: „schattenreiche Höhen" (3); „schauervoller Hain" (3); „verehrungswerte Namen" (3); „waffenvolles Feld" (13); „schulgelehrter Ton" (18); „verachtungswürdige Zonen" (58); „giftgefüllter Becher" (76); „unschuldsvolles Opfer" (81); „wollustvolle Nacht" (91); „geheimnisvolle Nacht" (186); „wollustvolles Ach" (203); „sanftbewegte Myrten" (203); „schattenleere Quelle" (213); „halbgebrochene Finsternis" (231); „unschuldsvolle Mienen" (231). Häufig sind die Beiwörter Partizipien: Partizipia praes.: „erfrischend Eis" (3); „schimmernde Pokale" (3); „rauschendes Gepränge" (13); „trauernde Gemächer" (40); „fliehendes Gewand" (40); „bezaubernder Gesang" (52); „tötende Gefahren" (52); „überredender Merkur" (52); „trauernde Cypresse" (58); „seufzende Natur', (58); „lachende Gefilde" (58); „bebende Natur" (76); „flammender Altar" (183); „drohendes Verderben" (183); „tönende Gebirge" (189); „schweigende Gefilde (193); „bezaubernde Gesichte" (193); „wütend Heer" (213); „strahlendes Gewand" (231); Partizipia praet.: „ungetäuschter Blick" (13); „unterbrochene Töne" (13); „gefüllter Becher" (13); „wohlverwahrter Wein" (18); „entzückte Täler" (25); „abgelegte Schwingen" (40); „aufgeblühter Busen" (40); „unbesiegte Wälder" (40); „bekränztes Jahr" (40); „ungestörte Ruh" (52); „beblümter Rasen" (52); „unbesiegte Tugend" (76); „verheerte Mauern" (81); „hingesunkene Säulen" (81); „bekränzte Freiheit" (99); „beglücktes Heiligtum" (110); „halbgebrochene Finsternis" (231). Substantiv-Kompositionen bleiben noch in der Minderzahl: „Marmorgänge" (3); „Angstgeschrei" (13); „Göttertöne" (18); „Klageton" (40); „Silberbogen" (52); „Höllenfluß" (73); „Donnerwolken" (76); „Sonnenblick" (155); „Götterruh" (182); „Silberteich" (186. 208); „Mordgewehr" (189); „Silbertau" (223); „Taumeljahre" (225); „Silbersaiten" (242).

Den Aufbau des nicht von der Leidenschaft, sondern von der Bildung und der Reflexion bestimmten anakreontischen Gedichts kennzeichnen Klarheit, Regelmäßigkeit und Logik. Jacobis kleine Lieder setzen sich oft aus einer Einleitung, der eigentlichen Erzählung und einem Schluß zusammen (94. 193. 197. 213). Das Formprinzip des Gegensatzes schafft einen zweiteiligen symmetrischen Bau. 99: Einleitung und Schluß sind abgesetzt, die Mitte füllt die Antithese Glückliche Täubchen — unglücklicher Liebhaber; 181: der Gegensatz Erregung der Seele — Beruhigung durch Seline durch mehrfaches „wenn" — „dann" betont; 189:

Winter in der Natur — Wärme an des Dichters Herd; 197: in einzelnen Variationen für das Täubchen ausgeführte Antithese Gefahr im Freien — Sicherheit im Dienste der Venus; 201: Gegensatz im Zwiegespräch. Die aus anderen Anakreontikern bekannte Form des dreiteiligen Aufbaus von These, Antithese und Synthese kennt Jacobi nicht. Häufig wird die Komposition durch einen pointierten Schluß gestrafft und gesteigert. In 94 greift der Schluß wieder auf den Anfang mit der Anrede an Gleim zurück und spitzt sich zu einer rhetorischen Frage zu; 99 schließt mit einem Ausruf; in 193 sind alle Einzelheiten auf die abschließende Pointe zugeschnitten; in 203 läuft die steigende Bewegung in einem allgemeinen Satz aus; in 219 erweckt der Anblick der Geliebten den pointierten Wunsch nach Vereinigung mit ihr; am stärksten spitzt sich 183 zu, die Pointe ist ganz scharf und abschließend: „Die Binde deckt nicht mehr ihr Haar, allmählich sinkt der heil'ge Schleier; es beben Tempel und Altar, und jetzt — ach! jetzt erlischt das Feuer".

In den Versepisteln an die Freunde wird der Aufbau von der Reflexion geleitet. Die Sätze folgen sich in logischem Gedankengang. In den einzelnen Abschnitten herrscht wieder das Prinzip des Gegensatzes. Die Gedichtschlüsse sind nicht so scharf zugespitzt wie in den „Liedern", sondern breiter ausgezogen, aber doch leicht pointiert (3. 13. 18. 25. 40. 52).

Jacobis Gedichte zeichnen sich zu allen Zeiten durch Glätte und Gewandtheit der Form aus. Konzeption und Ausführung fallen bei ihm immer zusammen, wenigstens ist eine Arbeit des Gestaltens, ein Ringen mit der sprachlichen Materie nirgends bezeugt, während er in den Briefen an Gleim öfter Trägheit im „Feilen" zugibt.

Außer den Liedern und Versbriefen bringen die ersten Jahre in Jacobis poetischem Schaffen noch einige Prosa-„Briefe" („**Über den heiligen Hippolytus**". „**Geschichte des Decius und der Glycere.**" „**Über den seligen Gericus.**" „**Über den Apollo.**" „**Nachtgedanken.**" „**An die Gräfin von . . .**"), die gleichfalls den Geist der Anakreontik atmen. Die Legenden sind gedankenleicht und problemlos, Tändeleien der müßigen Einbildungskraft, ohne Tiefe und Kraft. Jacobi gehört zu der Gruppe der Legendendichter, die nicht mit dem Ernst der Aufklärung gegen ein widernatürliches Kloster- und Mönchswesen vorgehen, sondern die in anakreontisch-spielender Art ein modisches Thema behandeln[194]). Mythologische Gestalten erscheinen: Musen, Grazien, Amor, Apollo, Cythere. Die unbeschwerte Lebensauffassung wird betont. Die Dichtkunst ist eine gesellschaftliche Unterhaltung, ein Spiel der Grazien. Das geliebte Mädchen, die Schäferin, die sanfte Schöne,

[194]) s. Merker, Paul: Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. Lpz. 1906 (Probefahrten. Bd. 9). S. 17 f.

küßt und scherzt, Zephir und Bach helfen dem Jüngling, sie zur Zärtlichkeit zu überreden. Die Phantasie spielt mit den Vorstellungen. Ein leichter Hauch von Empfindsamkeit liegt über allem: Veilchen empfinden, wenn die schöne Hand der Hirtin sie berührt (124); wenn junge Schönen Nonnen werden, dann „weinet, weint, ihr Schäferinnen! Ihr armen Nachtigallen! schweigt" (128); Amors Stimme war „leichter als der Weste Wehen und jeder Ton voll Zärtlichkeit" (142); Glycere weint und klagt in Trauertönen um den Geliebten, der „jedes zärtliche Entzücken", die „süßen Nächte" vergessen zu haben scheint, das Gefühl steigert sich in O-Ausrufen und halben Sätzen; die Liebe in den schönen Blicken, ihr sanftes Säuseln bekehrt den harten Kerkermeister (143); Äsculap wird erschlagen, weil er einen Mann vom Tode errettete, „der nie empfand und immer dachte" (165).

Literarisch reizvoll sind diese „Briefe" nur, weil sie Jacobi als Schüler Sternes zeigen. Er übernimmt nicht nur dessen empfindsamen Ton, sondern deutlicher seine Art des Witzes, durch eine launige Bemerkung die Illusion aufzuheben, durch einen unvollendeten Satz zu verblüffen, die Erzählung wirksam abzukürzen: „Ich hatte folgende Strophe noch dazu gemacht . . . Weil ich sie aber nicht in den Zusammenhang bringen kann, so bitt' ich, sie wegzustreichen. Wozu auch eine solche Weitläuftigkeit?" (139); „Bald hätt' ich die Erscheinung, die er in seiner Jugend hatte, vergessen, und eine Erscheinung ist doch das wenigste, was ein Heiliger haben kann" (141); „Diese Legende . . . wird ziemlich kurz geraten. Hippolytus ist mir schon sauer genug geworden . . ." (155); „Aber das Wunder mußte geschehen, und bei Wundern muß man nicht so ungläubig sein" (157); „. . das Gleichnis von dem Veilchen ist nicht neu; aber dem Bilde ziemlich angemessen" (158); „Von ganzem Herzen gönnt' ich ihm auch eine Hymne; allein in den angeführten Fragmenten steht keine auf ihn, und selbst eine zu machen, möchte mir nicht gelingen. Heute wenigstens kann ich nicht mehr darauf denken, denn die halbe Nacht ist schon vorbei" (159); „Sehen Sie, liebster Freund, eine recht gelehrte Abhandlung anstatt des versprochenen Hymnus! und nun ist keine Zeit mit Versen zu verderben. Sie stürben darüber hin, und Sie sollen gesund werden. Nichts ist also notwendiger, als mein Anliegen kurz und gut in Prosa vorzutragen" (170/71); „Wenn Sie von diesem Gesange nicht besser werden, so liegt die Schuld nicht an dem Gotte, sondern an meinen Versen. Leben Sie wohl!" (172); „Vor alten Zeiten hätt' Apollo dieses ganz in Versen gesagt; aber nach der heutigen Mode mischt er Prosa dazwischen" (177); — „und Decius — drei Stunden hatt' das gute Kind auf ihn gewartet —" (144); „diese lief auf ihn zu — und du wolltest mit mir nicht meine Götter bekränzen? — Ach! Glycere, deine Götter — Er riß sich los und verschwand" (146); „Viele Jahre lang hatt' er sein Amt als Kerkermeister verwaltet, und da —" (142); „und mit Standhaftigkeit

ging sie, so bald man ihr erzählte — Glauben, Sie. gnädiges Fräulein, es werde die Geschichte von Olint und Sophronia werden? Nicht völlig! — Wir wollen es abkürzen, denn ich muß zu meinem Hippolytus zurückkehren" (147). Diese Witzeleien unterstreichen die spielerische Manier, mit der der Verfasser den rein fiktiven Stoff behandelt. Die Form ist dieselbe wie in den Freundschaftsbriefen: tändelndes Gemisch von kleinen Versen und flüssiger Prosa.

Die Legenden sind Ende 1769 entstanden. Die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[195]) zeigen sie am 23. November an: „Die Geschichte der Heiligen ist ein fruchtbares Feld von Erfindungen und artigen Scherzen, welches bisher unter den Deutschen ganz vernachlässiget worden ist. Der Dichter hat in diesem Werkchen alle Behutsamkeit anwenden müssen, nicht profan zu scheinen. Es herrscht überall der feinste Witz und eine allerliebste Naivität . . .". Am 25. November 1769 schreibt Boie an Raspe[196]): „Hr. Jacobi hat uns wieder mit einigen artigen Kleinigkeiten beschenkt . . . Welche glückliche Nachlässigkeit! Drey kleine Werkchen, die ich erst seit gestern habe, sind seine neusten. Die Legende vom heiligen Hippolytus und Gericus bedeutet am wenigsten, wenigstens für uns Leser, die wir das catholische Fräulein nicht kennen. Die Verse an die Gräfin haben Sie vielleicht schon im Correspondenten gelesen; sie scheinen mir sehr artig. Ueber den Apoll ist das dritte Werkchen, das auch seine Verdienste hat." Gleim schickt Klotz am 29. November „Ueber den Apollo" als eine von Jacobis neuen „niedlichen Kleinigkeiten"[197]). Im Almanach der deutschen Musen[198]) ist die Hippolytus-Legende mit einer begeisterten Einführung ganz abgedruckt. Die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[199]) empfehlen sie „wegen des schalkhaften Tons, der Grazien und Naivetät", die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[200]) wegen „des feinen Komischen und des sanften Scherzes".

Das bei Boie genannte „catholische Fräulein", dem die Legenden gewidmet sind, ist die Gerresheimer Stiftsdame Luise Gräfin von Hatzfeld, von Jacobi „Philaide" genannt. Über sie und ihre Rolle in Jacobis Dichtung (Werke 1770—74. I, 114: „An Philaiden"[201]) mit folgendem Brief. I, 262: „An die Gräfin"[202])) siehe

---

[195]) Th. 4. 1769. St. 94. S. 747.

[196]) Mittler S. 23.

[197]) Briefe deutscher Gelehrten T. 2. S. 57.

[198]) 1770. S. 111.

[199]) 1770. St. 14 vom 16. Febr. S. 118.

[200]) 1769. St. 87 vom 30. Okt. S. 704.

[201]) in: Kindleben, C. W.: Studentenlieder. 1781. S. 63.

[202]) lobend angezeigt in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen 1769. St. 83 vom 16. Okt. S. 672 und im Leipziger Musen-Almanach. 1770. S. 109.

Martin-Scherer S. 336 f.; Martin S. 24 Anm. 13; Wieland, Neue Briefe. Hrsg. von Robert Hassencamp. Stgt. 1894. S. 227[203]).

Berühmter als die Legenden waren die „Nachtgedanken", die Jacobi am 7. und 8. Januar 1769 geschrieben hat (s. Ransohoff S. 31 ff.). Bei der Übernahme der Präbende am Halberstädter Domstift mußte der Kanonikus Jacobi nach den Ordensvorschriften zwei Nächte neben der Kirche in der Kapitelstube zubringen[204]). Dort zeichnete er für Gleim auf, wie er sich in der düsteren, zu Klagegesängen verlockenden Umgebung durch „angenehme Vorstellungen" von Liebesgöttern, Amor, Belinde, Dichterfesten, einer Geschichte des heiligen Bonifacius unterhielt. Die tändelnde Dichtung soll keine Satire auf Young sein, wie oft fälschlich angenommen wurde[205]), sondern auf die zahlreichen deutschen Young-Nachahmer[206]).

Die „Nachtgedanken" tragen den Charakter der Legenden: Gemisch von anakreontischer Tändelei, Empfindsamkeit und Sterneschem Witz. Wahrheit und Fiktion gehen ineinander über, die Phantasie spielt mit düsteren und heiteren Bildern und Begebenheiten. Mythologische Gestalten fügen sich lose ein, die anakreontische Lebensregel vom Grazien- und Liebesdienst wird verkündet, gedankliche Betrachtungen lösen sich in ein Liebeslied auf. Gebundene und ungebundene Rede stehen nebeneinander. — Den Empfindsamen rührt die Gestalt des heiligen Bonifacius, der eine Nonne „von unschuldvollen Mienen", „zärtlichem Herzen" voll Empfindung liebt, aus Liebe seufzt, „voll Entzücken nach ihr noch sterbend sehn, mit ihr zugleich verwesen" will, der, „sanft wie ein Himmelsbote", mit „süßen Worten" Frieden spricht, „sein schöner Tod" verdient Nachsicht für hundert Vergehen, denn „im Tode Sanftmut lehren, durch eigne

---

[203]) Die Univ.-Bibl. Freiburg (Hs 431, c. VI) besitzt einen französischen Brief Philaides an Jacobi vom 29. Okt. 1769, in dem sie ihn für die Sommerreise und das Gedicht „An Philaiden" lobt, und ein deutsches und ein französisches Brieffragment.

Dem Legendendichter Jacobi widmet C. F. Sangerhausen sein Gedicht „An Herrn Can. Jacobi" mit der Anrede: „Der du die Heiligen so gern besingst und liest, / Und das, was sie nicht waren, bist, / O hätten sie dein Saitenspiel gehöret . . ." Die Frankfurtischen gelehrten Zeitungen (Jahr 36. 1771. St. 9. S. 42) loben dieses „allerliebste Gedicht, . . . das mehr wert ist als manches Alphabet von Oden, Gesängen und Liedern". Ein anderes Gedicht Sangershausens für Jacobi enthält ein Brief an Gleim vom 24. Okt. 1770 in Jacobis Nachlaß auf der Freiburger Bibl. (Hs 431, c. VII). Ebda noch zwei Briefe Sangershausens an Jacobi vom 20. Apr. 1771 und 8. Sept. 1771, in denen er ihm seine Verehrung ausspricht

[204]) Über die Einrichtung des Kanonikats s. Zschiesche, K. C.: Halberstadt sonst und jetzt. 2. Aufl. Halberstadt 1895. S. 136 f.

[205]) auch bei Barnstorff, Johannes: Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Literatur. Bamberg 1895. S. 81 f. s. auch die Rezension von Barnstorffs Arbeit durch Wukadinović in Euphorion. Bd. 5. 1898. S. 142 f.

[206]) In dieselbe Reihe gehören die Gedichte „An meinen Bruder" (I,81) und „An den Herrn Geheimenrath Klotz" (I,58).

Menschlichkeit Unmenschliche bekehren, ist mehr als Götzen widerstehn . . ." — Witzige Bemerkungen in Sternes Art sollen jede Ernsthaftigkeit aufheben: „War ich jemals in der Gefahr, Nachtgedanken zu schreiben, so ist es jetzt. Welche Versuchung, mein Liebster!" (231); „Was meinen Sie, liebster Freund, ist es nicht schwer, diese patriarchalischen Verzierungen ungebraucht zu lassen? Nur Einen Schritt vor die Tür; so kann ich an ehrwürdige Säulen mich hinlehnen und klagen" (232); „Vielleicht hätte mich alles dieses verführt, wär ich nicht gleich im Anfange . . . in ernsten Betrachtungen gestört worden" (233); „Gewiß glauben Sie, würde der heilige Bonifacius diese Nacht mir erscheinen? Nichts wäre leichter, als ihn herab kommen zu lassen; allein ich fürchte, mein Liebster, er möchte demjenigen zu ähnlich werden, der auf eine von diesen Fensterscheiben gemalt ist, und dann scherzten Sie darüber" (242); „Wie soll ich aber, mein Liebster, wegen der verlorenen Erscheinung Sie schadlos halten? Am besten wär' es vielleicht, hier den Hallischen Schönen den Widerruf zu singen; nur bin ich zu voll von einer anderen kleinen Schwärmerei, die ich Ihnen mitteilen muß" (252); „. . . . aus Patriotismus. — Aus Patriotismus? Lassen Sie, mein Freund, mich geschwind abbrechen, denn sonst schrieb ich Ihnen noch eine ganze Seite voll Verse, die unsern Landesleuten, den Deutschen, nicht gefallen möchten, und als neuer Geistlicher wollt' ich gern verträglich scheinen. Schlafen Sie wohl!" (254).

Wieland nennt die „Nachtgedanken"[207]) „eines der schönsten Stücke, darauf unsere Sprache stolz seyn soll . . . Sie haben mich vorzüglich durch zwey Talente, die ich darin fand, bezaubert. Durch den feinsten Scherz, das ächte attische Salz, welches so wenige von unseren Dichtern und Lesern kennen, und durch die zauberische Kunst des poetischen clair obscur, welches ich nirgends in unserer Sprache in solcher Kraft und Lieblichkeit zugleich angetroffen zu haben glaube." Die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[208]) loben die „ungemeine Leichtigkeit", die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[209]) den „Ton, der fühlbare Leser in den Jacobischen Gedichten entzückt", die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[210]) die „Gressetsche Laune". Die begeisterte Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften[211]) empfiehlt, die Briefe und das Belindegedicht „in der süßesten Sprache, voll reitzender Schalkhaftigkeit" selbst zu lesen. Unzer-Mauvillons Briefe „Über den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Litteratur

---

[207]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 314. Brief an Jacobi vom Juni 1769.
[208]) 1769. Nr. 19 vom 6. März. S. 150.
[209]) Th. 4. 1769. St. 15 vom 20. Febr. S. 119.
[210]) 1769. St. 16 vom 24. Febr. S. 128.
[211]) Bd. 3. 1769. St. 9. S. 548.

betr."[212]) wollen den tändelnden Jacobi zum Young-Bekämpfer erhöhen, wenn sie schreiben: „Es wundert mich nicht wenig, daß Hr. Jacobi, welcher zuerst die von der ganzen deutschen Nation angebetete Youngische Moral in ihrer wahren Gestalt zu zeigen Muth genug gehabt, als ein Mann von besonders feinem Gefühl, dennoch die tadelnswürdige Seite seines poetischen Verdienstes" (Verderb des Geschmacks und der gesunden Vernunft) „mit Stillschweigen hat übergehen können"[213]).

In dieselbe Zeit gehört das nicht in die Sämtlichen Werke aufgenommene Gedicht „An die Einwohner der Stadt Zelle" (Halberstadt 1770), das in sieben Abschnitten im Stil des genre mêlé die dem Anakreontiker wichtigen Vorzüge der kleinen Stadt und die seiner Bewohner preist: Geschmack, Empfindung, Natürlichkeit, Einfalt, Freudigkeit, Liebenswürdigkeit, Warmherzigkeit für Weise und Dichter, Sanftheit, mit Grazie gemilderter Ernst. Jacobi hat dieses unbedeutende Werkchen auf Anraten Wielands, der es für „nicht reif, nicht schön genug" und „einige Sentimentale Züge ausgenommen, für mittelmäßig" hielt[214]), in die Sämtlichen Werke nicht aufgenommen, trotz des von „allzu großer Zärtlichkeit"[215]) eingegebenen Widerspruchs Gleims. Der Almanach der deutschen Musen[216]) hat für das Gedicht wenig Beifall, während die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[217]) dem „Dichter der Empfindung" danken, daß er die „Wahrheit so laut und schön predige" und nicht wie der alte Bodmer „in holprigten Hexametern schwatze oder in Gerstenbergischer schwerfälliger Prosa Unsinn sage". Gleim befürchtet sofort, daß dieser Angriff auf Gerstenberg Jacobi schaden könne[218]).

1769 erscheinen kurz hintereinander die dem Utrechter van Goens gewidmete **„Winterreise"** und die Wieland gewidmete

---

[212]) Frankf. u. Lpz. 1771—72. Bd. 1. S. 287; auch bei Martin-Scherer. S. 325.

[213]) An anderen Stellen des Briefwechsels kommt Jacobi weniger gut weg. In Bd. 2. S. 41 wird sein Name bei der Kritik über unzulängliche Rezensenten gebraucht: „Die ihr zu klein seid, über Kloptsocks Oden etwas würdiges zu sagen, aber groß genug, um in dem schlecht copirten Tone eines Jacobi läppische Empfindungen herzulallen". Auf S. 249 wird er in einer Reihe mittelmäßiger Dichter genannt. Auf S. 78 wird über die Vorliebe des deutschen Publikums für diese Dichter gescholten, auch in Bezug auf Jacobi, doch hier mit der Einschränkung: „Jacobi, den ich übrigens höher schätze als manche, die seine Absichten und Gaben verkennen".

[214]) Brief Jacobis an Gleim vom 19. Apr. 1770 (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.). Brief Wielands vom 4. Apr. im ähnlichen Sinn in: Ausgew. Briefe Bd. 2. S. 361.

[215]) Brief Jacobis an Gleim vom 8. Apr. 1770. (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53). Briefe Gleims vom 11. und 15. Apr. (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I).

[216]) 1771. S. 136.

[217]) Th. 5. 1770. St. 25 vom 26. März S. 198.

[218]) Pröhle S. 522. Brief vom 11. Apr. 1770.

**„Sommerreise".** In einem Umfang von rund 90 bzw. 70 Seiten erzählen beide in überschriebenen Einzel-Kapiteln, was der Dichter auf einer Reise erlebt und empfunden haben will. Die Gegend bleibt unbestimmt, nur im ersten Fall als zwischen Halberstadt und Düsseldorf gelegen angedeutet. Beide Werke sind ein loses Nebeneinander von Bildern, Beobachtungen, Phantasien und Gefühlsergießungen. Wahrheit und Dichtung sind untrennbar. Dem willkürlichen Zusammenhang entspricht die lockere Form des genre mêlé.

Über beide Reiseerzählungen s. Näheres bei Ransohoff S. 37 ff. und Longo. Joseph: Laurence Sterne und Johann Georg Jacobi[219]).

Die Anregung zu dieser Dichtungsart verdankt Jacobi der „Voyage" von Chapelle und Bachaumont[220]) und der „Sentimental Journey" von Sterne. Von Chapelle entlehnt er die Form des Prosa-Versegemischs. Von dem Inhalt im einzelnen übernimmt er nichts, und ihm fehlt die bunte Mannigfaltigkeit, die glitzernde Phantasie, die sprühende Laune des Franzosen. Mit dem Engländer verbindet ihn stärkere Ähnlichkeit in den Themen und in der geistigen Grundlage (s. Longo). Über das bei Longo Gesagte hinaus finden sich noch andere motivliche Parallelen: Wie Yorick sich Vorwürfe macht, über der Aufwallung für die schöne Reisegefährtin Elisa vergessen zu haben, bereut Jacobi die Verliebtheit in die hübsche Nonne Antoinette[221]) um Belindens willen (158). Wie Yorick auch in der Wüste Schönheit findet, wie er die Schrecken der Bastille in der Vorstellung mildert und seine rauhen Lebenswege durch Phantasie verschönt, verwandelt Jacobi — Sterne übertreibend — die Winteröde in ein lebendiges Erntebild (9), die Bettlergesichter in Götterköpfe (115), die Brandstätte in einen furchtbaren Kampfplatz (123). Beide schwärmen davon, dem geliebten Mädchen die Tränen abzuwischen oder wegzuküssen (109). Yorick bleibt kaltherzig gegen den bittenden Jesuiten — Jacobi gegen den eifrigen Diener, der ihm in der brennenden Sonne eine Laube bindet (112). Yorick teilt den Armen Almosen aus — Jacobi beschenkt das Fischermädchen (141). Wie Yorick von einem Felsblock wird Jacobi von der überquellenden Roer auf-

[219]) Krems 1898. 35. Jahresber. üb. d. nieder-österr. Landes-Oberrealschule u. d. mit ders. verb. Landes-Handelsschule in Krems. s. dort auch über die aus sentimentalem Mitteilungsbedürfnis entstandene Gründung des Jacobischen Lorenzo-Ordens zur Vereinigung gleichgestimmter Seelen.

[220]) Chapelle et de Bachaumont: Oeuvres, à la Haye 1755. S. 1 ff.

[221]) Die „Antoinette" ist eine wirkliche Hallenser Bekannte Jacobis gewesen, nach der er sich von Halberstadt aus öfter bei Jälms erkundigt (11. Mai, 6. Aug., 9. Okt. 1771). In dem letzten Brief schreibt er: „Was Sie mir von der artigen Nonne . . . erzählen, ist mir sehr angenehm. Dennoch ist es gut, daß Sie Antoinetten kein Exemplar von ihrer eigenen Geschichte gegeben haben, denn die Mädchen sehen sich, in dergleichen Fällen, nicht gerne gedruckt. Wenigstens werden sie alsdann zu vorsichtig, wenn man wieder Lust hat, mit ihnen zu läuten." (Originale Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53).

gehalten (78). Wie Yorick einen toten Esel trifft Jacobi ein schlafendes Lamm auf seinem Wege (171)[222]). Yorick schreibt seine betrachtende Vorrede in der Désobligeante — Jacobi hält ein Selbstgespräch in der Kutsche (38).

Wieweit Sterne sich von Jacobi durch Nüchternheit, Beobachtungsgabe, Neigung zur Reflexion über das Erlebte und die eigenen Gefühle, Witz unterscheidet, s. bei Ransohoff (S. 38 ff.) und Longo.

Jacobi berührt nur die eine Seite des Sterneschen Wesens: die Empfindsamkeit. Empfindsamkeit ist das Hauptmerkmal der beiden Reiseerzählungen. Sie bekundet sich in der Bevorzugung gefühlsbetonter Ausdrücke: „sanft", „süß", „zärtlich", „Tränen". „Mitleid", „Rührung", „Seufzer"; in der Übernahme gerade der rührseligsten Themen bei Sterne: Anrufung des großen Sensorismus der Welt, Gestalt des Jesuiten, des tierliebenden Bauern, Naturschwärmerei bei der ländlichen Mahlzeit; in dem Inhalt der Geschehnisse und Bilder: große Ereignisse, dramatische und sensationelle Handlungen fehlen, die Begebenheiten sind unbedeutend, unauffällig, nur einem gefühlvollen Beobachter bemerkbar: eine arme Fischersfrau teilt ihr Brot mit einer noch ärmeren, ein Schäfchen wird beinah überfahren, ein treuer Diener flicht eine schützende Wagenlaube, ein Bettelmädchen schmückt sich mit Blumen. Die Bilder sind nicht prächtig bunt oder großformig, sondern klein begrenzt: eine Eiche, ein paar junge Linden, ein Heiligenhaus, ein Schleier. Eine tändelnde Phantasie malt sich ein Erntebild im Winter, einen Flußgott, ein weinendes Mädchen. Alle diese kleinen Ereignisse und Dinge lassen sich leicht mit Gefühlen behängen, mit weichen, rührenden Gefühlen: Mitleid bei einem eingebildeten Hagelschauer, Tränen um eine Nachtigall, Herzensrührung über einen zutraulichen Fremden, Tränenseligkeit beim Anblick einer ärmlichen Klosterzelle, wehmütiges Mitgefühl für eine arme Weise, Ergriffenheit über ein edles armes Fischermädchen, sentimentale Reue über eine kleine Untreue, Klagen über ein unschuldiges Lamm.

Die Empfindsamkeit ist in den beiden Werken zum Sieg über die Anakreontik gelangt. Anakreontische Elemente treten nur noch in geringer Zahl und Fühlbarkeit auf. Die Fülle mythologischer Gestalten ist auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpft, der, ohne Eigenbedeutung, rein schmückendes Beiwerk ist. Der Dichter kennt die Liebe noch in der anakreontischen Färbung leichter Tändelei (Der Schleier), aber demgegenüber steht die Schwärmerei für Antoinette und die empfindsame Liebe zu Belinde. Die Begriffe Freude und Wollust kommen noch vor, die Freude auch noch in der üblichen Personifizierung. Aber

[222]) Von der Esel-Episode bei Yorick mag auch Jacobis „Traueridylle auf den plötzlichen Tod einer Ziege" angeregt sein, die in den Briefen Deutscher Gelehrten Th. 1. S. 185 steht.

neben der Freude, der er seine Lieder singt, und neben der süßen Wollust der Liebe preist der Dichter die höheren Freuden einer gläubigen Frömmigkeit. Das Gefühl gibt ihm die Gewißheit der Unsterblichkeit, und auf dieser Gewißheit basiert seine Lebensfreude — gegenüber der unbeschwerten Genußsucht der Anakreontik eine Vertiefung. Heiterkeit lehrt ihn auch der Anblick der Natur, ihrer Ordnung, Güte, Schönheit und Einfachheit. Daß Jacobi hier Rousseaus Schüler ist, s. Ransohoff S. 42. Einfachheit und Einfalt verehrt er als Ideale wie die Anakreontik. Deshalb lobt er das Hirtenleben, jedoch nicht mehr bedingungslos, sondern mit dem Wunsche, daß sich zu seiner Natürlichkeit die Würde fügen möge.

Die „Winterreise" und die „Sommerreise"[223]) finden in der Kritik weite Beachtung. Ransohoff nennt außer Gerstenberg (s. u.) nur die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bei Longo werden neben dieser noch Wielands Ausgewählte Briefe und die Allgemeine Deutsche Bibliothek angeführt. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[224]) ist die einzige strenge Beurteilerin. Sie nennt die „Winterreise" zwar ein „artiges, lesenswertes Büchelgen" mit „niedlichen Versen", tadelt aber die tändelnde Einbildungskraft, die die Dinge nur von der angenehmen Seite nimmt, von der Natur jedoch weit entfernt ist, „und ohne Natur trift eine Empfindung selten das Herz". Denselben Vorwurf macht sie der „Sommerreise"[225]): „seine philosophischen Betrachtungen entspringen nicht aus der Natur, so wie sie da vor ihm liegt, sondern er schaft sich eine Welt zu seiner Philosophie, und diese ist, so ungern wir es sagen, herzlich seicht und alltäglich". Dem Nachahmer von Sternes „empfindsamer Laune" fehle Einbildungskraft, dichterische Begeisterung, Tiefe. Abgesehen von der „Fischerhütte" sei die „Sommerreise" „nichts als ein uninteressantes Gemisch meistentheils aus empfindsam, scherzhaft, tändelnd und philosophisch seyn sollenden Reisebetrachtungen". Die Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur[226]) findet die beiden Reisen „nur mittelmäßig". Wieland[227]) bemängelt den ernsten Ton des Moralisten in der sonst „schon vortrefflichen" „Winterreise", ihren „allerliebsten Ge-

---

[223]) Die „Winterreise" ist im Mai/Juni 1769, die „Sommerreise" im Sept. entstanden. (Briefe an Gleim 11. Apr., 6. Juli, 17. Sept. 1769 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52). Jacobi kündigt erstere Klotz am 23. Juni von Düsseldorf aus an (Briefe deutscher Gelehrten Th. 1. S. 173) und fügt hinzu: „so gar kömmt ein wenig Philosophie darin vor. Wenn ich nur nicht von den Bänken der Philosophen in die Thäler der Amoretten zurückgewiesen werde!"

[224]) Bd. 11. 1770. St. 2. S. 16.

[225]) Bd. 13. 1770. St. 1. S. 261.

[226]) Bd. 5. 1774. S. 261, bei Besprechung der Sämtlichen Werke Jacobis. 2. Aufl. Halberstadt 1773.

[227]) Ausgew. Briefe S. 320 Brief an Jacobi vom Sept. 1769.

dichtchen". Entzückter äußert er sich über die „Sommerreise"[228]), die Yorick, was den „sentimental part" betreffe, vollkommen ersetze. Seine Besorgnis, daß der Dichter der Grazien sich „zu tief in die Philosophie verirren" könne, spricht auch der Leipziger Almanach der deutschen Musen[229]) aus; Boie[230]) schreibt in demselben Sinn an Raspe. Klotz in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften[231]) ist begeistert über die sanften Empfindungen, die Phantasie, die glückliche Einbildungskraft und die vortrefflichen Betrachtungen in der lieblichsten Sprache, die er mit „Wollust" gelesen habe. Jacobi bedankt sich bei Klotz für diese „niedliche Lobrede" seiner „Sommerreise"[232]). Gleim ruft aus[233]): „O der fürtrefflichen Winter-Reise meines Jacobi! . . . Er hat sich selber übertroffen. Mehr als Yorick ist er, er ist Yorick und Chapelle zugleich!" Andere Beurteiler stimmen in die Lobeserhebungen für die zärtlichen Empfindungen, die schönen moralischen Betrachtungen, den anmutsvollen Ton, die artigen Verse mit ein: Die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[234]), die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[235]), der Almanach der deutschen Musen[236]), die Erfurtischen Gelehrten Zeitungen[237]), die Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen[238]) und die Frankfurtischen Gelehrten Zeitungen[239]) in wörtlicher Übereinstimmung. Lichtenberg macht sich über den neuen Yorick in dem satirischen „Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind"[240]) lustig. Goekingk ver-

---

[228]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 327. Brief an Gleim vom 2. Okt. 1769; Ausw. denkw. Briefe S. 101. Brief an Gessner vom 18. Okt. 1769; Horn S. 98 f. 101.

[229]) 1770. S. 100 ff.

[230]) Mittler S. 28 Brief vom 2. Juni 1770.

[231]) „Winterreise" Bd. 4. 1770. St. 13. S. 109. „Sommerreise" Bd. 4. 1770. St. 14. S. 354.

[232]) Briefe deutscher Gelehrter Th. 1. S. 175 Brief vom 24. Nov. 1769.

[233]) Original Univ. Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I. Brief vom 7. Juli 1769.

[234]) 1769. Nr. 67 vom 21. Aug. S. 531.

[235]) 1770. St. 19 vom 5. März. S. 157.

[236]) 1770. S. 100 ff.

[237]) „Winterreise" 1769. St. 58 vom 21. Juli. S. 466; „Sommerreise" St. 82 vom 13. Okt. S. 658.

[238]) „Winterreise" Th. 4. 1769. St. 63. vom 7. Aug. S. 501. „Sommerreise" St. 79 vom 2. Okt. S. 627.

[239]) „Winterreise" Jahr 34. 1769. St. 71 vom 5. Sept. „Sommerreise" St. 93 vom 21. Nov.

[240]) Lichtenberg, Georg Christoph: Vermischte Schriften. Göttingen 1844. Bd. 2. S. 207; abgedr. in: Wackernagel, Wilhelm: Deutsches Lesebuch. Th. 3. Bd. 2 S. 799 f.

spottet den Sterne-Nachahmer in dem satirischen Gedicht „Der Empfindsame“[241]).

Gerstenbergs Kritik in der Hamburgischen Neuen Zeitung[242]), die Jacobis Empfindsamkeit mit beißendem Spott abtut (“ein empfindsame Schnörchel, bey denen es wenig darauf ankömmt, ob ein Gedanke dahinter steckt, oder nicht“, „das altweibische Gewinsel eines Nachahmers, der allenthalben empfindsam zu scheinen arbeitet“, der „sein entlehntes Behänge mit französischem Flitter verbrämt“), zieht einen langen Streit nach sich, dessen Verlauf ich in Ergänzung zu Vierteljahrschrift für Lit.-Gesch. Bd. 3, S. 178 ff. und Bd. 4, S. 188 ff. noch einmal kurz skizzieren möchte.

Jacobi rezensiert 1768 Gerstenberg[243]) in Klotz' Bibliothek: dem „Gedicht eines Skalden“[244]) wirft er „zu viel Bildungskram“, „gesuchte Originalität“ vor, dem „Ugolino“[245]) — jedoch unter Anerkennung der guten Seiten — das Undramatische des Stoffes und das gewaltsam „Erhabene und Schreckliche“ im Dialog[246]). Gleim gegenüber verteidigt Gerstenberg sich gegen die Ugolino-Besprechung am 28. Dezember 1768, ehe er Jacobi als deren Verfasser kennt. Vielmehr schreibt er[247]): „Sagen Sie ihm, daß ich unsern deutschen Gresset viel lieber lese als den Gresset der Franzosen. Er muß durchaus mein Freund seyn. Aber nun, da er eine Pfründe hat, mög' er nie sein Rheinfaß mißbrauchen, sich zur Hallischen Kritik zu begeistern! . . . Ist es nicht ewig Schade, daß ein so feiner trefflicher Kopf in eine Brüderschaft hat gerathen müssen, die bey dem besten Theile Deutschlands in so üblem Rufe steht?“ Die freundliche Rezension der Briefe von Gleim und Jacobi in der Hamburgischen Neuen Zeitung[248]) stammt auch von Gerstenberg. Er nennt Jacobi auch noch seinen „Freund“ am 4. März 1769 in einem Brief an Gleim[249]), nachdem er am 6. Februar durch diesen erfahren hat, daß Jacobi der Ugo-

---

[241]) Goekingk, L. F. G.: Gedichte. Lpz. 1782. Th. 3. S. 162: „Mit meinem Weibchen tat er schier / Gleich so bekannt wie ein Franzose. / All' Augenblicke bot er ihr / Toback aus eines Bettlers Dose, / Mit dem, am Zaun in tiefem Schlaf, / Er einen Tausch wie Yorick traf. / Der Unempfindsamkeit zum Hohn / Hielt er auf eine Mück' im Glase, / Beweglich einen Leichsermon. / Purrt' eine Flieg' ihm an der Nase, / Macht er das Fenster auf, und sprach: / Zieh Oheim Toby's Fliege nach!“ (Jacobi wurde von Bekannten in Scherz und Spott „Toby“ genannt.)

[242]) 1770. St. 35 u. 36; Neudruck S. 327.

[243]) Über Jacobis Rezensionen von Werken Gerstenbergs s. Gerstenberg: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Hrsg. von Alexander von Weilen (Dt. Lit. Denkm. d. 18. u. 19. Jh. 29. 30.) Einl. S. 96 ff.

[244]) Bd. 1. St. 4. S. 90.

[245]) Bd. 2. St. 8. S. 600.

[246]) Ähnlich urteilt er in Briefen an Gleim vom 25. Okt. und 9. Nov. 1768 im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52.

[247]) Morgenblatt für gebildete Stände. Jg. 11. 1817. Nr. 25.

[248]) 1768. St. 99.

[249]) Morgenblatt Nr. 27.

lino-Rezensent gewesen sei[250]). Mit Bezug auf den letzten Brief Gerstenbergs schreibt Gleim am 15. April 1769 an Jacobi[251]): „Gerstenberg sagt mir in seinem letzten Schreiben sehr viel Schönes von meinem Jacobi! Mein Freund, sagt er, ist er von nun an, auf immer!" Am 2. und 3. März 1770 erscheint Gerstenbergs ablehnende Kritik der beiden Reiseerzählungen, am 21. März[252]) die des „Abschied an Amor" in demselben ironischen Ton. Jacobi will an Gerstenbergs Autorschaft nicht glauben — mutmaßt doch auch sein Braunschweiger Freund Koch, daß nicht Gerstenberg, sondern Lessing der Rezensent sei[253]) — und schreibt ihm noch im März einen Brief, in dem er ihn seiner Freundschaft versichert[254]). Gerstenberg dankt freundlich, jedoch erst am 4. April[255]). Jacobi zweifelt immer noch daran, daß Gerstenberg der Verfasser sei, wie er an Gleim am 8. und 19. Apr. schreibt[256]): „Sollt' es möglich seyn? Der Dichter, der die Grazien schrieb? . . . Der Verfasser so vieler artigen, sanften Lieder? . . . Ist er es, dann lassen Sie uns trauren, daß ein Gerstenberg so von seiner Würde herabsinken konte!" Gleim bestärkt ihn in seinem Zweifel[257]). Im Mai schreibt Jacobi noch einmal einen langen Brief an Gerstenberg, in dem er sich in empfindsam-gekränktem Ton gegen die Angriffe wehrt[258]). Hierauf entgegnet Gerstenberg in einem undatierten Schreiben[259]) mit einer stolzen und schroffen Ablehnung der Jacobischen Anwürfe. Jacobi setzt noch einen zusammenfassenden Bericht voll Trauer und Vorwürfen an Gerstenberg auf, den er jedoch nicht abschickt[260]).

Gleim, den er um einen Verteidigungsbrief an Gerstenberg bittet, bleibt zaghaft, und, obwohl er sich über die herzlose Art Gerstenbergs entrüstet[261]), vermeidet er einen direkten Angriff[262]). Vielleicht wagt er es nicht, gegen Gerstenberg aufzutreten, der seine „Oden nach dem Horaz" so lobend angezeigt hat[263]); wahrscheinlicher ist, daß ihm die literarischen Zänkereien zuwider waren. Jedenfalls schreibt er am 16. Mai d. J. an Uz[264]): „Ich lese die Scartequen der Scriblers nicht, die sichs

---

[250]) Pröhle S. 540.
[251]) Goethe-Schiller-Archiv Weimar.
[252]) St. 46. Neudruck S. 338.
[253]) Brief an Jacobi vom 11. März 1770 bei Martin S. 28. Anm. 26.
[254]) Vierteljahrschr. Bd. 4. S. 189. Das ist der Brief, den Weilen dort S. 179 als noch vor dem Streit geschrieben nennt.
[255]) Staatsbibliothek Berlin, Sammlg. Varnhagen; als undatiert abgedr. in: Vierteljahrschr. Bd. 3. S. 179.
[256]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[257]) Brief vom 11. Apr. bei Martin S. 28. Anm. 27.
[258]) Martin. S. 54.
[259]) Vierteljahrschr. Bd. 3. S. 182.
[260]) ebda. Bd. 4. S. 189 f.
[261]) Brief an Jacobi vom 2. Mai bei Martin S. 28. Anm. 27.
[262]) Brief an Jacobi vom 14. Juli Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I.
[263]) Hamburgische Neue Zeitung. 1770. St. 63 vom 20. Apr.
[264]) Schüddekopf. S. 394; auch bei Pröhle S. 539.

unterstehen, über die besten Köpfe Gericht zu halten, diese besten Köpfe sollten gegen die unberufenen Kunstrichter sich vereinigen, und sie zu Schanden machen, zum Gelächter mein' ich, damit es, auch bey denen, die nur mit sprechen, Ehre würde, von ihnen getadelt zu werden". Mit Bezug auf die Gerstenberg-Rezension habe er an Jacobi geschrieben: „Kunstrichter werfen dich mit Koth, / Entfliehe, Freund, du wirst getroffen, / Entfliehe dem Werfer, der grimmig dir droht, / Der Tempel der Grazien stehet dir offen!" und an Gerstenberg: „Die Musen lehrten dich, in ihrem Tempel scherzen, / Du glaubst den Donner, der die Bösen trift! / Nein, Gerstenberg, in deinem Herzen / Ist Galle nicht, nicht Gift!" Gleim schiebt Jacobis Schwager Wittenberg die Schuld an dem Zank zu, der, selbst ein geschworener Feind von Klopstock und seinen Freunden, Jacobi auch als solchen hingestellt habe[265]). Gleim schreibt daraufhin an Klopstock. Dieser antwortet nur leichthin: „Was hat Gerstenberg doch immer gethan, daß er Jacobi gelobt und auch getadelt hat?" Gleim will Klopstock den seinem „Herzen sehr unangenehmen" Bericht des Hergangs geben, unterläßt es jedoch abermals[266]).

Jacobi selbst schreibt in dem Brief vom 26. Juni 1770, mit dem er Gerstenbergs Antwort an Gleim schickt[267]): „Ach! mein Liebster, trauren Sie mit mir, über den Sänger der Grazien. Antworten will ich ihm nicht, denn iede Antwort wäre vergebens... Ich will Gerstenberg vergessen. — Traurig, daß ich ihn vergessen muß!" Damit scheint der Streit für ihn abgeschlossen.

Wieland, der sich von der Hamburgischen Zeitung ebenfalls angegriffen sieht[268]), flammt Anfang des folgenden Jahres noch einmal in Erbitterung gegen Gerstenberg auf. Schon im März 1770 hatte er an Gleim geschrieben[269]): „Ich kann Ihnen den Unwillen nicht ausdrücken, den ich über die lotterbübische Art empfinde, womit er (Jacobi) in der Hamburg. N. Zeitung mißhandelt wird". Am 25. Januar 1771 schreibt er an Jacobi[270]): „Der letzte niederträchtige Ausfall, den, ich weiß nicht welcher Elende, auf Sie und mich in der Hamburger N. Z. gethan hat, reizte Anfangs meinen Unwillen so sehr, daß ich im Begriff war, etwas für Sie und mich aufzusetzen, welches in den Correspondenten eingerückt werden sollte. Aber da sich mein erster Unwille abgekühlt hatte, fand ich, daß wir dem schlechten Menschen zu viel Ehre erweisen würden, wenn wir Empfindlichkeit über seine Beleidigungen zeigen wollten. Diese können uns nicht schaden, und einer Apologie bedürfen wir auch nicht. Das beste ist, wir gehen Hand in

---

[265]) Brief an Jacobi vom 25. Juli Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I.

[266]) Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel, hrsg. von Klamer Schmidt. Halberstadt 1810. Bd. 2. S. 250. Brief vom 14. Sept. 1770.

[267]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.

[268]) Diogenes-Rezension 1770. St. 65 Neudruck S. 360.

[269]) Auszug eines Briefes Wielands an Gleim im Besitz der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.

[270]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 23.

Hand unsern Weg fort, und würdigen dergleichen Zudringlichkeiten nicht der geringsten Aufmerksamkeit. Stillschweigende Verachtung ist das unfehlbare Mittel, dergleichen armselige Bläffer , die mit aller Gewalt Aufmerksamkeit erwecken wollen, abzuweisen."

Klotz steht von Anfang an gegen Gerstenberg. Er tritt gegen ihn auf in den „Actis litterariis"[271]), in den Hallischen gelehrten Zeitungen[272]), in der Deutschen Bibliothek mit vielen direkten und indirekten Angriffen[273]). Offen ergreift er Jacobis Partei in dem Gerstenberg-Streit bei der Beurteilung von Jacobis Werken[274]): „. . . wer hätte glauben sollen, daß der tändelnde Spatz an Venus Wagen sich in eine krächzende Eule der kritischen Minerva verwandeln würde? . . . War es nicht genug, daß er mit seinen Spießgesellen (denen Schleswigischen Litteraturmännern) an Wielanden sich versündigt hatte? . . . Einen Jacobi zu tadeln, ist nur das Herz fähig, welches einen Ugolino hervorzubringen fähig war." Näheres über Klotzens Stellung zu Gerstenberg s. bei Weilen[275]).

Geerstenberg verteidigt sich Ende 1779 in seiner Zeitung[276]) gegen die Angriffe der Jacobi-Wieland-Partei in sehr sicherem Ton: „. . . wir haben ihre Talente nicht verkleinert, wir haben vielmehr jede Gelegenheit ergriffen, selbst wo wir sie tadeln, ihren Talenten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und unser Tadel wird von den besten Kennern, ja sogar allmählich von ihren eigenen Verehrern, bestätigt . . . Wir haben Herrn Jacobi einen deutschen Chaulieu und Gresset genannt, und viele Unpartheyische haben gefunden, daß wir in dem Lobe seiner Briefe mehr durch Uebermaaß als durch Zurückhaltung gefehlt haben." Er halte es für unwürdig, über „ungereimte Beschuldigungen" „verächtlicher" Denkungsart weitere Worte zu verlieren. 1771 greift er bei der Anzeige des 1. und 2. Teils der Sämtlichen Werke Jacobis[277]) noch einmal auf die frühere Rezension zurück. Obwohl

[271]) 1767. Bd. 4. St. 3. S. 346.

[272]) 1766. Nr. 78. 89, bei der Besprechung der „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur".

[273]) vor allem Bd. 1. St. 1. S. 101 und St. 4. S. 96 bei der Rezension der Schleswigschen Briefe, mit der Chiffre F. unterzeichnet, die nicht, wie Weilen (s. u.) S. XCVIII angibt, Jacobis Chiffre, sondern die von Klotz ist. Jacobi unterzeichnet mit B.

[274]) Bd. 5. 1771. St. 18. S. 285.

[275]) Gerstenberg: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Hrsg. von Alexander von Weilen. (Dt. Lit. Denkm. d. 18. u. 19. Jh. 29. 30). S. XCVI ff.

[276]) St. 201 vom 18. Dez.; Neudruck S. 383.

[277]) Hamburg. Neue Zeitung. St. 29: Neudruck S. 386.

Die Jacobischen Reiseerzählungen sind von einem anonymen jugendlichen Schriftsteller (Joh. Chr. Bock) in einer „Tagereise" nachgeahmt worden (Lpz. 1779. 2. Ausg. u. d. T.: Geschichte eines empfundenen Tages. 1775). Sie ist ein unreifes Machwerk, dem jede persönliche Note, jeder künstlerische Gehalt fehlen, reizlos, nüchtern, verstandesmäßig komponiert. Das Hauptmerkmal bilden die inhaltlichen und formalen Parallelen

er nicht ansteht, die beleidigte Miene Jacobis zu belächeln, sucht er ihm jetzt in freundlicher, fast resignierter Haltung gerecht zu werden. An das Lob für seine guten Seiten fügt er an: „Bey dem allen muß man aber doch gestehen, daß seine Winter- und Sommerreise verfehlte Nachahmungen Yoricks sind wo die empfindsam seyn sollende Situationen mehr erzwungen und erkünstelt, als in der Natur selbst gefunden und aus der Tiefe des menschlichen Herzens herausgeholt sind. Der Herr Verfasser hätte sich nicht außerhalb seiner Sphäre begeben sollen, es mußte ihm unstreitig viel leichter seyn, einige glückliche Lieder zu machen, als sich in den Geist eines launichten Yoricks gleichsam hineinzuschmiegen, der überdem so ganz einzig in seiner Art ist, und schon mehreren unerreichbar gewesen." — Gerstenberg konnte bei seiner Auffassung von Wesen und Aufgabe der Dichtkunst nicht anders als Jacobi ablehnen, trat er doch als Dichter der Leidenschaft, als Gegner der Franzosen und der französierenden deutschen Nachahmer, als Verehrer der Sentimentalität Sternes, als Befreier der Originalgenies gegen die Anakreontik auf[278]).

Einen Teil der in den Werken gesammelten Gedichte widmet Jacobi in **„Abschied an Amor"** (Halle 1769) dem spielenden Gott als letztes Geschenk, um fortan „in einem ernsteren Tone die Schönheit und die Liebe und den Wert der Empfindlichkeit (zu)

---

zu Jacobi: Gestalt des Bettlers, Trauer um ein treues Tier, Anrufung des Freundes, kleine Liebelei, Überwindung einer flüchtigen Liebe, Erinnerung an die alten Deutschen, arme Mutter mit Kind; Einteilung in überschriebene Kapitel, Wechsel von Versen und Prosa, witzig sein sollende Gedankensprüche, Häufung gleicher Satzteile. Jacobi urteilt über dieses Werkchen: „Lauter Nachahmung! Ich wünschte, sie wäre beßer, weil ihr Verfaßer den freundschaftlichsten Enthusiasmus gegen mich zu erkennen giebt". (Brief an Gleim vom 26. Juni 1770. Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53). Die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (1770. Nr. 43 vom 28. Mai. S. 343) empfehlen es den Jacobi-Liebhabern. Die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd. 5. 1771. St. 18. S. 371) empfindet die Unreife des jugendlichen Dichters, ebenso Boie, wie er am 24. Mai 1770 an Gleim schreibt (Pawel S. 378).

Die „Sommerreise" bringt Jacobi die Bekanntschaft mit der empfindsamen Sophie von La Roche. Über die Freundschaft, den ersten Briefwechsel, das Zusammentreffen, den ferneren Verkehr s. La Roche, Sophie von: Mein Schreibetisch. Lpz. 1799. Bd. 2. S. 82 ff.; (auch bei Martin-Scherer S. 335); Hassencamp; Ausgew. Briefe von C. M. Wieland. Bd. 2. S. 357 ff. Bd. 3. S. 11 ff.; Pröhle, Heinrich: Lessing, Wieland, Heinse. S. 87; Scherer; Horn S. 113 ff.; Martin S. 35. Anm. 59. S. 59. 82. Die Angabe von Martin S. 26 f. über den Besitz von Briefen der La Roche in der Univ.-Bibl. Freiburg (Hs 431, c. III) ist zu berichtigen: der eine Brief vom 28. 6. 1771 ist von La Roche selbst; der Brief vom 6. 7. 1771 ist eine Abschrift eines Briefes an F. H. Jacobi; an F. H. Jacobi ist auch ein bei Martin nicht genannter Brief vom 14. 7. 1771 gerichtet; bei Martin fehlt der Brief vom 26. 7. 1771; der bei Martin mit der bloßen Angabe 4. 12. genannte Brief der Maximiliane La Roche stammt wie die anderen datierten aus dem Jahre 1772.

[278]) Wagner, Albert Malte: Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und der Sturm und Drang. Heidelberg 1920—24. Bd. 2. S. 281 ff.

erheben“[279]). Noch ist er aber in dem Glauben befangen, daß der Anakreontismus das gesamte Leben trage. Er macht dem ablehnenden Publikum ein Zugeständnis, hat aber nicht den Willen und die Kraft, sich von den Spielereien der Einbildungskraft zu lösen. Das fühlt auch Wieland, der schreibt[280]): „Uebrigens, mein vortrefflicher Freund, ist doch ein je ne sais quoi, welches mir, mitten unter dem Lesen und Wiederlesen der delicieusen Stücke, womit Sie von Amorn Abschied nehmen, zuflüstert, daß es entweder nicht Ihr Ernst seyn kann, Ihrer Bestimmung so ungetreu zu werden, oder daß, so ernstlich auch Ihr Vorsatz seyn mochte, wie Sie ihm diesen Abschied schrieben, dieser Vorsatz doch nicht von längerer Dauer seyn werde, als der Zorn der Verliebten, oder die Gelübde der Poeten, keine Verse mehr zu machen . . .“ Jacobis Freunde und die nahestehende Presse bedauern seine Gesinnungsänderung. Gleim will ihn zurückhalten mit dem Gedicht „An den Herrn Canonicus Jacobi, als ein Criticus wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte“, das die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften[281]) für eines der besten Gedichte des Verfassers hält, während Gerstenberg es in der Hamburgischen Neuen Zeitung[282]) bespöttelt, und durch einen Brief „An den Herrn Canonicus Jacobi, als er von Amor Abschied nahm“, den der Almanach der deutschen Musen[283]) in Poesie und Prosa schlecht nennt. Die deutsche Bibliothek bekennt sich am lautesten zu dem Anakreontiker in einem ausführlichen Artikel, in dem sie ein „kurzes Collegium über den Jacobischen Amor“ liest, der „ein naives, unschuldiges Kind“ ist, „ein Geschöpfe der Einbildungskraft, so gebildet, wie ihn der Dichter zu seinem Zweck braucht“, der „in sich die erhabensten Empfindungen des Schönen und Edlen“ vereinigt. Mit seiner Hilfe gelänge es Jacobi, „die Empfindungen von den groben Vergnügungen abzuziehen, und sie an sanftere Spiele zu gewöhnen, in die Seele einen feinern Tact hineinzubringen“. Lieder der Freuden und Scherze wollen auch weiter die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[284]), der Leipziger Musen-Almanach[285]), die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[286]), die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[287]),

---

[279]) Am 27. Febr. 1769 schreibt Jacobi ernsthaft an Gleim: „Überhaupt werde ich den Knaben (Amor) bald abschaffen, damit er nicht bey mir zum Invaliden wird“ (Briefe deutscher Gelehrten Bd. 1. S. 172).

[280]) Ausgew. Briefe Bd. 2. S. 320. Brief an Jacobi vom Sept. 1769.

[281]) Bd. 4. 1770. St. 15. S. 444; zugleich mit der Rezension des „Abschied an Amor“.

[282]) 1770. St. 18 vom 31. Jan. Neudruck S. 320.

[283]) 1771. S. 137.

[284]) 1769. St. 71 vom 4. Sept. S. 562.

[285]) 1770. S. 93. In dem Kalender dieses Jahrgangs, dessen Heiligennamen durch Dichternamen ersetzt werden, steht Jacobi für den 22. April.

[286]) 1769. St. 73 vom 11. Sept. S. 588.

[287]) 1769. St. 103 vom 25. Dez. S. 859.

die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[288]). Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[289]) jedoch reagiert mit beißendem Spott sowohl auf die beiden Gedichte Gleims als auf Jacobis Werkchen. In der Hamburgischen Neuen Zeitung[290]) zerlegt Gerstenberg mit scharfem Witz die Belindelieder, die „Galanteriewaren" für Damen, in denen der Verfasser sich „bis zum Ekel" wiederhole. Lessing[291]) nimmt die „ernsthaften Dichtungsarten und andere gelehrte Beschäftigungen" in Schutz, die Gleim bei seiner Verteidigung Jacobis (in „An den Herrn Can. J., als ein Criticus wünschte . . .") unnötig angreife[292]).

Der Gruppe empfindsam-schwärmerischer Dichtungen fügt sich das Vorspiel „Elysium" ein — Jacobis erster dramatischer Versuch[293]). Neun kurze Auftritte in Prosa mit Versarien führen vor, wie Elise in den seligen Gefilden Elysiums ihren Geliebten, dessen Vater und eine von der Welt verführte Freundin wiederfindet. Der gedankenbelastete Prolog enthält die Widmung für das hannoversche Königspaar. Das Vorspiel ist nach dem Vorbild der Schäferspiele komponiert: eine kleine Anzahl von typischen Figuren — Liebespaar, alter Vater des Liebhabers, Freundin der Geliebten — mit typischen Namen — Themire, Erast, Lindor — vereinigt sich zu den üblichen Handlungen: Wiederfinden der Liebenden, des Vaters, Versöhnung mit der verwandelten Freundin. An Stelle der mythologischen Götter der Schäferoper greifen die elysischen Schatten in das Geschehen ein. Die Natur bleibt ein vager Hintergrund von idealistisch-elegischer Prägung. Auch die pastorale Einkleidung fehlt nicht: die Liebenden kommen aus Hütten im Tal. Das in der schäferlich-idyllischen Dich-

[288]) 1769. Nr. 81 vom 9. Okt. S. 646.

[289]) Bd. 12. 1770. St. 2. S. 276. Bd. 11. St. 2. S. 169.

[290]) 1770. St. 46 vom 21. März. Neudruck S. 338.

[291]) Brief an Gleim vom 8. Jan. 1770. Gleim antwortet am 21. März, er sei sich keiner „beissenden Züge auf die ernsthaften Dichtungsarten" bewußt, „weil weder in meinem Geschmack noch in meinem Herzen irgend ein Grund dazu sich findet" (Lessing: Sämtl. Schriften. Bd. 17. Nr. 253. Bd. 19. Nr. 347).

[292]) Jacobi schickt den „Abschied an Amor" zusammen mit den „Nachtgedanken", der „Winterreise" und „Über den Apollo" in einem Brief Gleims an Herder, wie aus einem Brief Herders an Hartknoch vom 15. Aug. 1769 ersichtlich (Von und an Herder. Bd. 1. S. 7. Fälschlich 1770 datiert, der Brief ist auf der Seereise 1769 geschrieben. s. Herder: Sämtliche Werke. Stgt. u. Tüb. 1853. Bd. 39. S. 108.). Herder nimmt diese Sendung als „eine Art von stummem Zutritt" und freut sich über den „Abfall dieser immer würdigen Leute vom Narren Klotz".

[293]) Am 10. Febr. 1770 schickt Jacobi die „Operette" an Klotz (Briefe deutscher Gelehrten S. 177). Nach der Deutschen Bibliothek (Bd. 5. 1771. St. 17. S. 87 ff.) wurde bei der ersten Aufführung in Hannover am 18. Jan. 1770, dem Geburtstage der Königin, Elise von Madame Koch geb. Ginranneckin, Themire von Madame Böck, Lindor von Herrn Böck und Erast von Herrn Liebich dargestellt. Die Arien hat Kapellmeister Schweitzer 1774 komponiert. Am bekanntesten wurde die Schlußarie „Kinder sitzen euch zu Füßen" (Friedländer. Bd. 2. S. 207).

tung alte Motiv des Gegensatzes von tugendhafter Armut und lasterhaftem Reichtum klingt an. Die Handlung ist poetisch verklärt, gefällig leicht, wirklichkeitsfern, ohne komische oder tragische Tiefe oder leidenschaftliche Bewegung. Ebenso lebensfremd bleiben die Menschen, in ideale Ferne gerückt, mit einem oder zwei Zügen blaß charakterisiert, marionettenhaft bewegt. Diesen schäferlichen Charakter der Jacobischen Dichtung verdeckt die Empfindsamkeit, sie gibt ihr das Gepräge. Sie setzt für die Liebeständelei der Salonschäfer ewige Zärtlichkeit tugendhafter Seelen, für Koketterie empfindsames Mitgefühl, für die Freuden der Sinne weiche Gemütsbewegungen beim Almosenspenden, beim Anblick grüner Blättchen, beim Opfer der Kindesliebe. Die Eigenschaften und Ideale der Helden sind Tugend, Sanftheit, Zärtlichkeit, Unschuld, Geduld, Mitleid. In unsinnlichen Küssen und zärtlichen Tränen äußern sich ihre Gefühle Empfindungsbetonte Ausdrücke beherrschen den Stil: „Herz", „Seufzer", „nie gefühlter Friede", „Seele voll Friede", „Seligkeit", „gute Empfindungen", „Gefilde", „empfinden", „fühlen", „weinen", „sanft", „süß", „leise", „zärtlich", „klein", „traurig", „heilig", „ewig", „hold". Erinnerung an Sterne wirkt noch nach: Elise gibt dem Armen Almosen und erzählt davon in Yoricks sprunghaftem Gefühlsstil: S. 188: „Indem kam eine prächtige Kutsche vorbey gerollt. O . . . indem ich auf mein Körbchen sah . . . die armen Leute!"

Die kritische Allgemeine Deutsche Bibliothek[294]) bemängelt das Undramatische des kleinen Stückes: „ . . . hier hätte sie (die Lieblingsidee des Verfassers) mehr durch Aktion beseelt als durch Beschreibung und Erzählung vorgetragen werden sollen. Wie ermüdend, wie sehr am unschicklichen Orte ist es, wenn hier Elise z. E. alle ihre guten Handlungen und Empfindungen nach einander hererzählt . . . Dazu kömmt ein sehr geteiltes Interesse, und eine nicht gar glückliche Verbindung des Ganzen; wenn man auch die Änderung einiger einmal angenommener mythologischer Ideen nicht rechnen will." Außerdem tadelt sie den „unnatürlichen Zwang" in Sprache und Wortfügung. Der 35. Bd. derselben Zeitschrift von 1778 (St. 1) kritisiert die „gedehnte, weitschweifige" Musik, die den „langsamen Gang" der Handlung nur betone. Dasselbe Urteil wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek von 1772 fällt der Leipziger Almanach der deutschen Musen[295])). Die Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur[296]) findet Elysium „frostig, wie es mal bei so einem Vorspiele nicht anders seyn konte". Andere Zeitungen sind voll Lob für die „Empfindungen der Menschenliebe, Unschuld und der

[294]) Bd. 16. 1772. St. 1. S. 103.

[295]) 1771. S. 102.

[296]) Bd. 5. 1774. S. 261 bei Besprechung der Sämtlichen Werke Jacobis. 2. Aufl. Halberstadt 1773.

Zärtlichkeit" (Neue Hallische Gelehrte Zeitungen)[297], für die „rührendsten Auftritte" (Neue Zeitungen von gelehrten Sachen)[298], für den „Abdruck seines eigenen liebenswürdigen Herzens", die „Sprache der Empfindung . . . im ächten Idyllenton und voll wahrer Harmonie" (Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften[299]). Wieland dankt mit beredten Worten[300]: „dieses kleine vortreffliche Stück . . . hat diese schöne Einfalt oder Einheit vielmehr, in der Erfindung und Ausführung, dieses schöne Ideal moralischer Gesinnungen, diese sittliche Gratie des Shaftesbury, welche alle Produkte Ihres Geistes charakterisieren". Er ermuntert ihn daraufhin zu „kleinen lyrischen" Dramen nach der Art Favarts, die Weißes komische Opern durch ein „schöneres Ideal" übertreffen könnten. Nach einem Brief Boies[301] loben auch Heyne und Kästner in Göttingen den Sänger der „sanftern Tugenden". Selbst Lessing[302] findet Worte der Anerkennung nach einem Brief Jacobis an Klotz[303], in dem er berichtet: „In Zelle wurde ich auf eine besondere Art überrascht. Man führte mein Elysium auf und ich gieng in die Anziehstube, meinen

---

[297]) Th. 5. 1770. St. 19 vom 5. März. S. 147 f.

[298]) 1770. Nr. 18 vom 1. März. S. 138.

[299]) Bd. 5. 1771. St. 17. S. 87.

[300]) Ausgew. Briefe Bd. 2. S. 348 ff. Brief Jacobis vom 22. Febr. 1770.

[301]) Martin S. 57. Brief vom 10. März 1770.

[302]) 1767 hat Jacobi Lessings Lustspiele, vor allem „Minna von Barnhelm" lobend rezensiert (Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 1. 1767. St. 2. S. 103). Vor dem Zusammentreffen in Zelle sind sie sich persönlich schon einmal begegnet, im Frühjahr 1768 in Leipzig. Am 18. Mai dieses Jahres berichtet Jacobi an Gleim: „Bey Herrn Lessing machte ich vor meiner Abreise noch einen kleinen Besuch; ganz höflich war er, aber von unsren Briefen sprach er kein Wort. Aufmuntern wollt' er Ihr Jacobitchen nicht, als nur zur Fortsetzung der Meinhardischen Versuche, und zur Bekanntmachung der Spanier. An, der Bildung eines deutschen Gressets war ihm wenig gelegen, oder er zweifelte vielleicht daran, daß die Musen mich dazu ausersehen hätten. Niedergeschlagen hat mich sein Stillschweigen dennoch nicht. Lessing schrieb selbst kleine Liederchen, er verdammte sie zur Vergessenheit." (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52). Lessing hat auch ferner Anteil an dem Dichter genommen. Der „Winterreise" soll er seinen Beifall ausgesprochen haben (Martin S. 52. Brief Wittenbergs vom 21. Aug. 1769). Am 22. März 1772 trägt er Gleim Grüße für Jacobi auf (Gleim, Friedrich Wilhelm: Briefwechsel von 1757—1779 mit G. E. Lessing. Neue Aufl. Bln. 1816. S. 182). Am 13. Apr. d. J. erwähnt er einen Besuch Jacobis bei Gleim (ebda S. 188). Im Apr. 1774 sieht er Jacobi mit Heinse auf ihrer Reise von Halberstadt nach Düsseldorf bei Zachariä in Braunschweig wieder (Brief Heinses aus Zelle vom 17. Apr. in: Schüddekopf, Karl: Heinse und Klamer Schmidt [Zeitschr. d. Harz-Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde. Jg. 28. 1895.] S. 607.). Am 8. Dez. desselben Jahres erzählt er Theophilus Lessing, daß er Jacobi „sehr wohl kenne" (Lessing: Sämtl. Schriften Bd. 18. S. 120). Im Frühjahr 1780 trifft er ihn wieder in Braunschweig (Pröhle S. 524). Jacobi äußert seine Trauer über Lessings Tod in einem Brief an Gleim vom 30. Apr. 1781 (ebda S. 525) und in dem Gedicht „An Gleim" (Sämtliche Werke. 2. Aufl. Zürich 1807—13. Bd. 3. S. 210. 2. Apr. 1781).

[303]) Briefe deutscher Gelehrten S. 180 Brief vom 25. Apr. 1770; auch abgedr. bei Martin-Scherer S. 324. Ransohoff. S. 56.

Schatten ein paar Worte zu sagen, und da stellte man mich Herrn Lessing vor, der am Feuerheerde stand: er war überaus höflich, und wir sprachen von verschiedenen gleichgültigen Sachen. Nach der Comödie hat er dem Aufseher der Gesellschaft viel Lob auf mein Elysium gesagt; ich aber sah ihn nicht wieder." Ähnlich schreibt er an Gleim[304]): Er „hat Hrn. Seyler so wohl als Mad. Hensel viel Schmeichelhaftes über mein Stück gesagt, und sie gebethen, mich zu mehreren Operetten aufzumuntern".

Denselben Charakter wie „Elysium" trägt das Vorspiel **„Apollo unter den Hirten"**, das Jacobi für das Geburtstagsfest des englischen Königs am 4. Juni 1770 komponierte. Es beginnt mit einem gereimten Huldigungsgedicht für König Georg, das mit dem eigentlichen Spiel keine Verbindung hat. Das kleine Stück handelt von der Vereinigung eines entzweiten Schäferpaares durch Apoll und seine rührende Leier. Die Handlung ist matt, die Personen erscheinen blaß, schablonenhaft, die Natur bleibt Kulisse, die Empfindsamkeit überdeckt alle Einzelzüge. Jacobi ist sich der Schwächen bewußt. „Mit dem Ganzen bin ich höchst unzufrieden", schreibt er an Gleim[305]), „denn der Plan ist verfehlt, und mit ihm das Interesse des Stückes. Chloe handelt nicht genug, und wird von Selinen, die zu sehr im Vordergrunde steht, aus den Augen des Lesers weggerückt. Man ist zu wenig für sie eingenommen. Seline interessiert auch nicht besonders: Kurz, es ist ein getheiltes Interesse, und nichts weniger als Einheit darinn. Freylich kann man das dem Apollo gebrachte Opfer als den Hauptendzweck des Stückes ansehen; allein ist dieses zur Entwickelung geschickt? Läuft das vorhergehende übereinstimmend genug darauf hinaus? Das beste ist, daß, als eine Operette, das Stück einer so großen Regelmäßigkeit nicht bedarf. Es möcht' auch meinetwegen noch weniger davon haben; litte nur das Interesse nicht darunter." Auch der Leipziger Musen-Almanach[306]) und die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen[307]) machen auf die Schwächen der Handlung und des Dialogs aufmerksam, wenn sie auch die Vorzüge der „harmonischen Sprache" und der „sanften Empfindungen" hervorheben. Wieland fällt ein zweideutiges Urteil[308]): „. . . In dem (Apollo) habe ich nicht ein Paar, sondern eine große Menge guter, sehr guter Verse gefunden. Ich gestehe Ihnen, Sie haben recht gerathen; das Ganze war nicht völlig so, wie ichs gerne gehabt hätte; es schien mir, Sie hätten Ihre Idee besser benutzen können; aber ich schob die Schuld auf den Umstand, daß das Stück ein Vorspiel sey, und mit alle dem däuchte michs, so wie es ist, schön, und Ihrer würdig."

---

[304]) Pröhle S. 522. Brief vom 8. Mai 1770.

[305]) Brief vom 26. Juni 1770 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.

[306]) 1771. S. 104.

[307]) Th. 5. 1770. St. 64 vom 9. Aug. S. 504.

[308]) Ausgew. Briefe T. 2. S. 376. Brief vom 17. Juli 1770.

Die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[309]) und Gleim[310]) finden dieses „empfindsame Singspiel" „ganz vortreflich".

Die Herausgabe von Jacobis sämtlichen Werken (Halberstadt 1770. Bd. 1: Versbriefe, Lieder, Prosabriefe. Bd. 2: Winterreise. Sommerreise, Elysium) wird von der Kritik freudig begrüßt. Die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[311]) loben die „glückliche Wahl der Sujets", „gefällige Leichtigkeit im Plan und in der Anordnung desselben; lachende Unschuld, die einem nicht tief versteckten Witz immer die Hand bietet; ein weiches Gefühl, das Gegenstände, worüber hartherzige Menschen mit einem gleichgültigen Blick hineilen, zu nützen und wichtig zu machen weiß; eine Sprache voller Bilder und kleiner Malereyen, die aber meistens nur aus der sanftern Natur copiert sind, und auch den simpelsten Zeichnungen immer ein schönes Colorit geben"; den „lebhaften einnehmenden Ton, der bey dem unerheblichsten Gegenstand die Aufmerksamkeit der Leser zu erhalten weiß." Nicht ganz so bedingungslos stimmt die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften[312]) in das Lob ein, die bemängelt, daß Jacobi nicht genügend gefeilt habe. Ähnlich denkt die Allgemeine Deutsche Bibliothek[313]): sie bewundert die „ungemeine Leichtigkeit in der Versifikation, in dem Ausdrucke und in den Wendungen", tadelt aber „die Bemühung des Verfassers, die männliche deutsche Leyer nach der französischen Weichlichkeit zu stimmen und so sie aus der gehörigen Temperatur zu bringen und schlaff zu machen", „den Stoff seiner Empfindungen mehr bis zum Übertriebenen zu verfeinern als zu bereichern". An anderer Stelle[314]) widerrät sie ihm, bei jeder Gelegenheit flüchtige Gedichtchen und Briefe in die Öffentlichkeit zu bringen, sich mit matten Scherzen abzugeben, „anstatt auf Werke zu denken, die der Nachwelt würdig wären". Dasselbe meint Herder in bezug auf Jacobis Sämtliche Werke[315]): „Auch bei der neuen Subscription gefällt mir Miene und Betragen dieses Mannes so wenig: es ist überhaupt in jedem Schritte und Worte desselben immer so viel liebliche Frechheit, eine Winkelsache immer zur Sache des Publicums, und eine Litanei von Empfindungen zur Sache der Kirche zu machen; auch hat man das gute Männlein schon längst so ausgehört". Gerstenbergs Rezension in der Hamburgischen Neuen Zeitung[316]) lobt zwar die „sehr glückliche und fließende Versifikation" und den „didaktischen Ton", mit dem der Dichter „sich sehr leicht und verständlich über Wahrheiten auszudrücken wisse", wirft aber ein,

[309]) 1770. St. 100 vom 14. Dez. S. 843.
[310]) Brief vom 10. Juni 1770. Univ.-Bibl. Freiburg (Hs 431, c. I).
[311]) 1770. Nr. 46 vom 7. Juni. S. 363.
[312]) Bd. 5 1771. St. 18. S. 285.
[313]) Bd. 16. 1772. St. 1. S. 103.
[314]) Bd. 11. 1770. St. 2. S 169 ff.
[315]) Von und an Herder. Bd. 1. S. 9.
[316]) 1771. St. 29 vom 19. Febr. Neudruck S. 386.

daß die Poesie der „tändelnden süßen anakreontischen Liederchen", der „niedlichen kleinen Bilderchen und Gemählgen" zu leicht sättige und ermüde. Die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen[317]) und Schmids Almanach der deutschen Musen[318]) beschränken sich auf einen bloßen Bericht über die Neuausgabe. Am lebhaftesten begeistert sich Wieland, der nach jedem Einzeldruck Jacobi gleich seine Anerkennung ausspricht. Für die Werke bedankt er sich im Juli 1770[319]), am 17. d. M.[320]) sagt er: „Mit Ihren sämtlichen Werken bin ich mehr als ich sagen kann, zufrieden, und so oft ich meinem Geist und Herzen gütlich thun will, werde ich sie wieder lesen".

1771 erscheint in Paris eine Übersetzung einiger Gedichte und des Vorspieles „Elysium" in flüssiger Proa unter dem Titel „Traductions de diverses oeuvres composées en Allemand en vers et en prose". Der Übersetzer ist unbekannt. Nach einer bei Martin S. 25 Anm. 15 abgedruckten Briefstelle arbeitete Fritz Jacobi an einer französischen Übertragung des Vorspiels. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Sammelwerk um diese Übersetzung. Die Vorrede ist vom französischen Standpunkt aus geschrieben. Vielleicht stammt sie, wie die Übertragung der Gedichte, von dem Utrechter van Goens, einem Verehrer der Jacobischen Muse, dem die „Winterreise" gewidmet ist. Die Deutsche Bibliothek[321]) zeigt die Übersetzung rühmlich an. Und Wieland schreibt einen begeisterten Brief an Fritz Jacobi[322]).

Wieland ist einer der eifrigsten Lobredner von Jacobis Jugendpoesie. Am 26. Oktober 1768 — Jacobi eröffnet den Briefverkehr mit Wieland erst im Sommer 1769[323]) — schreibt Wieland an Riedel über Jacobi[324]): „Ich beurtheile ihn nicht nach den Briefen, wovon ich ungefähr ebenso viel halte als Sie (s. o. S. 15 Brief an Riedel vom 15. Dezember 1768 mit der Ablehnung der Briefe), sondern nach seinem Anhang von kleinen Gedichten, nach seinem Briefe an Utz ... nach dem, was er zu seyn verspricht, und gewiß werden wird, wenn er sich zu fühlen anfängt. Sagen Sie ihm gelegentlich, daß ich zwey Drittel meiner Gedichte darum geben möchte, seine Vestale und seine Venus im Bade gemacht zu haben." Überschwänglich schreibt er an Jacobi[325]): „Ihre Muse hat allen Reiz, alle Lieblichkeit, Munterkeit und Unschuld, alles das ungefärbte Wesen und die sich selbst unbewußte Magie . . . Wenn ich jemals in eine Muse verliebt gewesen bin, so bin ich

[317]) 1770. St. 64 vom 10. Aug. S. 532.
[318]) 1771. S. 65.
[319]) Ausgew. Briefe Bd. 2. S. 375.
[320]) ebda. S. 376.
[321]) Bd. 6. 1771. St. 23. S. 525.
[322]) F. H. Jacobis Auserles. Briefwechsel. Bd. 1. Nr. 13. Brief vom 13. Aug. 1771.
[323]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 314.
[324]) Ausw. denkw. Briefe Bd. 1. S. 224.
[325]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 376. Brief vom 17. Juli 1770.

es in die Ihrige . . ." Jacobi zum Freunde zu haben, wäre lange sein „liebster Wunsch", seine Briefe zu öffnen, „süßester Augenblick seines Lebens"[326]). In demselben Brief urteilt er über Jacobis Begabung: „Ihre schöne Seele ist für das idealische Schöne gemacht . . . Sie sind ganz eigentlich von der Natur bestimmt, für unsre Nation zu seyn, was Chapelle, Chaulieu, Gresset, Bernis und Dorat für unsere Nachbarn jenseits des Rheins . . . Bleiben Sie . . . der Liebling der Charitinnen, der Sänger der schönsten Empfindungen unsrer Natur, der zauberische Mahler idealischer Schönheiten, der muntere Dichter, dessen feiner Scherz Weise lächeln macht." Er versichert ihn immer wieder seiner Liebe in übertriebenen Ausdrücken: „Ich liebe ihn und seinen Amor und seine Muse und seine Scherze und seine Laune und alles was von ihm kommt, mehr als ich jemals werde ausdrücken können"[327]). „Ich empfinde es in dem Innersten meines Herzens, daß ich Sie, Ihren Bruder, meinen eigenen Dichter, und unsern Gleim eben so innig, durch einen eben so sanften, eben so mächtigen Zug der Natur liebe wie meine Kinder"[328]). Vor Bodmer bekennt er[329]), daß er Jacobi „zehnmal lieber" habe „als den alten tändelnden Gleim-Anakreon, der ihn verführt, und dennoch nicht verhindern kann, daß in Jacobitchens kleinstem Lied mehr Etoffe ist, als in allen Tändeleyen des travestirten Anacreons". Er nennt ihn „seinen ganz eigenen Dichter"[330]). 1772 will er sogar mit den beiden Jacobis eine gemeinschaftliche Buchhandlung aufmachen. Den Plan teilt er F. H. Jacobi am 19. Juni 1772 mit[331]). Jacobi geht auf den Vorschlag ein, zur Ausführung ist es aber nicht gekommen. Seiner Freundschaft mit Gleim und Jacobi setzt Wieland in den „Grazien" ein Denkmal, wo er diese beiden Graziendichter als mit ihm, dem dritten, engverbunden bezeichnet[332]). Im Freundeskreise werden die drei oft in einem Atem genannt, z. B. von Heinse[333]): „Ihr Genius (an Gleim) und der Wielandische und Jacobische sind in dem Griechenlande des Platonischen Himmels von den Musen und Grazien auf Rosen erzogen und nacheinander auf diese Unterwelt — nicht wegen begangener Sün-

[326]) ebda S. 314.
[327]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 339 Brief vom 8. Dez. 1769.
[328]) F. H. Jacobis auserl. Briefwechsel. Bd. 1. Nr. 6 Brief vom 16. Nov. 1770.
[329]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 313. Brief vom 16. Mai 1769.
[330]) Jacobis auserles. Briefwechsel. Bd. 1. Nr. 10 Brief vom 12. Juni 1771. Friedrich Heinrich erzählt davon in einem Brief an den Grafen von C. . . . vom 16. Juni 1771 (ebda Nr. 11).
[331]) Jacobis auserles. Briefwechsel. Bd. 1. Nr. 20 Brief vom 19. Juni 1772; Jacobis Antwort Nr. 21 vom 10. Aug.
[332]) Diese Huldigung nimmt Jacobi erfreut an, wie aus einem Brief an Gleim vom 7. Sept. 1770 zu ersehen (Pröhle S. 523).
[333]) Mauvillon, Jacob· Briefwechsel oder Briefe von verschiedenen Gelehrten an . . . Mauvillon. Deutschland 1801. S. 7. Ähnlich S. 12, 51 und öfter. Der zuerst genannte Brief steht auch in: Briefwechsel zwischen Gleim u. Heinse. Hrsg. von Karl Schüddekopf. Weimar 1894—95. (Quellenschr. z. neueren dt. Lit.- u. Geistesgesch. 2. 4.). Bd. 1. S. 6.

den — sondern wegen ihres großen Adels herabgesandt worden. um das menschliche Geschlecht glückselig zu machen".

Neben den überschwänglichen Lobeserhebungen — auch noch für die Werke nach 1770 — klingt jedoch bald ein mißbilligender Ton auf. Zuerst wagt Wieland ihn nur leise und vorsichtig. Im Juni 1769[334]) schreibt er: „ich hoffe, Sie nicht immer mit Götterchen von Gnid und idealischen Schönheiten spielen" zu sehen, „daß ich von Ihrem Genie mehr erwartete als kleine Spiele mit Amoretten". Er besänftigt den empfindlichen Jacobi aber sofort, indem er hinzusetzt, diese Erwartung habe sich schon in den „Nachtgedanken" erfüllt. In dem Brief vom 4. April 1770[335]) wird er deutlicher: „Mich däucht überhaupt, daß Sie Ihrem Geiste (wenigstens seit einiger Zeit) allzuleichte Nahrung geben . . . Man erschöpft sich gar zu leicht, wenn man sich bloß auf eine Art sanfter Empfindungen und leichter lachender Bilder einschränkt, und auch der gefühlvollste Leser kann sich endlich einer gewissen Satietät nicht erwehren."

In das persönliche Verhältnis kommt durch Wielands Verhalten in der Sebaldus-Nothanker-Angelegenheit ein Riß, der sich nicht wieder ganz schließt. Er wird vorübergehend verdeckt, so im Herbst 1776, da Wieland dem zur Versöhnung gestimmten Jacobi entgegen kommt und neue dauernde Freundschaft verspricht[336]). Die Naturen waren für eine lange Übereinstimmung zu verschieden. Wieland fühlt das bald. Schon im April 1771 gibt er dieser Empfindung in einem Brief an Jacobi Ausdruck[337]): „Hütet euch vor der Schwärmerei, meine Kindlein... Ich empfinde die Stärke der Freundschaft Ihres Bruders . . . wie ich soll; aber ich kann Ihnen doch nicht verbergen, daß ich mich ein wenig vor meinen schwärmerischen Freunden fürchte. Ich selbst bin gewöhnlich so kalt — ich sehe die Welt und was in der Welt ist, in einem so jovialischen Lichte (wenn ich so sagen kann), meine ganze Art zu denken, meine ganze Philosophie ist der Schwärmerey so wenig günstig, daß ich unmöglich ohne alle Sorge seyn kann, wenn ich an diese Verschiedenheit in unsren Sinnesarten dencke." Jacobi nimmt an Wielands Merkur-Unternehmen sogleich regen Anteil[338]), läßt sich nach Abgabe der Iris-Geschäfte von seinem Bruder die Sozietätsrechte am Merkur übertragen[339]). Wieland ist aber mit ihm nicht zufrieden, wenn er es auch anfänglich vor Jacobi selbst nicht merken läßt. So lobt er die ersten Rezensionen Jacobis für den Merkur als ihm zu Dank gearbeitet und als Muster einer vortrefflichen und wür-

---

[334]) Ausgew. Briefe. Bd. 2. S. 314.
[335]) ebda Bd. 2. S. 361.
[336]) Originalbrief v. 25. Okt. 1776 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.
[337]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 40.
[338]) Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse. S. 308.
[339]) Briefe an und von Merck. S. 83. Brief an Merck vom 22. Novbr. 1776; Horn S. 189 Brief a. d. J. 1777; S. 194 Brief vom 20. Juni 1778.

digen Kritik[340]). Er traut ihm keine brauchbare Arbeit zu, will ihm höchstens die Rezensionen der poetischen Kleinigkeiten, „die unten am Fuß des Parnasses" wachsen[341]), der „schönen Raritäten" unter dem „Meßschund"[342]) überlassen. Er ärgert sich über Jacobis unverbesserliche Nachlässigkeit[343]), bis ihm schließlich die Geduld ausgeht für den „originellen Kanonikus Gürgel" mit seiner Unzuverlässigkeit und seinem „lächerlichen Egoismus", so daß er keine „Brüderlichkeit" mehr für ihn empfinden könne[344]). Die zwei auf uns gekommenen Briefe aus dem Jahre 1779[345]) über Jacobis Arbeit am Merkur sind ganz unpersönlich und sachlich gehalten, die früher üblichen Freundschaftsbeteuerungen und Lobeserhebungen fehlen. 1780 schreibt Wieland an Merck[346]), daß er von den Jacobis seit langem nichts gehört habe. Im folgenden Jahr kommt es zum Bruch mit Friedrich Heinrich Jacobi, als dieser gegen Wielands „Über das göttliche Recht der Obrigkeit"[347]) im Deutschen Museum[348]) zu Felde zieht[349]).

Die Jahre 1770—72 sind der dichterischen Entwicklung Jacobis wenig förderlich. Sie bringen einige unbedeutende Lieder, von denen nur die an Elise künstlerische Höhe erreichen, kleine Gelegenheitsdichtungen und ein paar längere Gedichte ernsten Inhalts. Diese letzteren sind als Einzeldrucke in die Öffentlichkeit gekommen, in ungefähr zeitlicher Reihenfolge: „Der Schmetterling" (Februar 1771), „An das Publikum" (März 1771), „Die ersten Menschen" (April 1771), „An Aglaja" (Juli 1771), „Über die Wahrheit" (Juli 1771), „Die beste Welt" (März 1772), „Über den Ernst" (April 1772). Der Dichter kann sich von anakreontischen Vorstellungen noch nicht freimachen. Seine Phantasie bewegt sich in alten Gleisen, wenn er auch die Gedanken schon neuen und größeren Gegenständen zuwendet.

**„Der Schmetterling"** ist Panthea, d. i. Sophie von La Roche[350]) gewidmet, die Jacobi in ihrer empfindungsseligen Art über den Eindruck seines „Elysium" auf ein junges Mädchen berichtet hatte.

[340]) Originalbrief v. 20. März 1773 Univ.-Bibl. Freiburg, Hs 431, c. II.
[341]) Briefe an und von Merck. S. 83 Brief vom 22. Nov. 1776.
[342]) ebda S. 96 Brief vom 13. Juni 1777.
[343]) Horn S. 227 Brief vom 4. April 1781; Ausw. denkw. Briefe S. 155 Brief vom 16. Okt. 1777 an Sophie von La Roche; Briefe an und von Merck. S. 132 Brief Wielands vom 14. Mai 1778; Briefe an Johann Heinr. Merck . . . Hrsg. von Karl Wagner. Darmstadt 1835. S. 129 Brief Wielands vom 3. Juli 1778.
[344]) Briefe an Merck. S. 132 Brief vom 2. Aug. 1778.
[345]) vom 1. und 17. (Martin S. 74) Febr. im Besitz der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.
[346]) Briefe an Merck. S. 259 Brief vom 26. Aug. 1780
[347]) im Teutschen Merkur. 1777. Bd. 4. S. 119.
[348]) 1781. St. 6. S. 522 ff.
[349]) Briefe an Merck. S. 292 Brief Wielands vom 8. Juni 1781.
[350]) s. Hassencamp S. 208. Sophie von La Roche unterschreibt selbst „Sophie Panthée" in einem Brief an Jacobi vom 4. Aug. 1771 (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. III.

Das Gedicht kleidet den Gedanken der Unsterblichkeit in das antike Symbol des Schmetterlings, vielleicht angeregt durch die aus der Polemik gegen Klotz entstandene Abhandlung Lessings „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769). Das anakreontisch-empfindsame Element bestimmt den Charakter des Gedichts: Amor und Psyche, in Liebe verbunden, in der üblichen Umgebung von Rosen, Lerchen, Myrten, silbernen Gewölken, Wäldchen, Hain; die Liebenden weinen und klagen „in Tönen, welche Seelen erweichen", und trösten sich „in sanfter Weisheit" mit der Aussicht auf ewige Vereinigung der Seelen zu Küssen und Lächeln. Den Stil beherrschen gedämpfte Gefühlsausdrücke; unter den Attributen fällt die große Zahl der Partizipien auf („erwachende Lerchen"; „blühender Zweig"; „eilender Flügel"; „weinender Knabe"; „weckende Sonne"; „lachende Aue"). — In dem Einzeldruck Halberstadt 1772 erscheint das Gedicht zusammen mit dem Eliselied „Die Auferstehung" (III, 240), „An Antonetten" (III, 244) und einem nicht in die gesammelten Werke übernommenen Lied „An die Unschuld", die „Schwester der Huldgöttinnen"[351]) Wieland dankt lobend für das Schmetterlingsgedicht am 18. Februar 1771[352]), ebenso am 27. Dezember[353]); noch im nächsten Jahr, am 9. Januar 1772[354]), nennt er es ein „göttliches Lied" und eins von Jacobis besten Stücken. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[355]) findet es „angenehm", Schirachs Magazin[356]) „niedlich" erfunden. Der Almanach der deutschen Musen[357]) lobt in Jacobis Denkart die „süße Schwärmerei der Vermählung der sanfteren Dichtkunst mit höhern Gegenständen". Die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[358]) stellen es voller Begeisterung Petrarcas Sonetten zur Seite als „eine von diesen glücklichen Phantasien. welche nur aus Eingebung einer himmlischen Muse in die Seele eines Dichters kommen können . . ., welche nicht mit Mühe gebildet, sondern wie ein Gedanke erweckt und mit Eynem Hauche geblasen zu seyn scheint . . ., eine kleine Offen-

---

[351]) Über dieses Lied schreibt Wieland am 9. Jan. 1772: „Es ist . . . Ihrer sehr würdig und vollkommen in dem sonderbaren aber Seelenschmelzenden Petrarchischen Ton der übrigen Lieder an Elisen" (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II).

[352]) Ausgew. Briefe Bd. 3. S. 24; nach der irrtümlichen Angabe bei Gruber Th. 2. S. 656 ff. soll es erst im Mai d. J. in Ehrenbreitstein entstanden sein.

[353]) Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.

[354]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 101.

[355]) Bd. 20. 1773. St. 2. S. 578.

[356]) Schirachs Magazin der deutschen Kritik. Halle 1773. Bd. 1. Th. 1. S. 323. — Eine vermutlich von Goethe herrührende Rezension des Magazins in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1772. St. 71) spottet über die in Klotzischem Geiste geführte Zeitschrift und ihre „ungeheuren, aber nichts bedeutenden Komplimente" für Gleim, Wieland und Jacobi.

[357]) 1773. S. 86.

[358]) 1772. St. 19 vom 5. März.

barung aus der dichterischen Ideal-Welt". Mit Petrarca vergleichen auch die Frankfurter gelehrten Anzeigen[359]).

**„An das Publikum"** ist ein Angriff des gegen jede Kritik empfindlichen Dichters auf die deutschen Rezensenten und ihr gleichgültiges Publikum. Sein Unwillen findet pathetische Worte und Vorstellungen: „Entsteige deiner finstern Kluft; herauf du schreckliche Megäre der Barbarei! Zertritt Altäre: komm, suche jener Dichter Gruft, die uns Unsterblichkeit ersungen; zerwühle sie; mit Lästerungen erfülle die erschrockne Luft"; „daß ein Pantil am Richterstab, den einst die Pierinnen führten, den einst die jüngsten Rosen zierten, mit unfruchtbarem Dorn umgab; daß er mit ungestrafter Hand, die nie von Freveltaten rastet, an den geweihten Lorbeer tastet, den meinem Gleim die Muse wand"; „da stürmten Bosheit, Spötterei und Eifersucht und Heuchelei aus einer öden Wüstenei zum stillen Sitze keuscher Musen. Sie borgten Larven von Medusen und Furien, und ihr Geschrei empörte sich den Göttertönen"; „der letzte Frevel hülle nur sich ewig dann in Finsternisse; von ihm erlösche jede Spur, daß nie die Afterwelt es wisse, mit welcher schwarzen Lästerung Verwegne sich der Huldigung der Grazien entgegen setzten und ihre Majestät verletzten". Der Anakreontik geläufige Bilder und Gedanken häufen sich: der fromme Barde, „der da, wo leise Weste schwärmen, auf dem verdienten Kranze ruht"; der Richterstab, „den einst die Pierinnen führten, den einst die jüngsten Rosen zierten"; Phanias im Hain und in „weiser Hütte"; „in jenen Büschen . . ., wo, von der Liebe Tränen naß, zerstreute Rosenblätter liegen, und an die nächsten Bäume sich, so bald die Abendsonne wich, mit süßer Klage Nymphen schmiegen"; die Weisheit verbindet sich mit den Grazien und macht die Seelen „sanft empfindend". Abstrakta werden nach anakreontischem Gebrauch personifiziert: „daß blinde Torheit, alter Wahn, mit Sterbekleidern angetan, den Hain des Phanias umringen und seiner weisen Hütte nah'n, um ihr ein Höllenlied zu singen"; „voll hoher Einfalt . . . saß ohne Stolz im Götterkleide die sanfte, lächelnde Kritik. Ihr Auge war ein Frühlingsblick." — Wieland widerrät Jacobi[360]), „wieder in dem höchst ernsthaften Ton, wozu Ihnen unser Gleim (à qui Dieu le pardonne!) gerathen hat, weder gegen die Misahariten noch gegen die Misanthropen noch gegen irgend eine andere Art von Hassern (zu) schreiben". Die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[361]) drucken das Gedicht als eine „edle Invective gegen die hämischen und Tartüffischen Kritiken" ab.

In die gleiche Reihe wie „An das Publikum" gehört das **„Sendschreiben an . . ."** vom 12. Juli 1773 (Werke 1774. Bd. 3, 205)[362]).

[359]) 1772 (Dt. Lit.-Denkm. d. 18. Jh. 7. 8). Nr. 43 vom 29. Mai.
[360]) Brief an Jacobi vom 10 April 1771 im Besitz der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.
[361]) 1771. St. 4. S. 25.
[362]) abgedruckt im Teutschen Merkur. Bd. 4. 1773. St. 1. S. 3.

Es ist an einen der Halberstädter Freunde, Gleim oder Klamer Schmidt, gerichtet und beschwert sich im Stil des genre mêlé über den schlechten Geschmack des deutschen Publikums, das scharfe Unterschiede zwischen den einzelnen Inhalts-Gattungen der Poesie mache, anstatt wie in der bildenden Kunst in jeder Gattung den Künstler zu verehren. Mit Mißachtung denkt er der oberflächlichen Dichter der Freude und der grobgesinnten Stürmer und Dränger. Die Verse beschreiben in der bei Jacobi bekannten Bildersprache die Werke berühmter Maler.

In **„Die ersten Menschen"** häufen sich die personifizierten Abstrakta nach der französisch-anakreontischen Manier (die Wahrheit „in leichten Chören, bei Reihentänzen"; der Gott der Freude; „mit gesenkten Flügeln noch die junge Wollust schlief"; „in der Unschuld Armen") und die Personifizierungen der Natur („Und die Schöpfung fühlte neuen Segen, und der Tiger sank in stille Ruh; Felsen jauchzten ihr entgegen"; „jedes Wäldchen murmelte leiser"). Die Natur in den zur Formel erstarrten Zusammensetzungen der Anakreontik ist nur Mittel zur Belebung der Sprache, ohne Eigenwert. Die Begriffe Wahrheit, Weisheit, Dichtung bedeuten Leichtigkeit, Ernstlosigkeit, Scherz. Die Engel sind die alten Liebesgötter in neuer Einkleidung. — „Die ersten Menschen" erscheinen in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften[363]). Wieder ist es Wieland, der die begeistertsten Worte findet[364]): „der ganze Ton so vollkommen dem Gegenstand angemessen, die Bilder so schön, so reizend, so glücklich zusammengesetzt, die Farbe so glühend, der Ausdruck so leicht, so leicht, daß ich anfange, unsre Sprache bald fähig zu glauben, in diesem Stücke die französische selbst zu übertreffen, und beynahe das Italienische zu erreichen. Welche Musik im Rhythmus, in dem abwechselnden Sylbenmaß! welch ein feiner musikalischer Instinct, der Sie in dieser Abwechslung geleitet hat! Ich bin entzückt von dem Gedanken, wie groß Ihr Talent für die lyrische Poesie ist." Die Erfurtischen Gelehrten Zeitungen[365]) nennen es „harmonisch" und „reizend". Der Leipziger Musenalmanach[366]) zeigt das Gedicht anerkennend an. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[367]) findet zu viel Getändel bei einem so würdigen Gegenstand. — In „Die ersten Menschen" und „Der Schmetterling" wechseln Strophenlänge, Rhythmus und Reim ohne Regel. In der Vorrde zum dritten Teil der Sämtlichen Werke 1774 entschuldigt Jacobi sich für diese „alzufreye Vers-Art" und verspricht, von der Regelmäßigkeit nicht mehr abzugehen. Wahrscheinlich haben Wielands wiederholte Mahnungen (u. a. in dem Brief vom 27. Dezember 1771[368]), um der musikalischen Schönheit

[363]) Bd. 6. 1771. St. 22. S. 244.
[364]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 40 Brief vom 10. April 1771.
[365]) 1771. St. 3. S. 19.
[366]) 1772. S. 138.
[367]) Bd. 20. 1773. St. 2. S. 576.
[368]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 91.

willen „diesen allzufreyen Dythyrambenmäßigen Rythmus" aufzugeben, diese Bemerkung veranlaßt.

**„An Aglaja"** wiederholt das Nebeneinander von Versen und Prosa. Der Dichter schilt als Verteidiger der Empfindsamkeit der La Roche und der maßvollen Weisheit Musarions auf die „steifen Ehrerbietigen" und trifft dabei auch sich selbst. Seiner oberflächlichen anakreontischen Dichtung kann man ebenso gut vorhalten: „Welche Wichtigkeit in den niedrigsten Vorfällen, und wie leichtsinnig hüpft man über das, was groß und edel ist, weg! Wo bleibt der Nachdruck der Seele, wo die Wärme, die an allen Schönheiten um sich her Theil nimmt? . . . Die besten Empfindungen gehen nach und nach in ein Spielwerk über. Was ist der Liebesgott derer, die von ihm so viel zu erzählen wissen? . . ." Die Abkehr von der Anakreontik deutet sich an. — Wieland[369]) fürchtet böses Blut unter den angegriffenen Gegnern Aglajas. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[370]) und der Leipziger Musenalmanach[371]) begnügen sich mit einer kurzen Ankündigung, die Erfurtischen Gelehrten Zeitungen[372]) fügen noch das Lobeswort „reizend" zu. Beachtenswert ist Herders Äußerung[373]): „. . . so wie auch in Aglaja würklich die Realität desselben (Jacobis) zuzunehmen scheint; nur sieht immer noch die süßliche Eitelkeit hindurch".

**„Über die Wahrheit"** verbindet ein lyrisches Gedicht mit philosophierendem Kommentar. Die Verse setzen die geistigen Vorstellungen durch eine Anzahl kleiner Bilder in körperliche um. — Herder lobt es in dem oben angeführten Brief: „Über die Wahrheit ist, dünkt mich, das Männlichste, was je dieses Männchen geschrieben". Sophie von La Roche[374]) rühmt in schwärmerischem Ton: „. . . allein Ihre ächte Liebe des Schöpfers und der Geschöpfe gaab Ihnen diesen sanft würkenden aber ganz neuen Ton, der zu der menschenfreundlichsten Toleranz leitet". Der Leipziger Musenalmanach[375]) und die Erfurtischen Gelehrten Zeitungen[376]) geben eine knappe Inhaltsangabe und loben die angehängten Eliselieder. Der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[377]) mißfällt der „sanfte und wimmernde Ton". „An Aglaja" und „Über die Wahrheit" werden zusammen in den Frank-

---

[369]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 67. Brief vom 6. Sept. 1771.

[370]) Bd. 20. 1773. St. 2. S. 577.

[371]) 1772. S. 121.

[372]) 1772. St. 27 vom 2. April.

[373]) Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland u. and. bedeut. Zeitgenossen. Hrsg. von Karl Wagner. Darmstadt 1835. S. 29 Brief vom Juli 1771.

[374]) Original vom 8. Oktober 1771 auf der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. III.

[375]) 1772. S. 121.

[376]) 1772. St. 27 vom 2. April.

[377]) Bd. 23. 1774. St. 1. S. 233.

furter gelehrten Anzeigen[378]) besprochen. Sie empfehlen das erste Gedicht wegen des „festen Tons", „der getreuen Manier, die wir nie in einem Werke des Verfassrs mit so vielem Vergnügen bemerket haben". Dem zweiten Gedicht, „das in dem leichten Kleide der Brochure wichtige Wahrheiten predigt", schreiben sie erzieherischen Einfluß auf die „Weisen unter allen Masken und Verkleidungen" zu. Die Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur[379]) verurteilt die beiden Gedichte als „ein philosophisch seyn sollendes, unzusammenhängendes undurchdachtes Gewäsche".

**„Die beste Welt"** besteht aus einem kurzen Einleitungs- und einem geschwätzigen Schlußgedicht Gleims und dem Hauptgedicht Jacobis, das aus These und Antithese das Bild der Welt aufbaut. Die Vorstellungen von den bösen und von den guten Seiten der Natur, des menschlichen Schicksals und der menschlichen Seele kleiden sich in Bilder. Die Überzeugung, daß diese Welt voll Treue, Unschuld, Liebe, Wohltun, Freude, Tugend schön und gut sei, nennt Jacobi einen seiner „Lieblingsgedanken" aus dem „Innersten des Herzens", über den „gute Seelen nachdenken" sollen[380]). Weil das Gedicht edle Empfindungen wecken soll, lehnt Jacobi einen scherzhaften Anhang, den Michaelis hinzudichtet, ab[381]): „Das Lachen ist eine herrliche Sache, allein eine Empfindung weglachen, dies, mein Bester, halt ich nicht für gut". Die Erfurtischen Gelehrten Zeitungen[382]) veröffentlichen eine rühmende Inhaltsangabe.

**„Über den Ernst"** (Inhalts-Angabe bei Ransohoff S. 33 f.), eine Versdichtung mit Prosa-Kommentar, legt die Lebensanschauung des Anakreontikers Jacobi fest. Er rechtfertigt die Freude mit ihren Einzelzügen Lied, Tanz, Scherz, Witz, Phantasie, Spiel, Todesheiterkeit vor dem Ernst mit Andacht, Frömmigkeit, Demut, Schweigen, Todesschauer. Beide zusammen machen die Harmonie unserer Empfindungen, und alle Fähigkeiten unserer Seele sind göttlichen Ursprungs. Der Dichter versinnlicht abstrakte Begriffe, indem er sie in der Anakreontik geläufige Bilder umsetzt: „ein Ambra-Wölkchen, in Capellen der Grazien; und ein Geruch von Heiligkeit in armen Zellen"; „der Hirten Dank, wenn bei den Herden er seinen Freudenbecher leert"; „den Bach, um den sich Rosen schlängeln, den Kranz in keuscher Mädchen Haar bewacht ein Chor von reinen Engeln so gern als Tempel und

---

[378]) 1772 (Dt. Lit.-Denkm. d. 18. Jh. 7. 8). Nr. 2 vom 7. Jan. Der Herausgeber des Neudrucks nimmt auf S. LIII an, daß der Rezensent der beiden Gedichte durch Herder beeinflußt sei, da er in der Gesinnung mit Herders Meinung in dem genannten Brief an Merck übereinstimme. Daß Merck selbst der Rezensent gewesen ist, s. in Euphorion. Bd. 16. 1909. S. 787.

[379]) Bd. 2. 1772. S. 12.

[380]) Brief vom 5. März 1772 an Gleim im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.

[381]) ebda.

[382]) 1772. St. 41 vom 21. Mai. S. 329.

Altar"; „du lässest Abenddüfte fächeln, erweckest ein gestorbenes Tal; und meiner Muse frohes Lächeln erzeuget sich in deinem Strahl"; „dein Feuer, das im Norden schimmert, verkündigt Völkern deine Macht; für dich mit gleicher Ehre flimmert ein Würmchen durch die Sommernacht"; „laß Hügel grünen, Bäche quillen; mit Rosenlicht um dich herum die singenden Gebüsche füllen; und nenn' es dein Elysium". So wie früher mangelt den Bildern klarer Umriß und plastische Deutlichkeit: „es soll in eines Tempels Hallen verschleierte Betrachtung gehn, in Weihrauchdüften Andacht wallen und Demut an Altären stehn"; „du, dessen Fest die Sonnen feiren, und dessen Lob die Hölle brüllt, der Wald und See mit Ungeheuren, mit Seraphim den Himmel füllt"; „du sendest in verborgnen Gängen den Donner aus nach seinem Ziel; und weihest himmlischen Gesängen ein dir bespanntes Harfenspiel"; „allein bei jenen Aschekrügen soll da der Scherze Jugend auch im Walde von Zypressen liegen". In die Vorstellung von Gott mischen sich schon Klopstockische Einflüsse. Gott ist übergroß. Er ist der Weltenrichter, vor dem der Mensch im Staube liegt, der Gott der Erden, der Unendliche, „der alle Kräfte des rollenden Gestirns bewegt", dem der Weltbau huldigt, „ungezählte Scharen von Geistern dieser Erde (waren) nichts als deiner Gottheit Ströme, dein Hauch, ein Funke deines Lichts", der Ewige, dem „am großen Tag, an dem er schuf, das Ganze der Geisterwelt entwickelt lag". Klopstockisch sind die gehobenen Worte für Todesangst: „furchtbares Gepränge des Todes! Ernste Weisheit schaut in Gräber: Eine Hymne dränge sich an der Schatten dumpfen Laut. Es rauschen um mich her die Schrecken der Nacht und prüfen meinen Geist, der ohne Schauder alle Decken der Sterblichkeit vom Auge reißt" und für Auferstehung: „Es öffnet sich die Sonnen-Pforte der Ewigkeit vor meinem Blick: ein Allerheiligstes! und Worte des Himmels! und der Engel Glück!"; „wer bist du, jenen Finsternissen Entwundner, über Zeit und Raum erhöhter Geist! emporgerissen zum Glanz und selber dir ein Traum?" Und klopstockisch ist der häufige Gebrauch der Abstrakta, auch pluralisierter Abstrakta: „siebenfache Mitternächte"; „jene Finsternisse"; „um deinen Thron ist Ernst und Schweigen und eines Weltbaus Huldigung: vor dir im Stillen nur sich neigen kann sterbliche Bewunderung"; „in dir der Endlichkeit Gedanken ein einzelner Gedanke faßt"; „ernste Weisheit schaut in Gräber"; „es rauschen um mich her die Schrecken der Nacht"; „alle Decken der Sterblichkeit vom Auge reißt"; „Ein Allerheiligstes! und Worte des Himmels! und der Engel Glück!"; „Zweifel aufgelöst in Klarheit"; „ein langer Mittag", „lauter Wahrheit"; Schatten „umglänzt von eigner Seligkeit". — Das programmatische Gedicht wird in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen[383]) lobend angezeigt.

---

[383]) 1772. St. 93 vom 19. Nov. S. 758.

Aus dem unpoetischen Jahr 1772 stammt die mit dem Gedicht „An das Publikum“ auf einer Stufe stehende literarische Satire **„Die Dichter“** (Halberstadt). In sieben-zeiligen Strophen mit jambischen Vier- und Dreifüßlern verspottet Jacobi die Auswüchse der deutschen Poesie, die „Leichensänger“ nach Young, die Moralprediger, die empfindsamen Yorick-Nachahmer, die Bardensänger um Klopstock. Der durch die Schule der Anakreontik gegangene Dichter kleidet seine Gedanken in zahlreiche Bilder und Bildchen: die glückliche Frühzeit der Poesie stellt sich als Blumenfeld mit tanzenden Huldgöttinnen, Pierinnen-Tempeln, naturverbundenen Menschen dar; die Zeit der Youngschüler als blasser, memento mori rufender Engel; Liebesgötter und Musen fliehen vor dunklen Tempeln mit schauerlichen Säulengerippen, Gespenstern und Feuerrädern; die Moralprediger treten als unduldsame Propheten mit dem Kasten Noahs auf; die Empfindsamkeit verkörpert sich in einem himmlischen Mädchen, deren Namen die jungen Dichter mit Tränen überall schreiben und rufen; die Barden erscheinen als kriegerisch aufgeputzte Männer unter den Götterstatuen des griechischen Tempels. Außer in den Bildern drückt sich die Satire in einzelnen Worten aus: Der Youngschüler ruft „meilenlange Worte“; „hob in Türmen voller Graus zum Zeitvertreibe Nester aus von Eulen und von Käuzen“; „man weinte, wußte nicht, warum“; die Empfindsamen „brachten reichlich ihren Zoll von Tränen jedem Blättchen“; „ein Schüler der Urania . . . trug ein Örgelchen“; „ein andres Männchen empfand, allein es ging auf sein Geschrei die Sonne plötzlich unter“; die Barden „liefen schon zu Hauf in drollichtem Gewimmel“; gingen „wohlgemut“; „schleppten große Lanzen“; „sie rüsteten in aller Eil . . . die zephirlichen Damen“; „es waren Töne seltner Art, den Feind zu schlagen mächtig; durch lange Verse wohlgepaart; ein wenig rauh, doch prächtig“. Noch sind Jacobi die Ideale der Anakreontik heilig: mit Weisheit verbundener Scherz, Liebe, Treue, Einfalt des Schäferdaseins, Unschuld und Natur. Während die Phantasie für die Spötteleien immer neue Bilder findet, werden diese Ideale in den gewohnten Bildern versinnbildlicht: Nackte Huldgöttinnen tanzen auf Blumen, „mit jedem Hirten-Ton vertraut“; „es ließen Mädchen um ihr Herz die Liebesgötter losen, der Jüngling klagte seinen Schmerz dem Frühling unter Rosen‘; „man sah die guten Kinderchen (Liebesgötter) in Myrtenwälder hüpfen und neben ihnen Grazien in keusche Bäder schlüpfen! Sie weihten sich des Jünglings Herz und lehrten, unbereuten Scherz an hohe Weisheit knüpfen. Den Liebesgöttern folgten bald die sanften Musen schüchtern an ihren Quell, in ihren Wald, umtanzt von ihren Dichtern, und atmeten der Rosen Duft“; „in unbesorgter Ruh die Liebesgötter immerzu gen Himmel sahn und küßten. Und einer unter ihnen schwung mit Einfalt in der Miene sich aus der Büsche Dämmerung: und sieh! der kleine Kühne, gekleidet als ein Hirte,

griff nach seiner Schäferflöte"; „ein Mädchen, welches nach und nach in frisch gepflückten Kränzen aus einer Wolke niederstieg"; „es schien ein Nektar-Tropfen noch den Rosenmund zu netzen"; „ihr Busen war zur Hälfte bloß; man sah zu ihren Füßen mit weißen Täubchen in dem Schoß sich zarte Sylphen küssen"; „die kleine Venus, die . . . herab auf ihren Gürtel lacht . . . und Menschen Weisheit lehret". — Die übelwollende Kritik mißversteht Jacobis Angriff auf die unkünstlerischen Nachahmer und nimmt ihn als herausfordernden Angriff auf die Originaldichter selbst. Der um seine und seiner Freunde Ruhe besorgte Gleim schreibt einen erschrockenen Brief an Jacobi, der zusammen mit Jacobis Rechtfertigung im Sept. 1772 veröffentlicht wird (Zween Briefe von Gleim und Jacobi, des letzteren Oper Die Dichter betreffend. Halberstadt 1772). Einen zweiten Verteidigungsbrief fügt Jacobi seiner der La Roche gewidmeten Schrift über die Klotz-Biographie Hausens an. Noch nach Erscheinen der Verteidigungsbriefe verwahrt Gleim sich Lessing gegenüber, Anteil an Jacobis Satire zu haben, mit der er „ganz unzufrieden" sei[384]). Dem weichen Jacobi muß man wohl glauben, daß er mit seiner Satire nicht einzelne Dichter, sondern nur das Heer der Nachahmer treffen wollte — enthält doch dieser Angriff ebensowenig wie der „An das Publikum" eine wirksame Polemik. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen[385]) loben in ihrer Besprechung der Dichtung und der Briefe zwar die „sehr harmonischen Verse, die (Jacobis) Muse fast nichts zu kosten scheinen", rügen aber die empfindliche und beifallssüchtige Eitelkeit des Verfassers.

Die lyrischen Gedichte der Jahre 1770—73 sind in den **„Kleineren Gedichten"** zusammengefaßt[386]). Ihre Zahl ist gering, der Dichter probiert sein Talent auf anderen Gebieten, verlockt von den Lobeserhebungen der Freunde, z. B. Wielands, der ihn bei Besprechung der philosophischen Gedichte[387]) zu lyrischen Dramen nach Metastasio und Predigten ermuntert. Sachlichere Beurteiler erkennen seine Begabung für die reine Lyrik, wie Merck, der in dem oben angeführten Brief schließt: „genießen Sie Ihrer Muße und der heitern Farben Ihrer Seele, die ich lieber auf einem Gewölke mit Ihren Amors, als in dem faltenreichen Mantel der Moral entdecke". Mit den „Amors" und den „heiteren Farben" meint Merck noch die anakreontischen Farben, die jetzt in Jacobis Lyrik verblassen. Am kräftigsten erscheinen sie noch in den beiden Liedern „An Lenette" (227. 229)[388]), in „Auf Adelaidens Fächer" (249)[389]) und der Nachahmung des französischen Liedes (259). Der Anakreontik gehören die kleinen Themen, die

[384]) Lessing: Sämtl. Schriften. Bd. 20. S. 194 Brief vom 14. Sept. 1772.
[385]) 1772. Nr. 85 vom 23. Okt. (Dt. Lit.-Denkm. d. 18. Jh. 7. 8).
[386]) Sämtliche Werke. Halberstadt 1770—74. Th. 3. S. 227 ff.
[387]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 40 ff. Brief vom 10. April 1771.
[388]) abgedr. im Teutschen Merkur. Bd. 5. 1774. St. 1. S. 17 u. S. 19.
[389]) ebda. S. 21.

Motive im einzelnen (Liebe, Küsse, mythologische Gestalten, Blumen, Lenz, Hain, Zephir, Heiterkeit), die spielerische Phantasie, die kleine Bilder erfindet, Einzelzüge häuft, die Leichtigkeit und Flachheit der Empfindung.

Das Lied „Wenn im leichten Hirtenkleide . . ." (259)[390]) variiert Anakreons Thema von der Verwandlung der Gestalt[391]) nach dem französischen Muster „Que ne suis-je la fougère . . ." aus der „Anthologie françoise"[392]). Ein ganz ähnliches Gedicht, auch mit dem Refrain „Que ne suis-je . . ." steht in „Nouveau recueil de chansons choisies"[393]). Die französischen Dichter fassen sich knapper als der weiche Jacobi, der sein motivenreiches Lied ganz mit Empfindsamkeit anfüllt. Die Naturbilder wählen nur die niedlichen Formen. Die Worte „Lüftchen", „Blümchen", „Täubchen", „stilles Beben", „meine ganze Seele", „Abendwind", „Schlummer", „Morgentraum", „süß", „leicht", „klein", „sanft", „zärtlich", „hold", „lispeln" bestimmen das Kolorit. Der empfindsame Ton reizt die nüchternen, nach Kräftigkeit und wahrer Empfindung strebenden Göttinger zum Spott. Hölty, Hahn, Voß und Boie verfassen gemeinsam die derbe „Petrarchische Bettlerode"[394]) als Travestie des Jacobischen Liedes, das im ersten Jahrgang des Deutschen Merkur erschienen war.

Jacobi ist zu einigen der Göttinger Hainbündler in persönliche Beziehungen getreten, ohne daß diese Einfluß auf seine Poesie erlangten.

Boie lernt Jacobi bei dessen Aufenthalt in Halle im Aug. 1767 kennen[395]). Er ist in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft von den dichterischen Erzeugnissen seines neuen Freundes begeistert (s. o. Lob des Gedichts „An die Liebesgötter" Dez. 1767; der Legenden Nov. 1769; der Reiseerzählungen Juni 1770; der Gedichte nach französischen Vorbildern Okt. 1770; im April 1770 lobt er das

---

[390]) abgedr. im Teutschen Merkur. Bd. 1. 1773. St. 1. S. 23; in: Allg. Blumenlese. Th. 5. S. 37; und als Beispiel eines deutschen lyrischen Gedichts in: Eschenburg, Johann Joachim: Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Bln. u. Stettin 1790. Bd. 5. S. 101 mit Lob für die „fröhliche, scherzhafte Laune, die heitere Weisheit der Grazien und des Lebens und die leichte, gefällige Tändelei", für „Biegsamkeit und Wohlklang" der Sprache. Nach Friedländer. Bd. 2. S. 207 mehrfach komponiert.

[391]) Anakreon und die sogenannten Anakreontischen Lieder. Revision u. Erg. der J. Fr. Degenschen Übers. mit Erkl. von Mörike. Stuttgart 1864. S. 69. Das Thema kennen auch die Meistersänger und die Volkslieder.

[392]) 1765. T. 2. S. 261, von M. Riboutté.

[393]) 2. éd. à la Haye 1732. T. 4. S. 200.

[394]) zuerst erschienen im Wandsbecker Boten von 1774. Nr. 139 vom 31. Aug.; abgedr. in: Hölty, Ludwig Heinrich Christian: Gedichte. Hrsg. von Karl Halm. Lpz. 1869. S. 205. Voß erklärt in seiner Ausgabe von Höltys Gedichten (Hamburg 1804. S. XVIII) solche parodistischen Reimereien für eine von Höltys liebsten Unterhaltungen.

[395]) Martin S. 43 Brief Boies an Jacobi vom 28. Aug. 1767. Die Freiburger Univ.-Bibl. besitzt noch einen zweiten Brief Boies an Jacobi vom 10. März 1770. (Hs 131, c. VI).

„Lied der Grazien"). Im Nov. 1769 schreibt er an Raspe[396]): „So leer einige Gelehrte oft mit Recht seine Gedichte finden, so ist er doch vielleicht der Dichter, der die deutsche Muse in der großen Welt einführen wird. Feilte er nur mehr!" Nach näherer Bekanntschaft bei einem Besuch Jacobis in Göttingen freut er sich über „seine gemäßigten Gesinnungen in den meisten Stücken[397]). Im nächsten Jahr 1771 aber ändert er sein Urteil, er wird kritischer. So schreibt er am 8. Jan. an Klotz[398]): „Mehr Festigkeit des Charakters und etwas weniger schriftstellerische Eitelkeit werden ihn gewiß dahin bringen, wohin ihn der zu warme Eifer seiner Freunde schon gesetzt hat". Am 20. Jan. berichtet er an Knebel[399]), wie wenig Jacobi in Berlin gefallen habe (s. o.), obwohl er in einem Brief vom 10. März 1770[400]) an Jacobi selbst noch von „seeligen Tagen" mit Gleim und Jacobi in Berlin gesprochen hat. Dann äußert er gegen Funk und Knebel seine Mißbilligung über Jacobis übertriebene „Delicatesse" (am 30. Jan. 1772, s. o.). Voß widerrät er die Nachfolge Gleims und Jacobis, denn „zu viele Süßigkeiten überfüllen, und Ernst ist der Nationalcharakter der Deutschen"[401]). Jacobis Rezension des Musen-Almanachs von 1774 im Merkur[402]) erregt bei Boie das ärgerliche Gefühl, Jacobi habe die Freunde „schulmeistern" wollen[403]). Im Oktober desselben Jahres trifft er die Brüder Jacobi in Düsseldorf[404]). Er lernt sie näher kennen und revidiert seine Meinung über den älteren gründlich, in dem er „einen Mann von Kenntnissen, nicht ohne Gelehrsamkeit und von einem philosophischen Kopfe" findet[405]). Die neu gewonne Ansicht vertritt er auch den Göttinger Freunden gegenüber, z. B. gegen Voß im April 1775[406])

---

[396]) Weinhold, Karl: Heinrich Christian Boie. Halle 1868. S. 142 ff.
[397]) Mittler S. 34. Brief Boies an Raspe vom 24. Sept. 1770.
[398]) Briefe deutscher Gelehrten. Bd. 2. S. 87.
[399]) Jacobi hat Knebel auf seiner Berliner Reise kennen gelernt. Gleim berichtet von einem Abend bei Knebel in Potsdam (Schüddekopf. S. 396 Brief vom 25. April 1771), und Knebel schreibt selbst an Gilbert (Knebel. Bd. 2. S. 14 Brief vom 8. Nov. 1770): „Wir haben Gleim und Jacobi diese Zeit hier gesehen . . . Jacobi hat mir recht sehr gefallen. Er hat ein einem Dichter anständiges Herz. Ich bin so glücklich gewesen, in den Besitz desselben zu gerathen: und dieß ist nicht schwer." Über Jacobis Poesie urteilt Knebel am 1. März 1771: „Jacobi ist noch im Werden, aber er wird immer mehr". (ebda Bd. 2. S. 92).
[400]) Martin Nr. 6. S. 57.
[401]) Herbst, Wilhelm: Johann Heinrich Voß. Lpz. 1872—76. S. 55.
[402]) Bd. 6. 1774. St. 1. S. 39 ff. Jacobi bewundert Klopstock und Goethe, analysiert Bürgers „Nachtfeier der Venus" und beglückwünscht ihn zur „Lenore".
[403]) Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 206 Brief vom 13. Mai 1774. Die Abneigung teilt sein jüngerer Bruder Christian Rudolf. Für ihn ist Jacobi ein „lächerlicher Kerl", der seine Schriften überflüssigerweise mit einem 3. Bande vermehrt habe. (Uhde, Hermann: In Göttingen vor 100 Jahren. [Im neuen Reich. Jg. 3. 1875. Bd. 1.] S. 282).
[404]) s. auch Voß: Briefe. S. 179.
[405]) Weinhold. S. 68.
[406]) Weinhold. S. 144.

und Bürger im Nov. 1778[407]). Noch 1787 meldet er an Gleim von einem befriedigenden Zusammentreffen mit Jacobi in Hannover[408]). Jacobi liefert durch eine Reihe von Jahren Beiträge für Boies Museum.

Das Verhältnis zu Bürger ist loser. Jacobi beschäftigt sich mit Bürger bei der Besprechung des Göttinger Musen-Almanachs von 1774 im Merkur[409]). Er behauptet, „ihn vorzüglich hochzuschätzen und zu lieben". In Bezug auf die „Nachtfeier der Venus" sagt er: „Mit Freuden erkenn' ich auch in diesem Hymnus den blühenden Geist und die anmutige Melodie seiner Muse", er wirft ihm aber vor, sich von dem Original zu weit entfernt zu haben. Zur „Lenore" beglückwünscht er ihn[410]), er fühlt die Virtuosität dieser Dichtung, ohne sie ganz zu verstehen: „Welche Kunst in der Behandlung eines solchen Gegenstandes! Eine beständige Mischung des Comischen und des Gräßlichen, ohne daß sie beleidigt! Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt, und vom Kenner bewundert! Ein Gespenstermärchen, und ein Meisterstück der Poesie!" Bürger seinerseits kann so viel Bewunderung nicht aufbringen. Er ärgert sich, ein „nicht unglücklicher Nachahmer Jacobi" zu heißen, wenn er auch bestreitet, „Jacobis Poesie über die Gebühr zu verachten", und beifügt: „ich schätze sie im Gegentheil viel mehr als andere"[411]). Gleim stellt eine lockere Verbindung zwischen Bürger und Jacobi her, indem er jenen auf die Iris aufmerksam macht[412]), Grüße bestellt[413]); desgleichen Boie, der Bürger von seinem Verhältnis zu Jacobi wiederholt unterrichtet[414]). Daß Bürger Jacobi persönlich gekannt hat, scheint ein Brief von ihm an Goekingk zu beweisen. Am 9. Jan. 1777[415]) schreibt er: „Daß Jacobi nicht zum heurathen kommen kann, thut mir von Herzen leid. Denn mit dem 1ten März a. c. hab' ich dann eine Wette von einem neuen Kleide, mit Gold besetzt, an den Lehn-Secretär Gleim verlohren. Zu dieser Wette

[407]) Weinhold. S. 144 und Briefe von u. an Bürger. Bd. 2. S. 321.

[408]) Pawel. S. 531.

[409]) Bd. 6. 1774. St. 1. S. 39 ff. s. auch Wurzbach, Wolfgang von: Gottfried August Bürger. Lpz. 1900. S. 97.

[410]) entgegen der Erwartung Cramers, der prophezeien wollte: „Wieland, Jacobi und Geschlängel wird sagen: Il n'y a point de grâce à cela!" (Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 146 Brief an Bürger vom 12. September 1773.)

[411]) Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 175. Cramer an Bürger, 12. Nov. 1773. Bürgers Antwort, 13. Nov. S. 177. Cramer an Bürger, S. 180. Boie an Bürger. Bürgers Antwort vom 13. Nov. auch bei Martin-Scherer. S. 327. Zur selben Zeit stachelt Cramer Bürger noch einmal an, niemandes Nachfolger zu sein, wieder mit einem Seitenhieb auf Jacobi, der ein „Adlerbastard" sei und bleibe (S. 177).

[412]) Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 197 Brief vom 25. Febr. 1774.

[413]) ebda S. 281, 25. Febr. 1776; S. 284, 11. März 1776.

[414]) ebda S. 306, 25. April 1776; Bd. 2. S. 201, 1. Jan. 1778; S. 321, 19. Nov. 1778.

[415]) Sauer, August: Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk (Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. Bd. 3. Weimar 1890. S. 62 ff.). Seite 96.

verleitete mich der treuherzige Jacobi selbst, welcher in ganzem Ernst es anzunehmen schien, wenn man gegen ihn behauptete, daß er binnen Jahr und Tag sich Christlich beweiben würde. Das geschah vorigen Winter in Halberstadt."

Voß lacht als Mitglied des Göttinger Dichterbundes über Jacobi, den „dichterischen Stutzer", den „Säugling"[416]), auch noch, als Jacobi die ersten Beiträge zum Musen-Almanach einschickt. Am 8. Sept. schreibt er an Ernestine[417]): „Eine große Neuigkeit! Freuen, freuen werden sich alle empfindsamen Seelen, alle guten Herzen! Johann Georg Jacobi hat vier Gedichtchen für den Almanach geschickt!!!" Später lernt er ihn achten, s. sein Lob für Jacobis Lied „Der erste Kuß" S. 142 ‚Des Bräutigams Besuch" erscheint 1783 im Musen-Almanach mit einer Widmung an Jacobi. In der ersten Idylle der „Luise" setzt er ihm ein Denkmal in den Worten[418]): sie „sangen empfundene Lieder von Stolberg, Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi". Am 6. Juni 1784 schreibt er[419]): „Unsre Urtheile und Empfindungen treffen so häufig zusammen, daß ich lebhaft wünsche, Ihrem Herzen näher zu sein". Jacobi verehrt den Homer-Übersetzer wegen seiner Fähigkeiten und Kenntnisse. Als Gleim im Herbst 1782 Voß als Lehrer nach Halberstadt ziehen will, empfiehlt er ihn wärmstens[420]). Später besucht Voß Jacobi von Heidelberg aus. Die Freude über die persönliche Bekanntschaft ist gegenseitig. Jacobi schreibt am 16. April 1807 an Pfeffel[421]): „Voß sah ich nie; also kannst Du Dir vorstellen, was Deine Ankündigung eines Frühlingsbesuches von ihm für eine herrliche Botschaft für mich war." Und Voß nennt einen Besuch bei Jacobi und Pfeffel „eine wahre Erquickung"[422]). Die Freiburger Univ.-Bibl. besitzt drei Briefe von Voß an Jacobi (Hs 431, c. VI; 23. Sept. 1778, 28. Febr. 1780 [Martin S. 77], 20. Okt. 1808), die in der Hauptsache von Persönlichem handeln, desgleichen die Briefe Voß' im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs Weimar (10. Mai 1779, 6. Juni 1784, 11. Juli 1809) und ein Brief im Stadtarchiv Freiburg (15. April 1790). Beide unterstützen sich gegenseitig mit Beiträgen für ihre Taschenbücher.

In den anderen Gedichten dieser Zeit scheint die lyrische Kraft erlahmt. Das Lied „An Antonetten" (244)[423]), die Antonette der

---

[416]) Martin. S. 30; Anm. 29.
[417]) Herbst, Wilh.: Johann Heinrich Voß. Lpz. 1872—76. Bd. 1 S. 301.
[418]) Der Göttinger Dichterbund. T. 1. Hrsg. von August Sauer. Bln. und Stgt. 1887 (Kürschners Dt. Nat.-Lit. Bd. 49). S. 19.
[419]) Original im Goethe-Schiller-Archiv Weimar.
[420]) 2 Briefe an Gleim vom 4. Nov. u. 18. Nov. 1782 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[421]) Schoell. S. 77.
[422]) Knebel. Bd. 2. S. 468.
[423]) Wieland dankt für die Übersendung des Gedichts in einem Brief vom 18. Febr. 1771 (Ausg. Briefe. Bd. 3. S. 24). Die Erfurtischen Ge-

Sommerreise, belastet die Überfülle der z. T. noch anakreontischen Bilder, das „Lied des Orpheus“ (262)[424]) die verstandesmäßige Pathetik. Anakreontisch sind die Gedanken von der Belohnung der Tugend und von der „Wollust“ des Mitleids. „Musarion“ (264) mit dem Bekenntnis zur Grazienphilosophie Wielands ermüdet durch die abgebrauchten Personifikationen der anakreontischen Ideale. Minor-Sauer: Studien zur Goethe-Philologie[425]) vergleichen den „Bach“ (278) mit dem ungefähr gleichzeitigen „Mahomets Gesang“ Goethes. Die Vergleichspunkte sind aber nur rein stilistisch: für Jacobis „du Führer kleiner Bäche“ steht bei Goethe „mit frohem Führertritt reißt er seine Bruderquellen mit sich fort“; für Jacobis „Silberfläche“ Goethes „silberprangend“; für Jacobis „den jede Staude gern in ihren Schatten nimmt“ Goethes „Schattental“; für „tränkest auf den Wiesen die Blumen überall“ bei Goethe: „drunten werden in dem Tal unter seinem Fußtritt Blumen, und die Wiese lebt von seinem Hauch“; am auffälligsten von den übereinstimmenden Worten ist das Kompositum „Felsenquell“, bei Jacobi heißt es am Schluß: „du wirst nicht minder hell, von jenem hohen Felsenquell, bei lautem Maigesang in ferne Meere fließen“, bei Goethe am Anfang: „Seht den Felsenquell, freudehell ..., er .. jauchzt wieder nach dem Himmel ...“.

Die Gelegenheitsgedichte „An Herrn Gleim“ (267)[426]) „An Betty“ (280) entbehren des poetischen Feingehalts, entschädigen aber durch die persönliche Note. Reizvoller ist „der neue Pygmalion“ (252)[427]), der das in der Zeit sehr beliebte

---

lehrten Zeitungen (1772. St. 19. v. 5. März) loben die „mit der größesten Naivetät unnachahmlich vereinbarte Feinheit und Delicatesse in Empfindung, Wendungen und Ausdruck“. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772 (Dt. Lit.-Denkm. d. 18. Jh. 7. 8) Nr. 43 vom 29. Mai nennen es zusammen mit dem Gedicht „An die Unschuld“ „zwey sehr niedliche Stücke“.

[424]) Wieland rühmt es in einem Brief vom 15. Nov. 1770 (Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 14).

[425]) Wien 1880.

[426]) abgedr. im Teutschen Merkur. Bd. 1. 1773. St. 1. S. 29, datiert vom 21. Dez. 1772.

[427]) ebda Bd. 5. 1774. St. 1. S. 26. Es muß im Dez. 1773 entstanden sein. Jacobi nennt es Gleim gegenüber am 9. Dez. 1773 als „eine auf den Westphälischen Haiden gemachte, größtenteils an den dortigen Bauer-Heerden, bey der Trahn-Lampe geschriebene Romanze“ (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53). Wieland erwähnt es als neu in einem Brief an Gleim vom 22. Dez. 1773 (Pröhle, Heinr.: Die Büchse. [Archiv für Lit.-Gesch. Bd. 4. 1875. S. 323 ff.]. S. 324). Er schwankt anfänglich, ob er „das Stück, das alle frommen Catholiken, sonderlich im Mund eines Protestanten, sehr profan finden werden“, in den Merkur setzen dürfe. Er wagt es dann doch, denn „diese Rosette ist das schönste, was George in seinem Leben gemacht hat. Jede Zeile ist einen Ducaten werth ...“ „Der Einfall ist unvergleichlich, und die Ausführung des sanften, schmeichelnden, feinen Pinsels unsers George vollkommen würdig“ (Auszug aus einem Brief Wielands an Fritz Jacobi auf der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II). Heinse hat es in seine „Erzählungen für junge Damen und Dichter“ aufgenommen (Lemgo 1775. Bd. 2. S. 216).

Thema[428]) aus Ovids Metarmophosen[429]) behandelt. Es ist eins der wenigen scherzhaften Gedichte Jacobis. Den frischen Ton erreicht es durch den flotten Jamben-Rhythmus, die ungesuchte Alltagssprache („am naßgeweinten Bette"; „kroch er in ein dunkles Felsenloch"), die fast übermütige Offenheit, die lebendigen Ausrufe und Fragen. Scherzhaften Anstrich haben auch „Der zärtliche Liebhaber" (268)[430]) und „Momus" (271)[431]), das durch die stilistische Gewandtheit auffällt.

Der Stil der „Kleineren Gedichte" ist im Vergleich zu dem der früheren Lieder weniger dekorativ und farbig. Der Wortschatz zieht die einfachen Formen den komplizierten vor. Die Zahl der Attribute schmilzt zusammen; Partizipien-Beiwörter werden seltener: „Freuden atmende Lenette" (229); „jauchzende Gerechte" (244); „winselnder Bewohner" (262);, „ausgestorbener Tannen-Hain" (e27); „gestorbne Lampe" (244); „emporgehobene Hände" (244); „geflügelter Schritt" (264); „geschmücktes Haar" (264). Zusammengesetzte Beiwörter kommen kaum noch vor: „schattenvoller Traubenhügel" (271); „dünngewebter Schleier" (271). Die empfindsamen Adjektive und die Diminutive schwinden. Substantiv-Kompositionen treten häufig auf, aber in unkomplizierten Verbindungen: „Blumenkette" (227); „Sturmwind" (227); „Mondesstrahl" (229); „Rasenbett" (229); „Morgensonne" (244); „Rosenhütten" (44); „Himmelsbraut" (244); „Sonnentempel" (244); „Sonnenhügel" (249); „Erdenvölkchen" (271). Die Metrik bewegt sich in jambischen und trochäischen Maßen. Neu ist die Ungleichheit der Versfußanzahl in „Orpheus", „Musarion", den beiden Lenettengedichten; dem zweiten Lenettenlied und „An Gleim" und „Momus" fehlt die strophische Gliederung, „An Betty" wechselt Verse und Prosa.

Eine besondere Stellung in Jacobis Poesie nehmen die fünf **Gedichte an Elise** ein (s. Ransohoff S. 52 ff.). Der Dichter erhebt sich über das bisherige Niveau anakreontisch-flacher Spielerei zu Wärme und Ernst. Elemente aus der anakreontisch-empfindsamen Gedankenwelt, aus Petrarca und Klopstock geben einen ganz eigenen Zusammenklang, den Jacobis Dichtung nur hier

---

[428]) s. Buske, Walter: Pygmalion-Dichtungen des 18. Jahrhunderts (German.-roman. Monatsschrift. Bd. 7. 1915—19. S. 345). Eine Zusammenstellung von Pygmalion-Dichtungen überhaupt s. in: Wickram, Georg: Werke. Bd. 8. Hrsg. von Johannes Bolte. Tübingen 1906. S. 295 f. und in: Merker, Paul: Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. Leipzig 1906 (Probefahrten. Bd. 9). S. 141 ff.

[429]) Buch 10. Kap. 6—7. Über den Einfluß Ovids auf die deutsche Romanzenliteratur des 18. Jahrh. s. Klenze, Camillo von: Die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert. Diss. Marburg 1891. S. 38 ff.

[430]) abgedr. im Teutschen Merkur. Bd. 1. 1773. St. 1. S. 30 und in: Heinse, Wilhelm: Erzählungen für junge Damen und Dichter. Lemgo 1775. Bd. 2. S. 232.

[431]) ebda Bd. 3. 1773. St. 3. S. 211, mit „J." unterzeichnet. Jacobi erwähnt die „kleine Posse" in einem Brief an Gleim vom 5. Juli 1773 (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53).

erreicht. Von dem bunten Schmuck mythologischer Gestalten sind nur die Liebesgötter und Grazien übriggeblieben, von dem empfindsamen Graziendichter aber zu Gefährtinnen himmlischer Engel und zu Erzieherinnen zu Unschuld, Anmut und Reinheit erhöht. Der Anakreontiker nennt die Geliebte die „schönste der Grazien", der Empfindsame gibt ihr die schöne Seele — der Begriff tritt jetzt bei Jacobi auf. Die Naturmotive, die der Anakreontiker ausgewählt hat, sind geblieben — Frühlingstal, Lenz, Büsche, Wiese, Bäche, Flur, Quelle, Rosenhain, Hain, leiser West, Mai, Mond, Abenddämmerung, Blumen, Rosen, Myrte, Veilchen, Nachtigall, Lämmchen —, aber neu belebt und stärker in Beziehung zur eigenen Persönlichkeit gesetzt. Hier spricht Petrarca mit, dessen gefühlsüberquellendes Herz die Natur mit dem eigenen Erleben füllt, das Ich in die Natur überfließen läßt. Das anakreontische Thema der Verwandlung in einen Teil der Natur, einen Baum, einen Vogel, einen Bach, um der Geliebten nahe zu sein (4. Lied), findet der Petrarcaschüler in gefühlswarmer Färbung in den italienischen Oden. Er entnimmt diesem Vorbild noch mehr: Irdischem Glück und sinnlicher Liebe entsagend gibt er sich müden Todesgedanken und Tränen hin; er erhebt die Geliebte zu einem unerreichbaren Wesen im Himmel wie schon auf Erden; sie ist schön, heilig, tugendhaft und keusch; vom Flußufer blickt und ruft er ihr nach; durch die Geliebte erhält er Tugend, ewige Seligkeit und Unsterblichkeit; die wirklichkeitsferne Phantasie verbindet antik-mythologische und christliche Vorstellungen: Liebesgötter und Engel, Grazien und heilige Mädchen, Elysium und Himmel, Aglajas leichten Scherz und heiligen Schleier. Von Klopstock[432]) leiht Jacobi die gesteigerten Vorstellungen und, sinnfälliger noch, die Ausdrucksformen. Klopstockisch sind vor allem die ersten vier Strophen der „Auferstehung", die an die Gewitterszene der „Frühlingsfeier" (auch fast wörtlich: „Meere fliehen" — „der Strom flieht") anklingen. Klopstockisch ist der Gedanke der ewigen, auch den Tod überdauernden Vereinigung der Liebenden (An Fanny, Salem), der Gedanke, daß die Seelen der Liebenden für einander geschaffen, der Wunsch, gemeinsam mit der Geliebten aufzuerstehen (An Fanny), das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Liebe und Tugend (Salem), die Vereinigung religiösen und menschlichen Liebesempfindens. Die Vorstellung von der Mutter, die das Kind zur Liebe erzieht, aus Jacobis „An Elisens künftigen Geliebten" erinnert an Klopstocks „O du, die du sie mir und meiner Liebe gebarest, hältst

[432]) Daß Jacobi Klopstocks Oden gekannt hat, geht schon aus einem Brief vom 9. Juni 1769 an Gleim hervor (Gleimhaus Halberstadt. Arch. Nr. 52), wo er in unverkennbarer Anlehnung an Klopstocks „Die beiden Musen" Gleims Horazische Oden lobt: „Die Muse, die dem Horaz nacheilte, erreichte nicht keuchend mit ihm die Spitze des Helikons; sie hatte sich nicht aus dem Athem gelaufen, als sie den erhaltenen Lorbeer um ihre Haare schlang, man sah, daß die Laufbahn ihren Kräften völlig angemessen war".

du sie, Mutter, umarmt, dreimal gesegnet sei mir, dreimal gesegnet sei dein gleich empfindendes Herz mir! das der Tochter zuerst weibliche Zärtlichkeit gab!" (Die künftige Geliebte) oder an „Hält dich, o Freundin, hält dich die zärtlichste unter den Frauen, mütterlich ungestüm, wohl dir! auf ihrem Schoße lernst du Tugend und Liebe zugleich empfinden" (An des Dichters Freunde). Jacobis Phantasie, die die geistigen Begriffe versinnlicht, kommt Klopstocks Art, in Gleichnissen zu sprechen, entgegen. Bei beiden sind diese Gleichnisse unplastisch, verdeutlichen sie nicht körperlich greifbar das Abstrakte durch Konkretes. So heißt es bei Jacobi: „Wenn jene Flüsse mich mit neuer Wonne tränken, auch dann, umringet vom ewigen Mai . . ."; „dich wird der Liebe süße Gewalt in ihre Blumenkette ziehen"; „fühltest du der Büsche Feier unter dem ruhigen Monde mit mir"; „in schöne Gefilde, wo sich der ganze Himmel freut, beim reinen Kusse seliger Schatten". Die personifizierten Abstrakta „im heiligen Schleier der Keuschheit, am Arme der Jugend", „wie die Tugend im Geleite neugeborner Engel geht" sind noch anakreontische Gewohnheit. Viele Ausdrücke entstammen Klopstocks Wortschatz: „der Liebe süße Gewalt" (in Klopstocks Die künftige Geliebte: „der Liebe Gewalt", „süße Gewalt der mächtigen Liebe"); „Schatten" für Tote (An des Dichters Freunde); „ewiger Mai" für Tod (Petrarca und Laura); „Gefilde", „wandeln" „schweben", „wälzen", „beben", „schaffen", „wallen", „verklärt"; die Pluralsubstantiva „Welten", „Erden", „Sonnen", „Paradiese". Wortwendungen lehnen sich an Klopstocks Stil an: „fühlen, daß Elise sei"; „fühltest du der Büsche Feier unter dem ruhigen Monde mit mir"; „ein Schimmer süßer Angedenken"; „da rollen Gesänge"; „der Welten Vater"; „der Erden Untergang, welche sich in Feuerflammen wälzen"; „deine Seele bebet"; „schaffende Liebe"; „Gerüche wallen von verjüngten Bäumen herab". Der eindrucksempfängliche Jacobi fühlt sich so weit in Klopstock ein, daß er sogar das innere Leben seiner Sprache erfaßt: die Verben der Bewegung überwiegen: „kommen", „gehen", „ziehen", „fliehen", „winken", „eilen", „sprießen", „wälzen", „wehen", „beben", „sich erheben", „sich hemmen". Die Zusammensetzungen haben Fluß, Richtung: „hinabgehen", „herabwallen", „herrollen", „umringen", „umschweben", „umwinden", „entgegen fließen", „zernichten". Der klopstockische Komparativ, der nicht Scharfumgrenztes, sondern Fließendes gibt, kommt einmal vor: „stillere Luft". Ähnlich Klopstocks weitgespannten Perioden, die den Hauptsatz hinter eine Reihe von Nebensätzen schieben, um den Ausdruck zu verstärken, dynamisch zu steigern, baut Jacobi im 4. Lied auf: elf Bedingungssätze und ein retardierender zwölfter (1.—4. Strophe und Anfang der 5. „Ach! Elise, wäre dann . . .") münden endlich in den Aussagesatz.

Zu dieser klopstockischen Komponente im Stil der Eliselieder kommt die empfindsame, die Jacobis Sprache von Anfang an

bestimmt. Die gefühlsbetonten kleinen Formen entscheiden: „süß", „sanft", „zärtlich", „hold", „leise", „selig", „schön", „heilig"; „fühlen", „küssen", „weinen", „lispeln"; „Lächeln", „Sehnen", „Seele", „Träne", „Lämmchen", „Gräschen", „Liedchen". Die Metrik ist einfach, aber nicht regelmäßig gebunden, die Zahl der Versfüße wechselt. Auch die Reime gehen nicht wie in den kleinen Gedichten der anakreontischen Periode in gleichmäßigem Wechsel durch das Lied.

Zu der Beschäftigung mit Petrarca wurde Jacobi durch Meinhards Übersetzung der italienischen Dichter (s. S. 9) angeregt[433]). 1768 veröffentlicht er in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften[434]) eine Übertragung der zweiten Schwesterode Petrarcas „Gentil mia donna" und der Canzone auf den Tod der Laura „Che debb' io far?"[435]), der 7. Band der Iris[436]) bingt eine Übersetzung des ersten Teils von „Trionfo della morte". Als Klamer Schmidt ihm 1771 seine „Elegien und Phantasien nach Petrarcas Manier" zueignet, bekennt er sich in dem Dankesbrief[437]) zu Petrarca: „Ich kenne nicht leicht einen Dichter, der mit meinem Geist und meinem Herzen so gänzlich übereinstimmte als der Sänger der schönen Laura. Sein hohes Ideal, seine süße Schwärmerei, die Reinheit seiner Empfindung und Einbildungskraft, die süße Melodie seiner Leiden: Alles dies macht ihn vorzüglich zu meinem Dichter, d. h. zu demjenigen, den ich mehr als die Neuern studiert habe, und immer studiere. Wenn ich irgendwo in dem Gebiete der Musen eine Stimme habe, so ist es vielleicht in den Petrarchischen Sängern".

Die Lieder an Elise[438]) sind im Sommer 1771[439]) entstanden. Scherer (Martin-Scherer S. 336) vermutet mit Recht Maximiliane

---

[433]) hierzu s. auch Souvageol, Hugo: Petrarka in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts. Diss. Lpz. 1911.

[434]) St. 7. S. 50 ff. Die Übersetzung von „Gentil mia donna" mit leichten Veränderungen wiederholt in der späteren Iris von 1811. S. 206. Jacobi berichtet über seine Petrarca-Studien an Gleim: „Recht studiert hab' ich seit einiger Zeit den Schüler des Platonischen Amors, den göttlichen Petrarch. Welche Harmonie! Harmonischer kan unmöglich der Gesang der Grazien seyn. Und o die sanften Empfindungen! sanft und zugleich so erhaben, daß es scheint, nur ein Gott habe sie eingeben können. Wie verehrungswürdig wird da die Schönheit!" (Brief vom 25. Okt. 1768. Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52).

[435]) Petrarca, Francesco: Rime. Straßburg o. J. (Bibliotheca Romana. 12—15). Nr. 72. 268.

[436]) St. 3. S. 722.

[437]) Schmidt, Klamer Eberhard Karl: Leben und auserlesene Werke. Hrsg. von Wilhelm Werner Johann Schmidt und Friedrich Lautsch. Stgt. u. Tüb. 1826—28. Bd. 1. S. 42 f.

[438]) Mit Ausnahme der „Auferstehung" sind die Eliselieder aufgenommen in: Schmidt, Klamer: Elegien der Deutschen. Lemgo 1776. S. 42. 244. 270. 298 und in: Originaldichter. Bd. 2. S. 144 ff.

[439]) im Mai 1771, während des ersten Besuchs der Brüder Jacobi und Wielands bei Sophie von La Roche in Ehrenbreitstein. Der Besuch fällt in die Zeit zwischen dem 11. Mai und dem 2. Juni, wie aus den Briefen der La Roche an Jacobi ersichtlich (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. III). s. auch Gruber. Th. 2. S. 656 ff. Jacobi erinnert sich später. „„Noch ist

La Roche in Elise. Die Vermutung bestätigt sich in einem Brief von Sophie La Roche an Jacobi vom 4. August 1771 und in zwei Briefen der Maximiliane vom 10. März 1772 und 4. Dez. (1772)[440]. Jacobi entdeckt seine Liebe zu Maximiliane dem treuen Halberstädter Freunde in einem Brief vom 13. Juni 1771[441]: „Aber wissen Sie auch, daß ich in Fräulein Maximiliane verliebt bin, so verliebt, daß ich auf nichts als auf Anschläge denke, mein Glück zu verbessern, um sie besitzen zu können? Wenn Sie etwas dazu ausfändig zu machen im Stande sind, so schreiben Sie mir es gleich." Und am 30. Juli beteuert er[442]: „. . . mir ist meine Maximiliane lieber als die schönste der Grazien. . . . den Verlust meiner Maximiliane könt' ich nicht ertragen!" Die Verbindung wird durch die Mutter noch eine Zeit lang aufrechterhalten, dann reißt sie ab, nach der Verheiratung der Maxe mit Brentano schreibt Jacobi nur[443]: „Die Heyrath der Fräulein Max befremdet mich sehr. Vorigen Sommer hieß es noch, sie wäre mit einem vornehmen Mann' in Maynz, der besonders große Aussichten hätte, verlobt."

Am 1. Juli 1771 dankt Wieland für die drei ersten Eliselieder[444], voller Begeisterung über „die süße Traurigkeit, die wollüstige Schwermuth . . ., die ganz unschuldige, der englischen Reinigkeit nahende Liebe. . . . so durchaus wahre Empfindung, wahre, unstudirte, freywillig aus einer gerührten Seele hervorquillenden Ergießungen". Im Dezember[445] lobt er die „Auferstehung"[446] in demselben Ton. In beiden Briefen macht er kleine Verbesserungsvorschläge für den Stil, denen Jacobi im Druck im allgemeinen nachkommt. Klamer Schmidt preist die „Engellieder an Elisen" mit den überschwänglichsten Worten[447]: „Soviel ist aber gewiß, daß Ihr Geist nicht in dieser Welt war, als er eingeweiht wurde die Lieder an Elisen zu schaffen . . . um dergleichen Schönheiten hervorzubringen, muß man in ihrem eigentlichen Vaterlande, in Elysium, seyn". Benzler nennt sie

---

es mir, als würden jene Lieder von der Abendsonne bestrahlt, in welcher ich den Vater der Musarion und seine älteste Freundin auf einer Rheinfahrt begleitete, sie meine neuesten Gedichte zu hören verlangten, und Wieland mir ein unvergeßliches Wort sagte, das, als ein Wort der Weihe, mich zu ähnlichen Gesängen begeisterte. So entstand der Schmetterling; so mehrere kleine Werke, die mir theurer als andre sind" (Vorwort zum 2. Band der 2. Aufl. der Sämtlichen Werke. Zürich 1807—13. S. II).

[440]) Originale auf der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. III. — Die Angabe bei Hassencamp S. 202, daß mit Elise Elisabeth Jacobi, geb. von Clermont, gemeint sei, ist also falsch.

[441]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.

[442]) ebda.

[443]) Original vom 8. Jan. 1774 Univ.-Bibl. Leipzig.

[444]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 54 ff.

[445]) ebda.

[446]) abgedr. im Göttinger Musenalmanach. 1777. S. 101. Bürger wundert sich, daß Goekingk es in den Almanach aufgenommen hat (Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 369).

[447]) Brief vom 23. Okt. 1771 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VI.

„göttlich“[448]). Mit der Gestalt der Elise beschäftigen sich die Frankfurter gelehrten Anzeigen[449]), die sie ein „junges Frauenzimmer“ nennen, „das bey der reizendsten Gestalt unter dem Schleyer einer sorglosen Munterkeit die tiefste Empfindsamkeit verhüllt. Eine wahre Elysische Blume, deren Anblick den großen Gedanken der Auferstehung bey dem Dichter erwecken durfte.“ In der 2. Nr. desselben Jahrgangs vom 7. Jan. wird „der feinste Platonismus“ der Eliselieder gepriesen. Die Jacobi feindlich gesinnte Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur[450]) jedoch tadelt die Form: „In den Liedern an Elisen hat er sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Stanzen in der Versart gleich zu machen: Dadurch sind sie nun zu dem, was sie seyn sollen, nemlich Lieder, ganz untüchtig geworden“.

Gelegenheitsdichtungen sind die beiden Kantaten zum Geburtstage Friedrichs des Großen am 24. Januar 1771 und 1772. Die gedankenvollen Kompositionen huldigen den Idealen der Zeit: Wahrheit, Weisheit, Tugend, Gerechtigkeit, Unschuld, Treue, Wohltätigkeit. Alle diese Abstrakta erscheinen personifiziert. Der empfindsame Dichter verrät sich in Ausdrücken wie „süß“, „sanft“, „hold“, „lieblich“, „Tränen“, „schöne Seele“. Der Aufbau der Kantaten entspricht der Vorschrift von Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften[451]): „Das Recitativ stellt dem Geiste den Gegenstand vor, die Arie drückt die Empfindung aus, die der Anblick des Gegenstandes hat erregen sollen . . . Das Recitativ ist sanfter und simpler; die Arie ist lebhafter und feuriger“.

Jacobi empfindet selbst, wie wenig ihm das Unpoetische der Aufgabe zusagt, wie aus einem Brief an die La Roche hervorgeht[452]): „Warum, meine Freundin, beredet man mich, Könige zu besingen! Mich, der ich mit Königen so gar nichts zu thun habe, der ich, in meiner Ruhe, lieber ein Lied an Elisen sänge, oder ein Lied an die gegen ihrem Fenster über trauernden Bäume?“ Auch Wieland meint bei der Kritik der zweiten Kantate[453]): „Kantaten sind übrigens auch eben nicht die Art von Gedichten, womit ich Ihre Muse sich gerne beschäftigen sehe“, obwohl er nach der ersten Kantate den Freund zur Einrichtung eines lyrischen Theaters hatte anregen wollen[454]). Der boshafte Nicolai

---

[448]) Brief vom 22. Okt. 1771 ebda. Hs 431, c. VII.

[449]) 1772 (Dt. Lit.-Denkm. d. 18. Jh. 7. 8). Nr. 43 vom 29. Mai.

[450]) Bd. 2. 1772. S. 12.

[451]) Ramler, Karl Wilhelm: Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französ. des Batteux mit Zusätzen verm. 4. Aufl. Lpz. 1774. Bd. 3. S. 31.

[452]) Hassencamp. S. 202. Brief vom 21. Dez. 1771.

[453]) Ausgew. Briefe. Bd. 3. S. 107. Brief vom 28. Jan. 1772.

[454]) ebda. Bd. 3. S. 21. Brief vom 25. Jan. 1771; auch abgedr. bei Gruber. Th. 3. S. 32 ff.

kann sich des Spottes nicht enthalten[455]): „Jener Morgenländer verehrte seinem König einen Trunk Wasser! Wäre ich König, so müßte das Wasser sehr unrein sein, wenn ich es nicht lieber annähme, als solche Kantate. Wirklich an des Königs Geburtstag sollte Herr Jacobi doch wohl Festtagsverse machen!" Der Leipziger Almanach der deutschen Musen[456]), die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen)[457]), die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[458]) indessen loben einstimmig.

Aus der gleichen Zeit stammt die religiöse „Cantate am Char-Freytage" (Halberstadt 1772). Ein von Choralzeilen unterbrochenes Rezitativ feiert die Allmacht Gottes und die Erlösung der verlorenen Welt durch Christus. Zwei Arien bilden die Ruhepunkte in dem rauschenden Wortgepränge. Die Vorstellungen aus der Bibel werden in einer deklamatorisch gesteigerten Sprache wiedergegeben. Die Pathetik wird so weit getrieben („Rauschen der Cherubim und Dunkel ist unter ihm"; „die Wüsten staunen"; „schrecklicher wird das Ungestüm des rauschenden Berges u ihm"; „Gott der Erden und der Meere, vor allen Göttern fürchterlich"; „es beben die Enden der Welt vor seinem allmächtigen Ruf"; „sein ist das Licht, Ewigkeit ist sein"; „der Abgrund heult, es bebt des Erdreichs Veste"; „vor der Ströme gewaltigem Fall"; „verloren unter Sonnen und Sternen, in jenen unendlichen Fernen verloren"), daß ganz im Gegensatz zu Jacobis sonstiger Manier jede bildliche Vorstellung verloren geht.

Die Allgemeine Deutsche Bibliothek[459]) lobt die Kantate als „eines der schönsten Stücke des Dichters, voll Feuer und wahrer Poesie", bemängelt aber nicht ohne Grund, daß der Zusammenhang nicht durchgehend gewahrt sei, „so daß die meisten Stücke mehr Sprünge als leidenschaftliche Uebergänge oder Steigerungen der Einbildungskraft zu seyn scheinen". Die Erfurtischen gelehrten Zeitungen[460]) und der Leipziger Musen-Almanach[461]) empfehlen sie in kurzen Hinweisen.

Das Hauptwerk dieser Epoche ist der Roman „Charmides und **Theone**"[462]). Auf hundert Oktavseiten erzählt er in ruhig dahinfließender Prosa mit eingestreuten Liedern und Wechselgesängen die Geschichte des Charmides auf Cypern. In einer Welt der Lebensfreude und der Sinnlichkeit formt sich der junge Bildhauer ein Menschenideal nach einer Bildsäule der Venus und ihrer Grazie. Die Verkörperung dieses Ideals findet er in Theone.

[455]) Briefe deutscher Gelehrten. T. 2. S. 150. Brief an Klotz vom 15. Februar 1772.
[456]) 1772. S. 122; 1773. S. 87.
[457]) 1772. Nr. 19 vom 5. März. S. 150.
[458]) 1772. St. 27 vom 2. April. S. 216.
[459]) Bd. 23. 1774. St. 1. S. 234.
[460]) 1772. St. 93 vom 19. Nov. S. 757.
[461]) 1773. S. 87.
[462]) erschienen im Deutschen Merkur. Bd. 1. 2. 1773.

Er vereinigt sich mit ihr zum Dienste der Venus. Sie gründen eine Schule, in der junge Mädchen zur sittlichen Grazie in Sanftheit, Unschuld, Keuschheit, Heiterkeit, Natürlichkeit, Einfalt, Gutherzigkeit erzogen werden.

Ich verweise auf Pomeznys gründliche Darlegung[463]) über die Stellung dieses Werkes innerhalb der Graziendichtung und innerhalb Jacobis Grazienauffassung. Es bleibt nachzuweisen, wie der Roman in Jacobis Poesie vorgebildet ist, und dann möchte ich im Gegensatz zu Pomezny (S. 233) doch behaupten, daß er eine Vertiefung schon gegebener Grundzüge darstellt.

Die Grazien in „Charmides und Theone" verkörpern zugleich Jacobis Frauenideal, das Frauenideal der Empfindsamkeit[464]). Sie sind sanft, unschuldig, keusch, zärtlich, gutherzig, empfindungsvoll, heiter, natürlich. Diese Eigenschaften erscheinen schon vorher in Verbindung mit Mädchen oder der Geliebten, ohne daß die Grazien genannt werden: Werke 1770—74 I, 25. 40. 58. 81. 99. 110. 116. 122. 162. 181. 208. 219. III, 229, 233. 240. 252. 259. 267. Briefe v. J. S 23. 35 Briefe v. Gleim u. J. S. 9. 230. Winterreise 67. 87. Sommerreise 119. 129. 130. 140. 141. Nachtged. 244.

Ein Teil dieser Beispiele setzt die Eigenschaften in Handlung um und erweist zugleich ihren seelischen Charakter: „da seht ihr einst die sanftgewordene Schäferin . . . an einem Venusbilde weinen" (I, 40); „es blickt die junge Schäferin nach dem Geliebten schüchtern hin" usw. (I, 81); „die Frau des Hauses sah jämmerlich den kleinen Ueberrest des Brots an" usw. (Sommerreise 141): „was ist artiger als ein schlankes ländliches Mädchen, das mit entblößten Händen an den Bach läuft" (I, 122). Ebenso werden in „Charmides und Theone" die Grazieneigenschaften deutlich gemacht (S. 100. 112. 132. 157).

Die Tugenden der Grazien des Charmides verherrlicht Jacobi auch sonst, ohne sie mit Grazien- und Mädchengestalten zu verknüpfen: die Zärtlichkeit in der Männerfreundschaft (I, 13. 40), unter Brüdern (I, 81); die Sanftmut und Geduld der Yorickschüler (I, 31), des heiligen Bonifacius (Nachtged.); die Unschuld als Lebensregel (I, 25), der Schäfer (I, 110. Sommerreise 173); die Gutherzigkeit armer Dichter im Gegensatz zur Härte reicher Fürsten (I, 13); die maßvolle Heiterkeit der französischen Dichter (I, 3), Gleims (I, 13. 18. 25), Uz' (I, 40), Horaz' (I, 40), als Grundsatz (I, 52. 58. 81), im Gegensatz zur langweiligen Vernunft (I, 161); die Todesheiterkeit der Dichterfreunde (I, 13. 58. 114), des Gläubigen (Winterreise 61), des Mönchs (Winterreise 85 ff.); die Empfindungsweichheit der Yorickschüler (I, 31), des Bauern.

[463]) Pomezny, Franz: Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Hamburg u. Lpz. 1900 (Beiträge zur Aesthetik. 7).

[464]) über die Liebes- und Frauenauffassung des empfindsamen Romans s. Kluckhohn, Paul: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. 2. Aufl. Halle 1931. S. 176 ff.

des Jesuiten der Winterreise; vor allem die Einfalt und Natürlichkeit der französischen Vorbilder (I, 3), des Landmannes oder Hirten (Winterreise 42. Sommerreise 167), seiner Tempel (Winterreise 75); das der Natur gemäße Leben verleiht Weisheit (I, 52. Winterreise 57), Wahrheit (Winterreise 52), langes Leben ohne Todesfurcht (Winterreise 49), Mitgefühl (Winterreise 52), Empfindung für die Dichtkunst (Sommerreise 107).

In der anakreontischen Epoche nennt aber Jacobi dieselben Züge bei seinen Mädchen, auch ohne ihnen seelische Bedeutung beizulegen. Da bleiben die Worte „zärtlich", „sanft", „unschuldig" äußerliche Attribute, die Wendungen erstarren zu technischen Formeln: „ein zärtlich Mädchen" (I, 13. 81); „wo keine Schöne zärtlich ist" (I, 40); „sanft wie meine Galathee" (I, 81); „die sanfte Schöne" (I, 122. III, 259); „ein unschuldiges Kind" (Winterreise 82). Die Zusammensetzung „sanftes Auge" oder „sanfter Blick" (I, 58. 181. 208. Die ersten Menschen, Aglaja. III, 233. 244) entspricht der Zeitmode, das Auge zum Verkünder des Geistes zu machen. Oder die Zärtlichkeit ist nur sinnlich aufgefaßt: „ihre Zärtlichkeit in dem Zeitpunkte, da sie am heftigsten zu sein pflegt" (I, 143).

In „Charmides und Theone" wird die äußere Erscheinung nur beschrieben, um das innere Wesen erkennen zu lassen (S. 101. 106. 164. 165. 166). Der Anakreontiker verweilt bei dem rein Äußerlichen, Sinnlichen, bei Busen (Briefe v. Gleim u. J. 142. 245. 275. Briefe v. J. 20. 23. I, 40). Fuß (Briefe v. J. 23. Briefe v. Gleim u. J. 143), Hand (I, 122), Augen (I, 107), Gliedern (I, 127), Gestalt (Briefe v. J. 36), Wangen (Briefe v. Gleim u. J. 284. I, 189). Bezeichnend ist die häufige Verwendung des Wortes „Reiz", das bei dem Anakreontiker Jacobi immer sinnliche Bedeutung hat. „Kein Reiz, wenn man auch durch dreifachen Flor bis zu ihm hindringen muß, ist für meine Muse verloren" (Briefe v. Gleim u. J. 143); „alle Reize, die Venus ihren Töchtern gab" (214); Amor, „der das kleinste Mädchen lehrt, jeden Reiz nach seinem Willen für den Jüngling zu enthüllen" (274); „die schönen Kinder dann zu sehen, wenn Reize nach und nach entstehen, der Busen sich noch furchtsam hebt und Amor ihren Blick zum ersten Mal belebt" (Briefe v. J. 20); „es glühet Mars, wenn er die Reize siehet, wenn ihr Busen sich empört" (I, 186); „je mehr ihre Reize sich enthüllen, desto schmeichelhafter ist es für mich, Herr darüber zu sein" (Sommerreise 152); als sinnlicher Reiz ferner in Briefe v. Gleim u. J. 230. 244. 245. Briefe v. J. 26, 29, 35. 36. I, 94. 110. 122. 133. Sommerreise 121. 155. III, 244; noch in „Charmides und Theone" S. 107. 166. 168. In übertragenem Sinne nennt Jacobi auch eine Gegend „reizend", eine ganz in anakreontischer Art „ausgezierte Landschaft" (Briefe v. Gleim u. J. 348); ähnlich in Winterreise 58 und „Die ersten Menschen".

Erst in Charmides und Theone", in dem es sich um die Seele handelt, erscheint das Wort „Reiz" auch in anderer Bedeutung:

Theones „überirdischer Reiz“ (152); „die aus dem Himmel genommenen Reize“ (150); „der Unschuld Reize“ (137); „Reiz der Tugend“ (156); „verschönerte Reize“ (159); „von den Reizen der Bildsäule gerührt“ (162); „eine freundliche lächelnde reizende Seele“ (166).

„Reiz“ hat jetzt denselben Wert wie „Anmut“, das in dem Roman fünfmal vorkommt[465]): „Anmut in der nachlässigsten Bewegung ihrer Glieder“ (102); „so etwas Anmutiges (wie Theone) berührte seit den Grazien die Erde nicht“ (132); „lieblich sind die Mädchen, wenn du sie mit leichter Anmut führst“ (159); „an allen dreien sind Haarlocken, Gewand und Gürtel anmutig wie sie selbst“ (166); „anmutige Mädchen“ (179). Im Gebrauch der beiden Worte macht Jacobi einen feinen Unterschied: mit „Anmut“ drückt er den Zustand, mit „Reiz“ die Wirkung aus.

Auf der Stufe von „Reiz“ und „Anmut“ steht in dem Roman „Lieblichkeit“. Lieblich sind die Grazien (100. 101. 162), „der Venus liebliche Töchter“ (195), die Schülerinnen (122), die Gespielinnen Euridices sind „lieblich zu sehen und zu hören“ (173), lieblich ist Theones Stimme, ihr Blick (109), „in ihrem kleinsten Lächeln ist tausendfache Lieblichkeit“ (134), die „lieblich lächelnde Cythere“ (202), lieblich ist die Flöte (158), der Hain (134), „lieblich sind die Freuden, wenn man sich mit Huldgöttinnen küßt“ (160). S. 163 tritt ganz deutlich „lieblich“ für „anmutig“: „Von dem Lieblichen, das die Grazien geben, haben die Sänger aller Zeiten gesungen und die Weisen gerühmt; was aber dieses Liebliche sei, das kann die Zunge der Menschen nicht aussprechen“. Einmal findet sich „Liebreiz“ (99); öfter „hold“: „holde Blicke“ (120); „holde Tänzerin“ (160); „holde Mädchen“ (200); „ihr holder Geist“ (204); „Wohltun ist des Mädchens holde Gebärde“ (123); oder „holdselig“ (114. 131. 162. 163. 174). Als äußeres Kennzeichen seelischer Anmut erscheint das Lächeln: „Euer Lächeln schmücke den Boden, wo die Unschuld fällt; euer Lächeln entzücke die trauernde Welt“ (120); „der Liebe Lächeln“ (125); „sah ich die Bildsäule der Venus mir lächeln“ (119).

In der anakreontischen Epoche fehlen die seelisch betonten Ausdrücke. „Anmutig“ taucht erst in dem Roman auf. „Lieblich“ kommt einmal in der Verbindung „liebliches Lied“ vor (Briefe v. Gleim u. J. 114), dann erst in „Der Schmetterling“ und den späteren Gedichten: „liebliche Lenette“ (III, 227); Adelaidens „Lieblichkeit“ (III, 249); „liebliche Seele“ (III, 229); „still und lieblich soll der Hain . . . sein“ (III, 240); die Tugend „redet lieblich wie Cythere“ (III, 264). Ähnlich vertreten ist „hold“: in dem Brief „An die Gräfin . . .“ als „angenehme holde Lieder“, in I, 213. 219 und später in „Der Schmetterling“, in der Dichteroper und in den Elise-Liedern. Den Reiz des Lächelns erkennt auch erst der der Seele aufgeschlossene Dichter, in den

[465]) Pomezny spricht S. 236 irrtümlicherweise von einem häufigen Gebrauch des Ausdrucks.

Liedern nennt er es auffallend selten (I, 208. 219), öfter in den späteren „Kleineren Gedichten" (III, 236. 240. 249. 259).

Die in der anakreontischen Zeit häufig gebrauchten Attribute „artig", „liebenswürdig", „allerliebst" meinen nicht seelische Eigenschaften. Das zeigt ihre vielseitige Verwendung: Artig ist nicht nur das Mädchen (Briefe v. Gleim u. J. 8. 144. 174. 181. 202. 213. 351. 358. I. 122. 133. Winterreise 9) sondern sind auch die Liebesgötter (22), Amor (Briefe v. J. 33. Abschied an Amor), Satyrn (I, 73), ein Gedicht (I, 21. 30), die Modeherren (I. 116), ein Saal (Nachtged.), Vögel, „die sich artig schnäbeln" (Winterreise 26), Bäume (Winterreise 72), eine Kapelle (III, 252). Liebenswürdig ist das Mädchen, die Dame (Briefe v. Gleim u. J. 82. 174. 256. 273. 318. I. 116. An Aglaja), aber auch ein Liedchen (Briefe v. Gleim u J. 211), ein Brief (ebda 243), allerliebst außer dem Mädchen (Briefe v. Gleim u. J. 143. Briefe v. J. 23. Winterreise 81) ein Liedchen (Briefe v. Gleim u. J. 155. 179. 200), ein Wort (202), Amor (117), „allerliebste Weihnachten" (174), ein „Heer von Träumen" (I. 110), Linden „in allerliebster Ordnung" (Winterreise 70), ein kleines Lamm (Sommerreise 172). „Charmides und Theone" kennt diese Ausdrücke nicht mehr bis auf die Ausnahme auf S. 154, wo die Liebenswürdigkeit von Charmides' Schülerinnen gelobt wird. Zweimal braucht Jacobi das Wort „naiv": einmal ohne nähere Beschreibung (Briefe v. Gleim u. J. 36), das andere Mal (Briefe v. J. 42) im Sinne natürlicher Einfalt: „Gleims Liederchen sind naiv wie ein kleines französisches Mädchen, das aus der Provinz die Sprache der Natur mitbringt und den verwöhnten Parisern selbst mehr gefällt, als wenn sie den Ton der großen Welt hätte".

„Charmides und Theone" faßt die Frauengestalt ausschließlich von der seelischen Seite und bedeutet also eine Vertiefung der bisherigen zwischen dem Sinnlichen und Seelischen geteilten Betrachtung. Damit ist die Wendung vom Sinnlichen zum Innerlichen in der Liebe verbunden. Wenn sich Jacobi auch im allgemeinen von Sinnlichkeit und Frivolität fernhält (s. Selinelied, ein Teil der Belindelieder), erhebt er doch erst in dem Roman die Liebe ins rein Seelische. Die anakreontischen Lieder meinen Sinnenlust, wenn sie vom „geheimen Schauder" (I, 110) sprechen, von „Trieben" (I, 203), von „Verlangen" (I, 183. 193), von „Feuer", „empörtem Blut" und „ganzer Wut" (I, 225). Die Liebe, die „das Leben reizender macht" (I, 217), „ein leichtes Spiel" ist (I, 122), bleibt an der Oberfläche. Sie verlangt Scherze und Küsse (I, 99. 102. 114. 203). Die Liebe von Charmides und Theone wurzelt in den Eigenschaften der Seele. Sie ist ein „heiliges, ewiges Bündnis" (110. 151). Nicht äußere Schönheiten und Fähigkeiten erregen Liebe, sondern die Grazieneigenschaften des reinen Herzens (144). Mit den Sinnen verbinden sich die Seelen: „Lippen, von schöneren Lippen berührt; Seelen, von schöneren Seelen umwunden" (123). Sinnlichkeit fehlt, die Liebe ist „eine reinere

Fackel, welche nicht nur erwärmt, sondern auch erleuchtet. Ihr Licht ist ruhig, es fällt in die geheimsten Winkel der Seele. Man sieht in diesem Lichte, was schön und nicht schön ist, so bald man sich gewöhnt hat, für den Liebhaber eben so wie den Körper die Seele zu schmücken" (173). Die Geliebte ist keusch und rein: „in dem Tal, wo sie gesessen, war die Liebe nie vermessen; stolze Jugend war verzagt" (135). Den ersten Kuß geben sich die Liebenden vor dem Altar der Venus und Grazien, er vereint sie in „heiliger Treue" (171) bis zum Tode (151).

Wie die Auffassung von der Frau vertieft sich die Auffassung von den Grazien in dem Roman im Vergleich zu den früheren Werken. Was dem Anakreontiker Jacobi in der Hauptsache stilistischer Zierrat war, wird ihm jetzt ein ethisch gehaltvoller Begriff, was eine erfundene mythologische Figur war, wird jetzt Idealgestalt des wirklichen Lebens. Der Anakreontiker verwendet die Grazien zur stilistischen Ausschmückung in formalhaften Verbindungen: Gleim ist der „Freund aller Grazien und Liebesgötter" (Briefe v. Gleim u. J. 15); „ach dem Amor und allen Grazien sei es geklagt" (36); „ich sehe die Grazien, die mir lächeln, ich fühle die Gegenwart der Musen" (45); „aber auch ohne Ihren Arzt werden die Musen und Grazien Sie erhalten" (121); „mehr als der Kuß einer Huldgöttin ist mir der Augenblick . . ." (214); „die Schönen, welche zur Freundschaft mit den Grazien bestimmt waren" (I, 116); „Themire küßt wie Huldgöttinnen" (I, 208); „geht die Tugend unter Charitinnen" (III, 264). Rein mythologische Schmuckfiguren bilden die Grazien in den Briefen von Jacobi 77: Amor, „um den im Kühlen die sanften Huldgöttinnen spielen"; Briefe v. Gleim u. J. 255: „Um ihn (Cupido) her hört' ich Grazien von seinen künftigen Taten ihm Wiegenlieder singen"; 285: Anakreon, „bedient von Grazien"; 357: Amor, „den eine Huldgöttin die ersten Töne lehrte"; I, 25: Gleim, „den kleine Grazien bewachten"; I, 40: „allein es streuten Charitinnen ihm Rosen auf den finstern Pfad"; I, 73: „wie Grazien den Amor wiegten"; I, 107: „dann spannen mit Gelächter der Venus lose Töchter auch an den Wagen ihn"; I, 197: Täubchen, „beschützet von Cythern, von Grazien gepflegt"; I, 208: „wo nur Grazien sich kühlen und wo Liebesgötter spielen". Andere Verbindungen mit den Grazien in den Gedichten können noch nicht voll inhaltlich gewertet werden, da Jacobi hier nur in der Zeitdichtung verbreitete Motive aufgreift: der Vergleich der Geliebten mit einer Grazie (Briefe v. Gleim u. J. 15. Briefe v. J. 22. I, 76. Sommerreise 114. III, 235); die Grazien bei der Geburt eines Kindes und als seine Erzieherinnen (Briefe v. Gleim u. J. 255. 358. I, 40. 73); ihre Verbindung mit den Dichtern (Briefe von Gleim u. J. 15. 121. 285. I, 3. 25. 40. 52); mit der Philosophie (An Aglaja).

In der „Winterreise" und „Sommerreise" kommen die Grazien nur drei- bzw. zweimal vor (in „Elysium" gar nicht), und zwar in gebräuchlichen Verbindungen: im Dienst der Dichtkunst: „es

ließen Grazien sich deutsche Tempel weihen" (69); kleine Verse, „zu denen eine Huldgöttin an ihrer kleinen Hand die kleinen Silben zählte" (70); im Vergleich mit Mädchen und zugleich als stilistische Ausschmückung: „wie Grazien in Wäldern von Zypressen ein angefangnes Spiel vergessen und höher sich ihr Geist erhebt; so sah ich auch sterbliche Mädchen Tränen weinen" (87); Sommerreise 115 das kleine Mädchen verglichen mit der „schönsten kleinen Charitin"; im Dienst der Mädchen: „Grazien belohnen sie für die kleine, leichte Müh', sich richtig zu putzen" (118). In diesen Werken beginnt die Empfindung die äußerliche Phantasiespielerei schon zu überwinden, und somit wäre für eine Verwendung der Grazien als Verkörperungen innerer Eigenschaften Raum gewesen. Daß Jacobi das Motiv nicht ausgenutzt hat, zeigt, daß es zu seiner Ausbildung und Vertiefung noch längerer Reife und des Wielandschen Einflusses bedurfte. Über die sittliche und ästhetische Auffassung der Grazien vor dem Roman, die der äußerlichen parallel läuft, um sie in „Charmides und Theone" zu verdrängen, s. Pomezny.

Ein deutliches Beispiel für die seelische Vertiefung des Romans gegenüber den anakreontischen Dichtungen bieten die Äußerungen über die künstlerische Arbeitsweise. In den Briefen von Gleim und Jacobi 141 verrät Jacobi, daß seine Einbildungskraft aus Originalbildern ein Idealbild für die Poesie konstruiere: „dem Zeuxis gleich setz' ich in einem Zirkel von Mädchen aus vielen Schönheiten mir eine zusammen"[466]). Verstand und Absicht arbeiten, die kühle Überlegung: „Mein Herz ist zu voll, um die Einbildungskraft arbeiten zu lassen . . . Nicht ruhig genug bin ich, um zu dichten . . . Ist erst meine Freude gelassener, dann werd' ich besser singen als jemals. Meine Liederchen verlangen ein vergnügtes Herz" (169). In demselben Sinn drückt er sich ausführlicher in einem ungedruckten Brief an Gleim aus[467]): „Bey diesem Liede (einem ungedruckten Gedicht an Belinde) hab' ich empfunden, was Sie mir öfter sagten, daß eine würkliche Leydenschaft selten zu Gesängen begeisterte. . . . Eine sehr heftige Leydenschaft wird nur bey wenigen den poetischen Enthusiasmus verstatten; es müßte denn eine eben so glückliche als zärtliche Liebe seyn. Diese gewährt dem Herzen gewisse Ruhestunden, in welchen die Einbildungskraft arbeiten kann. Ein vergnügtes, durch keine Furcht des Zukünftigen unterbrochnes Andenken an genossene Freuden kann die sanftesten Lieder hervorbringen. Könte man auch in dem Augenblicke die Freuden wiedergenießen, so muß man es nicht einmal wünschen, weil das Herz auf eine kleine Zeit gleichsam erschöpft ist, und lieber aus-

[466]) Diese Stelle erinnert auffallend an einen Satz in Wielands Vorbericht zu seinem „Cyrus" (Wieland: Sammlung poetischer Schriften. Reuttlingen 1780. Th. 3. S. 272): „. . . sammelte er sich aus Xenophon und Plutarch die Züge, aus denen er, wie Zeuxes, die Vorbilder formierte, nach welchen er arbeiten wollte".

[467]) Brief vom 25. Sept. 1768 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 52.

ruht, um den folgenden Tag dieselben Vergnügen, die ihm gewiß sind, mit neuem Entzücken genießen zu können. Eine angehende Liebe, welche die Musen bittet, ihr die Eroberung zu erleichtern, scheint mir am allerfähigsten zu Gesängen zu seyn. Die Hofnung eines glücklichen Erfolgs, die Vorstellung des Eindrucks, welchen das Gedicht machen könte, ist eine schöne Begeisterung. Bey einer schon glücklichen Liebe möchte dennoch der Zustand, in welchem man nach der Berauschung sich befindet, nicht immer zum Singen geschickt seyn. Man fühlt sein Empfinden erschöpft, und überläßt sich lieber den angenehmen Erinnerungen, als daß man durch Anstrengung der Einbildungskraft in der süßesten Ruhe sich stören sollte. Eine ganz verzweifelte Liebe singt gewiß nicht. Zuweilen aber wird der erste Tumult durch eine schwache Hofnung einigermaßen besänftigt, oder der Sturm muß sich bald von selbst legen, weil er gar zu stark war. Alsdenn will man noch das letzte wagen: starke Bilder stellen der Einbildungskraft sich dar, man schmeichelt sich, daß dieselben, in Verse gebracht, das Mädchen rühren müßten; immer wird die Hofnung stärker, das Herz ruhiger, und nur die Einbildungskraft bleibt für die schönsten Schwärmereyen erhitzt." Der empfindsame Jesuit der „Winterreise" geht tiefer, Naturbegeisterung und Empfindung machen ihn zum Dichter: „Keiner von uns war ein Dichter gewesen; erst auf dem Lande fiengen wir an, kleine Lieder zu machen, und, indem wir dieses letzte Werkchen schrieben, gelang es uns, verschiedene Stellen in Verse zu bringen" (36); oder in ähnlicher Bedeutung: „Unter ihnen (den jungen Linden) geht gewiß, wenn sie grünen, diejenige Begeisterung umher, aus welcher kleine Verse entstehen" (70). Für Charmides aber arbeiten nicht Verstand und Einbildungskraft, sondern die Seele schafft nach innerem Gebot, er erhöht die künstlerische Tätigkeit zur göttlichen Eingebung: „Ich hab es (das Bild) nicht erfunden: sondern die Unsterblichen haben es mir offenbart" (163). Die Götter „reden mit der Seele des Menschen durch Eingebung und Träume, oder sie lassen Gedanken in seine Seele kommen, von denen man sagen muß: das sind Gedanken der Götter" (117). Die Kunst verlangt völlige seelische Hingabe. Charmides arbeitet „nach dem großen Urbilde der Schönheit, das er beständig mit sich herum trug" (149), und „hätte lieber in Armut gelebt als einen einzigen Zug von dem, was er für schön hielt, in seinen Werken unterdrückt" (150).

Noch aufschlußreicher für die Wendung vom Sinnlichen zum Seelischen ist es, das Wort „Seele" in Jacobis Dichtung zu verfolgen. In den „Briefen von Jacobi" kommt es gar nicht vor, in dem Briefwechsel mit Gleim dreimal: im 31. Brief (S. 132), in dem er in seiner spielerischen Manier von seinen Liederchen spricht: „Meine Seele ist zu verschiedenen Zeiten verschieden gestimmt, und dem einmal angegebenen Tone muß ich folgen" und S. 133 in demselben Brief in der gebräuchlichen Wendung:

„damals hätt' ich sie (die Lauchstädter Reisebeschreibung) machen müssen, als meine Seele noch ganz voll davon war"; S. 143 in Bezug auf die bildende Kunst: „der Blick gegenwärtiger Schönheiten gab seiner Arbeit die Seele". In der mit Gefühlen tändelnden Manier des Anakreontikers erzählt er in „Abschied an Amor": „Ich lernte jeden Haß aus meiner Seele verbannen und, statt der Bosheit meines Geschlechts zu fluchen, über sie weinen". Die Lieder kennen das Wort nicht. Erst die Reiseerzählungen nennen es wieder und jetzt als Sitz der Empfindung: Sie sprechen von „Empfindungen in unsrer Seele" (40); von der „auf bestimmte Empfindungen gestimmten Seele" (162); von einer gewissen Größe, die sich aus religiösen Begriffen „über die ganze Seele verbreitet" (76); von dem an Unsterblichkeit glaubenden Götterstolz in der Seele (92); von einer Seele, die „an sanftes Mitleid gewöhnt" ist (20); von süßer Ruhe über der ganzen Seele (96); die Freunde sind die „bessern Seelen" (175). In „Elysium" und „Charmides' und Theone" ist das Wort zu einem viel gebrauchten inhaltvollen Ausdruck geworden. Er verdrängt das früher seine Stellung einnehmende „Herz", das nicht den vollen empfindsamen Sinn hat und oft in abgebrauchten Wendungen auftritt („das sagte mein Herz mir" (Briefe v. Gleim u. J. 80); Zeilen von Gleim „würden meinem Herzen wieder einige Empfindungen der Freude geben" (256); „daß mein Herz mich versicherte, Sie hätten keinen zärtlichern Freund" (Briefe v. J. 21); „die Ungerechten, denen unser Herz und unsre Muse nichts getan haben" (I, 31); „Herz voll zärtlicher Gefühle" (I, 52); „wer unter den Schönen lebt und nichts von ihnen lernt, der hat kein Herz" (Sommerreise 129); gutes Herz (Sommerreise 139); reines Herz (Sommerreise 160). „Seele" steht in dem Roman für die Gesamtheit der Empfindungen: „die Gottheit der Grazien ist in deiner Seele" (148); „daß der Schmerz meine Seele zur Sanftmut bilde" (113); „da seine Seele durch eine lange Prüfung geläutert war" (115); „Charmides wünschte, sie könnten einen Blick in seine Seele tun" (130); „die Seele ist lauter süßer Wohlklang" (130); unschuldige Mädchen, „deren Gesang aus der Seele kam" (173); „den Ton, worauf ihre Seele gestimmt war" (181). Die Seele ist der Untergrund des menschlichen Wesens: „Tanzen, Singen und Flötenspielen, wodurch von Tag zu Tag der Körper geschmeidiger, die Seele heiterer und der Geist mehr zu den Eindrücken des Schönen gestimmet wurde" (158); „die Augen mögen noch so freundlich, die Wangen noch so lächelnd, jedes Glied noch so geübt sein, mit eigenem Reize sich zu bewegen: überall fehlt es an Wahrheit, wenn nicht eine freundliche, lächelnde, reizende Seele die Augen, die Wangen und die Glieder belebt" (166). Und „Seele" steht im Gegensatz zu „Verstand": „Ein solches Wort, zu rechter Zeit in eine Mädchen-Seele geredet, ist eben so viel und zuweilen noch mehr als ein ganzes Buch voll Weisheit für die Seele des Knaben" (151); „eine Seele zu suchen, welcher sie sich

verständlich machen könnte" (152); die Erziehung zur Grazie ist „ein Geheimnis, welches Seelen fordert wie die Seele des Charmides und seiner Theone" (156); „die Gedanken und Empfindungen des Guten und Schönen richtig ordnen, damit sie dieselben desto gewisser in ihrer Seele bewahren möchten" (161); „die Lehrer und die Lehrerinnen predigten nicht sowohl den Reiz der Tugend, als daß sie aus ihrer eignen Seele diesen Reiz in die kleinen Seelen ihrer Gespielinnen übergehen ließen" (156).

Der in der Literatur des 17. Jahrhunderts vorgebildete Begriff der schönen Seele"[468]) konnte dem dem Sinnlichen zugewandten Anakreontiker nichts bedeuten. Erst als die anakreontische Periode absinkt und die englische Empfindsamkeit auf dem Umwege über Wieland einwirkt, stellt er sich ein. In Jacobis Dichtung erscheint er zum erstenmal im Vorwort zum „Schmetterling": „Nehmen Sie die Geschichte des Schmetterlings als eine Beilage zur Danksagung der Sterbenden an und lassen darauf einige von denen ruhigen Tränen fallen, die nur wenige mit Ihnen weinen können; durch welche Sie aber Ihre Verwandtschaft mit allen schönen Seelen bestätigen". In den Versen in „Über die Wahrheit" kommt er einmal vor, einmal im fünften Elisen-Gedicht und dann öfter in „Charmides und Theone". Schöne Seele fällt für Jacobi zusammen mit seelischer Anmut, wie sie sich in Theones Idealgestalt verkörpert, die „selbst zur schönen Seele geworden war" (152). Jacobi und Sophie von La Roche haben die schöne Seele zum Modewort popularisiert.

Gleichzeitig vertieft sich die Bedeutung des Begriffes „Schönheit". Der Anakreontiker kennt nur die sinnliche Schönheit der Geliebten (I, 94. 110. 116. 145). Der Graziendichter setzt das Schöne dem Guten gleich, der Tugend. Charmides lehrt, „die Gedanken und Empfindungen des Guten und Schönen richtig ordnen" (161). Die Schönheit des Leibes ist wertlos, wenn die Grazientugenden der Seele sie nicht beleben (163. 166). Die personifizierte Schönheit aus Charmides' Traum (119) wirkt nicht durch körperliche Vorzüge, sondern allein durch innerliche; sie vereint in sich Einfalt, Unschuld, Menschenhuld, Geduld, Liebe. Tugend. Die guten Götter haben sie zur Unsterblichkeit erschaffen, und wer sie liebt, hält sich von Unheiligem und Gemeinem fern und wird auch unsterblich: „was meine Tugend fest an deiner Tugend hält, ist ewiger als diese Welt".

In dem Roman hat die Empfindung das leichte anakreontische Wesen verdrängt. Von den anakreontischen Merkmalen ist ein verschwindend geringer Rest übrig geblieben. Außer den beseelten Grazien und Venus treten noch andere von den alten

[468]) über Entstehung und Entwicklung des Begriffs s. Schmidt, Erich: Richardson, Rousseau und Goethe. Jena 1875. S. 318 ff. und Schmeer, Hans: Der Begriff der „schönen Seele" besonders bei Wieland und in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Bln. 1926. (German. Studien. H. 44.)

mythologischen Figuren auf: olympische Götter, Nymphen, Mänaden, Zeus, Apollo, Amor, Psyche, Bacchus, Satyr, ihr Dasein begründet jedoch das zeitliche und räumliche Milieu der Erzählung. Von den personifizierten Abstrakten sind geblieben: „der Liebe Lächeln" (125); „die holde Scham, der Weisheit Schwester" (194); „es hat den Todesbecher die Tugend angelacht" (203). Aus der Schäferpoesie stammt noch die Bezeichnung „Schäferin" für die Geliebte (133. 140. 190). An die anakreontischen Liedchen erinnern zwei Stellen, in denen die Natur — sie bleibt in den üblichen Erscheinungen ein bedeutungsloser Hintergrund — in den Dienst der Geliebten tritt und ihr Wesen widerspiegelt: S. 134 und 190.

Einen Vorläufer zu dem Roman stellt „Das Lied der Grazien" vom April 1770 dar[469]). Die Grazien erscheinen hier in derselben innerlichen Bedeutung. Sie stehen an der Wiege des Mädchens und des Dichters als Verkörperungen der seelischen Eigenschaften Sanftheit, Unschuld, Heiterkeit, Tugend, Friedfertigkeit, Harmonie, Weisheit, Einfalt. Im äußerlich einfältigen Hirtendasein erfüllt sich das Grazienideal. Selbst die Landschaft kann die Grazieneigenschaften besitzen: „eine kleine Welt von blühenden Gefilden. Durch die Silberwolken brach sanft gemäßiget der Tag: . . . Lämmer spielten unter Myrtenbäumen; bei den Lämmern wohnte stille Ruh . . .". Das Lied ist Gleim gewidmet, der als Dichter der Grazien nicht nur spielt und küßt, sondern Tugend übt und Bosheit besiegt.

Daß nicht Winckelmann, wie Ransohoff S. 57 fälschlich behauptet, der direkte Anreger für Jacobis Roman gewesen ist, sondern Wieland, s. bei Pomezny S. 234. Von Wielands Werken kommen hier vor allem in Betracht: „Gespräch des Socrates mit Timoclea", „Theages", „Musarion" und „Die Grazien".

Das „Gespräch des Socrates mit Timoclea"[470]) beschäftigt sich mit dem Unterschied zwischen der äußeren Schönheit und der Schönheit der Seele, „die wir Grazie und Anmut nennen". Den Worten des Charmides S. 163 ff. entspricht Sokrates' Erklärung S. 288: „Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder

[469]) Gleim lobt das Lied vor Uz (Schüddekopf S. 393 am 16. Mai 1770) und vor Klotz (Briefe deutscher Gelehrten. Th. 1. S. 58 am 3. Apr. 1770). Boie nennt es „von der Göttin des Wohllauts eingegeben". (Pawel S. 378 am 18. April 1770) und Knebel „einer Grazie würdig" (Ungedruckte Briefe Knebels an Gleim. Mitget. von Jaro Pawel. [Zeitschr. f. d. dt. Unterricht. Jg. 12. 1898. S. 433 ff.], am 12. April 1770). Gleim teilt Jacobi Wielands Urteil über das „weiche, liebliche Gemählde" mit, das nach Winckelmanns Worten „nicht mit Mühe gebildet, sondern wie ein Gedank' erweckt und mit einem Hauche geblasen" sei (Original vom 19. Apr. 1770 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53). Christiane Caroline Schlegel fügt einem Brief vom 27. Jan. 1780 ein „Geburtstagsgedicht an den He. Obristen von . . ." bei, das sie Jacobis Lied nachgeahmt hat (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VI).

[470]) Wieland: Sammlung prosaischer Schriften. Reuttlingen 1781. Th. 1. S. 267 ff. „Gespräch des Socrates mit Timoclea von der scheinbaren und wahren Schönheit".

Grazien nennet, nichts anders als diese kleine Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüts in dem Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmut, von denen die letzte eben deswegen, weil sie unmittelbar aus der Seele fließt, weit edler ist als die erste". Und S. 289: „Für einen Socrates ist diese Anmut kein je ne sais quoi, er sucht ihren Grund in der Seele auf . . ." Die Grazien und Schülerinnen des Charmides ähneln Timocleas Porträt von der liebenswürdigen Pasithea S. 277.

Die „moralischen Grazien" des „Theages"[471]) haben dieselben Züge: bescheidene Anmut, Unschuld, Heiterkeit, Sanftmut, Güte (S. 139 f.); „ohne sie ist Schönheit ein lebloses unvollendetes Bild" (141). Zu diesem Grazienwesen muß die weibliche Natur erzogen werden (141). Das Gute und das Schöne sind unzertrennlich (133). Die Rolle, die in „Theages" der Kunst zugewiesen wird, verlangt auch Charmides von der seinen. Die bildende Kunst soll „den Geschmack und das Herz der Jugend" bilden (139). „Ich hasse die Gefälligkeiten eines großen Genie, es sey ein Dichter oder Maler, der sich zu dem Geschmack des großen Haufens herabläßt, welchem er Gesetze geben sollte . . . Denn ich sehe wohl, daß die Begierde zu gefallen, die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen" (137).

Wielands „Musarion"[472]) unterscheidet sich von den empfindsamen Grazien des Charmides durch die französische Prägung, die ihr Vernunft, Munterkeit und Witz gibt und ihre sinnliche Schönheit betont. Mit Vernunft und „einem Witz, dem's nie an Reiz gebrach, zu stechen oder liebzukosen gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er stach, und ohne Gift" (S. 15) tritt sie für die weise Mäßigung zwischen Kühle und Schwärmerei ein, für die „reizende Philosophie" (126), die Welt und Schicksal ruhig genießend nimmt, wie sie sind. Zu dieser Lebensauffassung soll der Mensch erzogen werden — hier berührt Musarion sich mit der erzieherischen Idee in „Charmides". Andere übereinstimmende Züge zwischen den beiden Werken: beide proklamieren die „heitre, sanfte Freude" (S. 104), „Freuden, die der unverfälschte Stempel der Unschuld und Natur zu echten Freuden prägt" (123), und die sanfte Liebe, „die Zephirn gleich das Herz in leichte Wellen setzt, nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergetzt" (105). Beide verlangen Natürlichkeit, äußerliche und innerliche Ruhe, Unabhängigkeit von äußeren Glücksgütern, ein Zusammenleben, „in dem jedes sich im andern glücklich macht" (123).

Enger sind die Beziehungen von Jacobis Roman zu Wielands „Die Grazien"[473]). Beide beginnen mit der Schilderung des ver-

[471]) Wieland: Sammlung prosaischer Schriften. Th. 1. S. 117 ff. „Theages oder Unterredungen von Schönheit und Liebe".
[472]) Wieland: Musarion oder die Philosophie der Grazien. Lpz. 1769.
[473]) Wieland: Die Grazien. Lpz. 1770.

rohten Volkes, das die Grazien noch nicht kennt. Für das Bild von Jacobis Grazien finden sich wesentliche Züge bei Wieland vor: Das Grazienwesen besteht in einem überirdischen Reiz (Wieland S. 65 — Jacobi S. 152), der mit Worten nicht zu beschreiben ist (Wieland 63 — Jacobi 163). Unter dem Einfluß der Grazien erhält die Schönheit erst Seele, erregt sie Gefallen (Wieland 73. 137 — Jacobi 163. 166). In ihrer Gegenwart bleibt die Liebe sanft und unschuldig (Wieland 74. 105 — Jacobi 135. 173). Sie erfüllen den ganzen Menschen, Seele und Körper (Wieland 73. 123. 141 — Jacobi 101. 156. 158). Sie flößen Liebe zur Schönheit ein (Wieland 158 — Jacobi 114. 126). Sie vereinigen „alles, was naive Unschuld, gefällige Güte und frohe Heiterkeit Göttliches hat" (Wieland 74 — Jacobi 100. 107. 120 ff. 142. 152)[474]). Der Gesamteindruck ist indessen bei beiden Werken verschieden. Bei Jacobi entscheidet die Empfindsamkeit, Wieland fehlt sie. Jacobi wandelt Wielands „naive Unschuld, gefällige Güte und frohe Heiterkeit" (74) in „Friede Wohltätigkeit und stilles Entzücken" (167). Während Jacobi das Gewicht auf die seelischen Eigenschaften legt, wirken Wielands Grazien mehr auf den Geist: sie „lehren die Künste, die das Leben erleichtern, verschönen, veredeln; ihren Witz zugleich mit ihrem Gefühl zu verfeinern und tausend neue Sinnen dem edlern Vergnügen in ihrem Busen zu eröffnen" (23). Wieland fehlt die Jacobische Betonung der empfindsamen Eigenschaften Schamhaftigkeit, Unschuld, Tugend, Zärtlichkeit, Sanftmut. Seine Grazien sind nicht nur unschuldig (47. 55. 104. 170), zärtlich (75), sanft (50. 188), sondern eher „Göttinnen . . ., die unter lauter Freuden, Scherzen und Liebesgöttern leben und ihrer Natur nach lauter Gefälligkeit sind" (168), sie lachen und scherzen (49. 76. 92) voll Munterkeit (47. 175). Sie verleihen vor allem Heiterkeit und das vernünftige Maß zwischen Ernst und Freude (147. 151 f. 158 ff.), „dieses Ansehen von zwangloser Leichtigkeit", bei dem „die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Übertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife, und Eckichte verliert" (163). Mäßigung nennt Jacobi nur zweimal: S. 165: die „gemäßigte Freude . . . der Unschuld, welche nichts zu besorgen hat" und S. 204: die „gelassenen Tränen" der Grazienschülerinnen an Eudoras Sterbelager. Jacobi erwähnt die äußere Erscheinung seiner Idealgestalten nur, um das Seelische zu verdeutlichen (101. 106. 166). Wieland läßt den seinen die sinnlichen Reize: „Namenlosen Reiz atmend schwebten sie über dem Boden; in ihren Augen glänzte unsterbliche Jugend; Ambro-

[474]) Ein Merkmal für Wielands Einfluß kann vielleicht eine von beiden gebrauchte seltene Wendung sein: bei Wieland S. 73: „die Grazien fühlten sich selbst noch nicht genug . . ." bei Jacobi S. 152: „Kaum hatt sie sich gefühlt . . .". Das seltene Wort „Menschenhuld", das Jacobi jetzt öfter braucht, mag er aus Wielands „Anti-Ovid" (Amsterdam 1752) übernommen haben, wo es S. 27 in ähnlicher Verbindung wie in dem Roman S. 121 steht: die edlere Liebe „soll die Menschenhuld in diese Seele gießen".

sia düftete aus den flatternden Locken; und ein Gewand, wie von Zephirn aus Rosendüften gewebt, wallte reizend um sie her" (83). Unter ihrem Einfluß erwachen die arkadischen Mädchen sogar zum Bewußtsein ihrer äußeren Schönheit: „Bisher waren sie . . . schön gewesen, ohne sich ihrer Reizungen bewußt zu sein; . . . Aber nun gingen ihnen plötzlich die Augen auf. Der Wunsch zu gefallen hob jeden Busen und strahlte aus jedem Auge . . ." (95 ff.). Und die Schäferinnen erscheinen raffiniert geschmückt (113). Jacobi stellt seinen Stoff mit Ernst und Empfindung dar, Wieland mit spielerischem Übermut, der der kühleren Auffassung entspringt. Er lockert die Form durch den Wechsel von Prosa und Versen. Er unterbricht den Gang der Erzählung mit lebhaften direkten Anreden an Danae und ihren fingierten Antworten. Er löst die Ernsthaftigkeit in witzigen Bemerkungen Sternescher Art auf (S. 17. 18. 84. 108).

Auch „Araspes"[475]) vertritt die Idee von der „höheren ursprünglichen Schönheit, von der alle diese äußerlichen Reize und Grazien ausfließen". Die „schwesterliche Vereinigung der Schönheit und Güte" allein dringt ins innerste Herz, während die äußere Gestalt nur die Sinne bezaubert (85).

Auf die Berührungspunkte mit Geßner[476]) macht Pomezny S. 216 aufmerksam. Die beiden Dichter verbindet die Empfindsamkeit, die die zarten und sanften Gefühle bevorzugt, sich in Tränen ausdrückt, die tugendhaften und zärtlichen Seelen, die einfache Natur liebt, im stillen Wohltun Genüge findet. Jacobis dichterisches Programm aus den Liedern (I, 3. 25. 52) steht ähnlich in Geßners Vorwort zu den Idyllen (Bd. 3. S. 13 f.): „Nicht den blut-bespritzten kühnen Helden, nicht das öde Schlacht-Feld singt die frohe Muse; sanft und schüchtern flieht sie das Gewühl, die leichte Flöt' in ihrer Hand", sie singt von „Großmut und von Tugend, und von der immer frohen Unschuld . . ., von Liebe und frohem Scherz". Die motivlichen Übereinstimmungen in Geßners „Daphnis" und Jacobis Charmides-Roman fallen sofort ins Auge. Geßner bestimmt eine Insel zum Heiligtum der Nymphen, ihre Bilder stehen da in Holz geschnitzt, im Frühling versammeln sich die Hirten und Mädchen zum Opferfest (Bd. 2. S. 10), Daphnis sieht die Geliebte zum erstenmal bei einem solchen Fest und wird dann von ihr getrennt (13). Bei Jacobi ist ein Hain der geweihte Ort, er bewahrt das Holzbild der Göttin, die Jugend trifft sich zum Opferfest, Charmides erblickt Theone bei dem Fest, um sie wieder zu verlieren. Schon Jacobis „Poetische Versuche" verweisen auf Geßner. Das Klagelied von dem zersprungenen Deckel wiederholt Geßners Idylle von dem zerbrochenen Krug (Bd. 3. S. 51) mit dem Refrain: „Er ist zerbrochen! Er ist zerbrochen! Der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher!" Und wohl zufällig erinnert das „Ernte"-Kapitel der „Winter-

[475]) Wieland: Araspes und Panthea. 2. Aufl. Zürich 1763.
[476]) Geßner, Salomon: Schriften. T. 1—4. Zürich 1765.

reise", das ein Kornfeld im Winter wachsen läßt, an die Idylle „Lycas" (Bd. 3. S. 61), in der im stürmischen Winter die Einbildungskraft einen Frühlingsgarten erfindet.

Der Roman steht am Ende von Jacobis Jugendpoesie. Er verläßt den sinnlichen Anakreontismus und fängt die schon überall anklingenden empfindsamen Töne auf, sie verbindend und vertiefend. Er vergeistigt die Anakreontik, indem er ihre gefällige, Probleme vermeidende Lebensweisheit mit der sittlichen Idee verknüpft[477]). Zur anakreontischen Freude genußfroher Zufriedenheit in einem harmonischen Dasein gesellt er den moralischen Lebensgehalt, der Tugend, Güte und zur Anmut beseelte Schönheit fordert. Durch die Abkehr von der spielerischen Mode zur ernsten Weltansicht verbindet sich Jacobi mit der von der englischen Moralphilosophie, besonders Shaftesburys, angeregten philosophischen Bewegung des 18. Jahrhunderts. Seinem Prinzip fehlt jedoch die Hinwendung auf die Kraft und die Tat, wie sie Herder verlangt, der die ethische Seite ausbildet und die Erziehung auf den gesamten Menschen ausdehnt. Daß Jacobi bei der Erziehung zum anmutigen Betragen, zum beschaulichen, weichen Gemütsleben stehen bleibt, entspricht ganz seinem weiblich zarten, passiven Charakter. In einem ungestörten, schön-guten Dasein findet die Sentimentalität ihre volle Berechtigung. Mit dem Roman erweist Jacobi sich ganz als sentimentaler Mensch des 18. Jahrhunderts[478]). Den sentimentalen Menschen charakterisiert der „Mangel an seelischer Anspannung im sittlichen Handeln". „Die Verbindung von ästhetischem Gefühl und sittlichem Empfinden ist ihm nur ein einziges angenehmes Gefühl, mit dem er die Tugend ausbreitet und das Laster bekämpft" (Wieser S. 179 f.). Er übersieht das wirkliche Leben nicht, er kann es nicht überwinden, weil er es nicht in seinem unerschöpflichen Reichtum mit seinen Gegenständen und Grausamkeiten, sondern — als egoistischer Mensch — nur in seinem Empfinden ernst nimmt. Aus Selbsterhaltungsprinzip hängt er an einem behaglichen Dasein, in dem allgemeine Mäßigung herrscht. Deshalb klagt er über den Verfall der Sitten, deshalb sehnt er sich nach Natürlichkeit und Einfachheit. Es genügt ihm, wenn er unter Freunden, Gleichgesinnten seine Empfindungen ausströmen lassen kann. Solche Muße ist seine eigentliche Tätigkeit, den Ernst der Pflicht kennt er nicht. Der sentimentale Mensch neigt zur Pädagogik. Seine Erziehungsmethode bleibt Ideologie gegen-

[477]) Er vergeistigt und vertieft doch stärker als Kluckhohn, Paul: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. 2. Aufl. Halle 1931. S. 193 meint, wenn er sagt: „(die Erzählung) zeigt, daß diese himmlische Liebe der Grazien von der geschmähten der angeblichen Bachantinnen nicht wesensverschieden ist, nur gesitteter in ihren Aeußerungen, daß anakreotische Stellung zur Welt und tändelnd genießende Liebe sich mit tiefer Seelenliebe doch nicht vereinigen lassen".

[478]) Wieser, Max: Der sentimentale Mensch. Gotha 1924. Auf S. 223 ist Jacobi unter den sentimentalen Dichtern aufgeführt.

über dem Leben. Liebe soll die Erziehung leiten, der junge Mensch soll spielend lernen, dabei fehlt die Erziehung zur „Gewachsenheit“ für das Leben. So schreibt Jacobi an Merck[479]: „Immer werden Sie (in meinen Werken, besonders Predigten) einen Mann erkennen, der die Menschen, so wie die Gottheit, in dem sanftesten Lichte sieht, und dem es um die Bildung schöner Seelen zu thun ist“. Jacobi bleibt noch der Rokoko-Poesie verhaftet, der anmutige Werke mit Schilderungen „der gewöhnlichen Vorgänge des menschlichen Alltagslebens, Geselligkeit, Liebe, sittliche Erziehung für den Verkehr mit den Menschen“ gelingen, der aber die Darstellung gewaltiger Kämpfe und Taten versagt bleibt“[480]).

Gleim preist den Roman als das Beste, was bisher im Deutschen Merkur erschienen sei[481]). Das höchste Lob findet Johanna Fahlmer[482]), die in einem Brief vom 3. Dez. 1773 an Johann Georg von einem Abend erzählt, an dem Fritz Jacobi aus seines Bruders Werken und vor allem dem Roman vorgelesen habe: „eine entzückende Aufnahme der schönsten Empfindungen ging dabei in meiner Seele vor. Diese sollen mir auch auf meinem Sterbebette vorgelesen werden: ich habe sie unter die Sammlungen der Melodien gethan, unter deren Gesang ich allmählich von hier nach Elysium eingeführt werden möchte“. Wieland, der schon von dem anfänglichen Enthusiasmus für den Freund abgerückt ist, tadelt Fritz Jacobi gegenüber, daß Georg nicht wäre, „was er seyn könnte und sollte“[483]). Am stärsten mißfällt ihm die Traumerzählung des Charmides[484]): „Das Metrum ist zu frey und der Inhalt zu schwärmerisch“. Die Anforderungen an die Mädchenerziehung scheinen ihm übertrieben: „Die Grazien vergöttern sehen, dies können wir; aber das Mädchen ist — ein Mädchen; wir können nicht ertragen, daß in einem so feyerlichen, andächtigen, mystischen Ton, im Ton der festalischen Schwärmerey, die so nahe an den Ton gewisser canonisierten Nonnen grenzt, von der Würde und Bestimmung des Mädchens gesprochen werde“. Der wirklichkeitsnahe Wieland findet die Moral von Jacobis Grazien zu „strenge“. „Dencken Sie, wo das hinkäme, wenn unsre Mädchens alle den Schwur schwören wollten, den Theones junge Schwester schwören muß! Die Welt würde bald aussterben müssen“[485]). Jacobi lehnt diese Befürchtung

[479]) Briefe an und von Merck. S. 27 Brief vom 26. Juli 1771.

[480]) s. Ermatinger, Emil: Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Lpz. u. Bln. 1926. S. 178.

[481]) Knebel. Bd. 2. S. 67. Brief vom 12. Mai 1773.

[482]) Scherer. S. 105 ff.

[483]) Jacobis Auserles. Briefwechsel. Bd. 2. S. 35. Brief Wielands vom 12. März 1773.

[484]) Brief vom 1. März 1773 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.

[485]) Dieselbe Ansicht, daß die Mädchen für ein tätiges Dasein in Haushalt, Ehe und Familie geboren seien, spricht er in „Die Pythagorischen Frauen“ aus (Wieland: Sämtliche Werke. Hrsg. von J. G. Gruber. Lpz. 1826. Bd. 43. S. 1 ff.).

ab[486]): „Leider lassen unsre Herren und Damen sich nicht so geschwind zu der höheren Grazie bekehren ... Nur wenige Mädchen werden Muth haben, den Eid der guten Eudora nachzuschwören, und wenige Jünglinge Standhaftigkeit genug, allem, was im Himmel und auf Erden schön ist, getreu zu bleiben. Der schlaue Gott mit den goldenen Pfeilen schafft Ideale, und zernichtet sie wieder, seinen Absichten gmäß, und immer so, daß die Bevölkerung nicht darunter leidet". Wieland nimmt seinen Tadel wieder zurück[487]): ... . . Sollte Ihnen etwan unser Friz (wider besser Verhoffen) etwas davon schreiben, daß ich in Ihrem Charmides zu viel Platonismus und Rafinement des Moral-Gefühls gefunden hätte, so lassen Sie sichs nicht irren, mein Bester. Der böse Geist, der mich dies finden machte, ist indessen wieder von mir gewichen", und er verfällt in den gewohnten enthusiastischen Ton[488]): „Die Muse des Pythagoras und die Grazie Xenophons hat es Ihnen . . . eingegeben. Ich bin davon bezaubert, und wehe dem, der es nicht ist! . . . . weissage ich, daß Sie viele viele gute junge Mädchen durch dieses vortreffliche Werk zu den Grazien bekehren werden". Von dieser Aufgabe ist Jacobi so eingenommen, daß es ihn nicht trifft, wenn Wieland ihm mitteilt, daß man den Roman in Berlin zwar „göttlich", in Mainz aber „detestable" genannt habe. Er erwidert[489]): „Ich selber erkenne, daß es nur für wenige geschrieben ist ... Aber für diese wenigen geschrieben zu haben, ist Seeligkeit!"

Der empfindsame Graziendichter verfällt der Spottlust von Lenz in dem 1775 verfaßten „Pandämonium Germanikum"[490]). In der 2. Szene des 2. Akts im Tempel des Ruhmes läßt er Jacobi, den Franzosennachahmer, den Dichter der Liebesgötter, den Damenverehrer, den Wielandfreund und Grazienschwärmer, auftreten. Chapelle und Chaulieu lassen Jacobi, als Amor gekleidet, auf einer Nesseltuchwolke herunter: „Ah ça — pour rire — descendons notre petit" . . . Jacobi spielt auf einer Sackvioline, die Gesellschaft fängt an zu tanzen. „(Er läßt eine erschreckliche Menge Papillons fliegen. Die Dames haschen nach ihnen und rufen:) Liebesgötterchen! Liebesgötterchen! Jacobi (springt aus der Wolke und schlägt die Arme kreuzweise übereinander, schmachtend zusehend) O, mit welcher Grazie! Wieland: Von Grazie hab ich auch noch ein Wort zu sagen. (Spielt. Die Damen minaudieren erschrecklich, die Herren setzen sich einer nach dem andern in des Jacobi Wolke und schaukeln damit herum. Andere lassen gleichfalls Papillons fliegen. Die Alten tun sie unter das Vergrößerungsglas, und einige Philosophen legen den

[486]) Brief vom 23. April 1773 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[487]) Original vom 20. März Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. II.
[488]) Originalbrief Wielands an Jacobi vom 15. März 1773 im Besitz des Wieland-Museums Biberach.
[489]) Original vom 5. Juli 1773. Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[490]) Lenz, J. M. R.: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Ludwig Tieck. Bln. 1828. Bd. 3. S. 219 f.

Finger an die Nase, um die Unsterblichkeit der Seele aus ihnen zu beweisen" (die Stelle zielt auf Jacobis Gedicht „Der Schmetterling"). „Eine Menge Offiziers machen sich Kokarden von Papillonsflügeln, andere kratzen mit den Degen an der Leier, sobald Wieland zu spielen aufhört. Endlich gähnen sie alle)". Als Goethe hereinstürzt, bleibt Jacobi, der eben noch unter den Damen herumgehüpft ist, „mit offenem Mund und niederhangenden Händen stehen". Bei Goethes Spiel kniet er hinter dem begeisterten Wieland und schmachtet: „das ist eine Grazie, eine Wonneglut!"[491]).

Der 3. Teil der Sämtlichen Werke (Halberstadt 1774), der den Roman, die „Kleineren Gedichte", die Kantaten, die Dichteroper und die längeren Gedichte programmatischen Inhalts enthält, wird von den Freunden durchweg gelobt: von den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen[492]), den Erfurtischen gelehrten Zeitungen[493]), der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[494]), die die „Leichtigkeit, Anmuth und gefällige Harmonie der Verse" hervorhebt, von dem Leipziger Musen-Almanach[495]), der diese Dichtungen zu den „reifsten Stücken seiner (Jacobis) Muse" zählt.

---

[491]) Im „neuen Menoza" von Lenz (1774. 1. Akt. 7. Szene) (Schriften. Bd. 1. S. 95 f.) macht der Baccalaureus Zierau die ironisch gemeinte Bemerkung: „Wir haben itzt schon seit einem Jahrhunderte fast Namen aufzuweisen, die wir kühnlich den größesten Genies unserer Nachbarn an die Seite setzen können, die alle zur Verbesserung und Verfeinerung unserer Nation geschrieben haben, einen Besser, Gellert, Rabener, Dusch, Schlegel, Uz, Weiße, Jacobi, . . . Wieland".

[492]) 1774. Nr. 60 vom 28. Juli. S. 487.

[493]) 1774. St. 60 vom 28. Juli.

[494]) Bd. 26. 1775. St. 2. S. 455.

[495]) 1775. S. 26.

# II.

Mit dem Jahre 1774 beginnt eine neue Epoche in Jacobis Poesie. Die Wandlung ist nach außen gekennzeichnet: am 11. April 1774[1]) fährt Jacobi von Halberstadt nach Düsseldorf. Er verläßt das Zentrum der Anakreontik und die Gleimsche Einflußsphäre, der er bisher unterlegen war, und wendet sich einer neuen Umgebung und einer neuen Aufgabe zu. Diese neue Umgebung von kraftvoll strebenden Männern wie Fritz Jacobi, Heinse, Goethe, und die neue, Aufmerksamkeit und Hingabe verlangende Tätigkeit an der Iris-Zeitschrift führen den tändelnden Anakreontiker zu stärkerer Realität, wenn auch nicht im äußeren, so doch im inneren Leben.

Jacobis dichterische Entwicklung ist die Auswirkung und Reife angeborener Kräfte durch anregende Gegenkräfte der Mit- und Umwelt. Sie hat keinen scharfen Bruch, sondern bildet nur langsam ein neues Gepräge heraus. In den Jugendgedichten angedeutete Einzelzüge wachsen weiter, während andere verblassen. Die zeitlich auseinander liegenden Äußerungen werden durch die „eigenthümliche Manier" des Dichters zusammengehalten, wie sich Jacobi in dem Vorwort zu dem 3. Band seiner Werke (S. VII ff.) ausdrückt, hat doch „jeder Dichter . . . einen ihn beschränkenden Kreis von Ideen . . ., worin er sich bewegt". Und doch unterscheiden sich die einzelnen Epochen stärker, als Jacobi rückblickend meint, wenn er fortfährt: „. . . mag die Verschiedenheit der Lagen, Stimmungen, Gefühle und Launen, worin ich schrieb, meinen Gedichten eine gewisse Mannigfaltigkeit geben . . . Genug ist es mir, wenn man die Sammlung meiner Poesien wie eine Landschaft betrachtet, die, obschon öfter gesehen, und immer eben dieselbe, dennoch durch die verschiedenen Lichter, welche sie am Abend oder am Morgen, bey hellem oder umwölktem Himmel beleuchten, durch den Wechsel der Jahreszeiten, je nachdem ihre Bäume blühen oder voll Obst hangen, durch Hirten und Herden, Arbeiten der Pflüger oder Schnitter usw. abgeändert wird und manchen neuen Anblick gewährt."

Die Poesie der Düsseldorfer Zeit 1774—1784 wird durch zwei Erlebnisse bestimmt: durch die Liebe zu Caroline Jacobi und durch die Bekanntschaft mit Goethe und seiner Jugendlyrik.

Die Lyrik vor 1774 erhält ihre Farbe von den anakreontischen Motiven. Nach „Charmides" schwinden sie. Die Äuße-

[1]) Den 11. April nennt Heinse als Reisetag in: Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Joh. von Müller Hrsg. von Wilhelm Körte. Zürich 1806. Bd. 1. S. 148; s. auch Schurig, Arthur: Der junge Heinse und seine Entwicklung bis 1774. Diss. Lpz. 1910. S. 114.

rungen unbeschwerter Lebensfreude werden seltener. In dem Gedicht an Rektor Reitz (126)[2]) bekennt der Lebensgenießer: „So, Freund, so mach' ich jeder Zeit die Rechnung mir von Glück und Leid und bin zufrieden mit der Summe", mit der Welt, die so groß und reich, daß man nichts Neues hinzuzudichten braucht (219). Er will „allen Sorgen Beine machen", wie er von den Mädchen verlangt, „ein wenig Schelmerei in des Lebens Einerlei" zu mischen (115). Heinse, der Dichter, soll lehren, „wie durch leichten Witz hinweg von unserm Freudensitz wir klein' und große Narren lachen!" (219). An die Liebeslieder der Anakreontik erinnert „Frohsinn" (24), das die Geliebte glücklich nennt, wenn sie nur tanzen und küssen kann. In den anderen Gedichten aber erscheint die Freude am Leben vertieft, vor allem durch die Wendung zum Religiösen. Sie erhält ihre Rechtfertigung im Vertrauen zu Gott, der wie ein Vater für seine Geschöpfe sorgt (227), in dem Glauben an den ewigen Lebensquell und die Auferstehung (254). Die Freude, die nach anakreontischer Ausdrucksweise „Weisheit dem Scherz und Rosen dem Leide gibt" (262), ist die höhere Freude, die im Kampfe für Tugend und Wahrheit den Himmel gewinnt. Die Unschuld erfüllt die Seelen mit Wonne (101). Der gereifte Dichter weiß, daß die Freude erst im Gegensatz zum Leid fühlbar wird (132), daß alle „Menschenfreuden" vergehen und selig ist, wer sie in sich bewahrt (216). Das anakreontische Synonym „Wollust" für Freude findet sich noch einmal in 109.

Der Tanz, der dem Anakreontiker Ausdruck fröhlicher Gelöstheit war, wie noch in 24, 115, 188 bekommt anderen Inhalt als „Weihe-Tanz" der Musen (207), als „Feiertanz" der Engel, der seligen Geister um die Gottheit (101).

Motive der anakreontischen Lebensauffassung haben sich vereinzelt erhalten: das Lob der Weisheit, der Weisheit des Scherzes (253) — neu ist der Gedanke von der Weisheit, die zum Himmel vorbereitet (240); die Verachtung von Reichtum und Ruhm (48. 82. 173. 213), jetzt vor allem im Zusammenhang mit der Geliebten (24. 48. 86. 91. 101. 104. 107); die Verehrung der Einfalt (60. 86. 101. 213); der Wahrheit (60. 95. 213); der Unschuld (101). Die Abstrakta erscheinen noch in den zeitüblichen Personifikationen, die Freude (42), die Unschuld (101), die Einfalt (213), die Liebe (42. 86).

Die mythologischen Gestalten, die den Jugendgedichten den Charakter geben, verschwinden bis auf einen Bruchteil, der nur blasser Zierrat bleibt. Am häufigsten kommen die Liebesgötter vor, und zwar in den alten Verbindungen: sie malen das Bild der Geliebten auf Rosenblätter (21), lehren sie küssen (37), verstecken sich im Damenhemd (189). Die Grazien erscheinen vier-

[2]) Wie bei Manthey-Zorn wird nach der 2. Aufl. der Sämtlichen Werke. Zürich 1807—13. Bd. 3 zitiert.
Die Zahlen bedeuten immer die Seitenzahl des Gedichtanfangs.

mal, als Freundinnen der Mädchen (84. 177. 219), als Göttinnen der Keuschheit (3); dreimal die Musen als Vertreterinnen der Dichtkunst (86. 179. 207); dreimal die Nymphen (3. 109. 219).

Am deutlichsten zeigt sich die Wandlung in der Verwendung des Motivs der Liebe. Einige wenige Züge der anakreontischen Liebesgedichte sind geblieben. Die Liebe erscheint noch einmal mit dem Köcher voll süßer Pfeile (238). Das Leben der Liebenden wird ein „frohes Hirtenspiel" genannt (21). Zum Tanzen und Küssen ist das Mädchen geschaffen (24). Die Liebe, die „süße Liebe" (33), ist ein unschuldiges Vergnügen mit „Küssen ohne Reue" (42), die die Liebesgötter lehren (37). Die Täubchen, die Vögel der Liebenden, versinnbildlichen ihr unschuldvolles Zusammenleben (36). Die niedere Hütte wird als Paradies (57. 107), einfaches Hirtenleben als Idealzustand gepriesen (21. 42). Liebhaber und Geliebte stellen Hirt und Schäferin (24. 42. 50. 57). Das Mädchen heißt noch Chloe.

Der Inhalt der Liebe hat sich vertieft. Die sinnlichen Momente schalten aus. Der Ausdruck „Reiz" fehlt ganz. 57 nennt das Wort „Triebe", aber in rein seelischer Bedeutung: die Götter „forschten in dein Herz hinein, prüften alle Triebe; fänden deine Seele rein, sähen lauter Liebe". Die auf das Sinnliche zielende Wendung „der Liebe Schauder bebte mächtig mir durch jeden Sinn" wird sofort ins Seelische gewandelt durch das folgende „meine Seele schwebte küssend zu der deinen hin" (56). Die sinnliche Erregung in 37 „Tausend Quellen einer süßen, neuen Wollust tun sich auf, rieseln in mein Herz und fließen mächtiger in vollem Lauf" dämpfen die Schlußzeilen „und mir ist, erwach' ich wieder, als begrüßten Engel mich". Die Sinnlichkeit bewirkt nur eine Verstärkung des seelischen Empfindens. Für die äußere Schönheit der Mädchen hat der Dichter kein Auge. Nur die auch sonst anakreontisch gehaltene Epistel „An die Frau . . ." (189) redet von der „reizenden Gestalt" mit ihren „sanften Schwingungen". Die „Rosen-Wangen" sind nur ein äußerliches Kennzeichen innerer Anmut (3) oder Keuschheit (37). Das Angesicht spiegelt die Unschuld wider (109), die innere Güte (42), wie das Auge die seelischen Regungen der Liebe (35) oder die seelische Eigenschaft der Reinheit (89). Der Dichter liebt jetzt sein „liebes" (24), „holdes" (21), „gutes" (41) Mädchen wegen seiner inneren Eigenschaften. Er verlangt nicht nur die in der Anakreontik zur Schablone erkalteten Tugend und Unschuld — das Wort Tugend findet sich in Band 3 nur dreimal (3. 42. 253) —, sondern sein wach gewordenes Gefühl wird für die Eigenschaften des Gemüts empfänglich. Er lobt den demutvollen Sinn (50. 219), die innere Güte (42), Frömmigkeit, Wohltätigkeit (57), Reinheit (42. 57. 89), Jungfräulichkeit (109. 121), Genügsamkeit (24. 57) und Harmonie (24).

Was dem Anakreontiker Jacobi Spielerei oberflächlicher oder eingebildeter Gefühle war, ist dem älteren Jacobi Regung der

Seele. Die „Seelen vermählen“ sich der Liebe (33), sie umfangen sich (238). Beklagenswert ist der Mann, der sich nicht mit vollem Herzen und Gefühl hingeben kann, „sein Mädchen auch und seinen Freund mit halber Seele nur umfaßt“ (250). Ein Kuß vereint nicht nur die Lippen, sondern die Seelen (35. 56). Er ist die Sprache der Seele, außen und innen sind eins. Die Liebe ergreift den ganzen Menschen, so daß der Liebende sagen kann: „da warst du ganz die meine“ (53), „in deinem Blute mein ganzes Leben wallt“ (91). In jedem Herzensschlag kann Chloe, die sich mit unbesorgtem Vertrauen hingibt, seine Liebe fühlen (85). Die reine Liebe (107. 109), die keusche Liebe (42) ist so groß und stark, daß sie die Außenwelt aufsaugt. Das kleine Feld der Geliebten bedeutet die Welt für den Liebenden (91), „dein König ist mein König, dein Land mein Vaterland . . ., die Luft ist erst die meine, die sich um sie gedreht“. Der Alltag versinkt vor ihr, „wo blieb die Erde weit und breit mit aller ihrer Herrlichkeit“ (104). Ein Kuß dieser Liebe umfaßt die ganze Welt: „Eines ganzen Lebens Freuden, Sonnen-Auf- und Untergang, Blumenduft und Grün der Weiden, Zephir, Nachtigall-Gesang, junger Haine froh Getümmel, jeder selige Genuß, Ruhm und Glück und Erd' und Himmel, alles war in diesem Kuß“ (56). Diese Liebe will nicht nur scherzen und genießen, sie erträgt auch Leid und Tod. Die Liebenden teilen alle Freuden, aber auch „alles Leiden, Arbeit und Gebet und Tanz“ (107), die Liebe „tröstet unter Sorgen“ (33). Sie vereinigt im Tode: „so bei reiner Liebe Flammen endet sich der schöne Lauf; ruhig schweben wir zusammen, Liebchen! Liebchen! Himmel auf“ (107). Sie macht die Sterbestunde leicht, „weil in Welten voll Entzücken Liebchen mich hinüber küßt“ (89). Über den Tod hinaus will der Dichter mit seinen Liedern dem Mädchen nahe sein (41). Dem Anakreontiker ist die Liebe eine flüchtige Spielerei, Genuß des Augenblicks. Er meidet Ernsthaftigkeit und Schmerz und jeden Gedanken an Vergangenheit und Zukunft. Gänzlich unanakreontisch sind Jacobis Lieder von der Vergänglichkeit der Liebe und dem Verlust der Geliebten, in denen der „Hoffnungslose“ ernsthaft klagt (170) über die „tausend blut'gen Wunden“ im „getreuen, armen Herzen“, im „erstorbenen Herzen“ (238), in der „bangen Seele“ (245), da er verloren, was das „höchste Gut“ ist (161). Die Liebe kann aber aus selbstischer Kleinheit zum Verzicht emporheben: „O könnt' ich nur, o könnt' ich ungesehen mein Leben lang an deiner Seite gehen und Tag und Nacht dein Engel sein! Du solltest nichts von meiner Liebe wissen . . .“ (178). „Laß mich nur um ihre Schönheit schweben und mein Herz in ihrem Glanze leben“ (238). Sie kann den Schmerz überwinden, wenn „aus dem Kelch der bittern Leiden“ dann und wann nur ein Tropfen der Freude fällt (218). Der Anakreontik fremd sind auch die Gedichte von der Treue der Liebenden (42. 48. 50. 89. 107. 178. 206) und von der Ehe (99. 132. 173), in der die beiden Menschen „ewig beisam-

men“ (107), durch nichts geschieden als den Tod (99), da die „Braut“ (36) „dein eigen zu sein gelobt und Tag und Nacht so wie (ihr) Leben dich bewacht“ (109).

Die Liebe erregt die Seele. Und diese Erregung wird zum unmittelbaren Ausdruck. Der Dichter sagt nicht nur „ich liebe“, sondern die innere Bewegung stellt sich unmittelbar in der lebendigen Sprache dar. Alles von der Liebe Gesagte bedeutet Bewegung: Die Liebe ist ein „Wittern“, das die Natur wanken, schwanken, zittern macht (39); ein lockendes Glück (39); ein „heimlich klopfendes Verlangen“ (107). Die Seele ist bewegt: „Meine Seele schwebte küssend zu der deinen hin“ (56). Herz und Blut regen sich: der bange Zug der nahenden Gewitter gleicht „jenem Schweigen, jenem Zittern, als mein Herz an deinem schlug“ (21). Das Herz schlägt, so daß die Geliebte jeden Schlag fühlen kann und „in jedem lauter Lieben“ (85); „zu mächtig schlug die Liebe noch in Herz und Adern“ (109), und „der Liebe Schauder bebte mächtig mir durch jeden Sinn“ (56). Die Liebe „wallt im Busen“ (86), „in deinem Blute mein eignes Leben wallt“ (93). Der ganze Mensch ist von einem Rieseln, Fließen und Strömen erfüllt: „Tausend Quellen einer süßen, neuen Wollust tun sich auf, rieseln in mein Herz und fließen mächtiger in vollem Lauf; strömen hin durch alle Glieder . . .“ (37). Körper und Herz bewegen sich im „süßen Neigen“, und näher kommen sich Lippen und Herzen (35). Der Kuß wird als Bewegung empfunden, als „holdes Schweben“, ein „Wonnedruck“, „so leicht wie des Frühlingswindes Beben, wenn er über Wiesen schleicht“ (37). Auch die unpersönlich gemeinte Liebe erfaßt der Dichter als Bewegtes: „Liebes-Hauch umsäuselt mich“ (3), und „der Liebe Säuseln“ schwebt wie Frühlingsatem durch die Gefilde (33). Die personifizierte Liebe handelt: sie führt den Sonnenwagen, streut Blüten nieder, weckt den Hain, sie singt, ruft (33); sie entblättert zarte Lauben, zerschmettert junge Sprößlinge, lacht Frühlingswonne in den Hain herunter (238). Das erregte Gefühl erlebt die Geliebte, wenn sie sich bewegt: sie geht (24. 109), kommt (21), tanzt (115. 118), sie erscheint dem Dichter (21). Sie soll eilen, reden, lachen, scherzen, jubeln (115). Der Liebende fühlt ihren Atem (21), sieht ihr Erröten (53), ihr Neigen beim Gruß (109), ihrer Augen rasches Feuer (115). Er hört ihre Stimme (21. 126), die auf zu seinem Fenster tönt (115), wenn sie singt und spricht (238), süße Worte spricht (126), ihn aus der Ferne ruft (21). Das Lebendige, das die Gestalt der Geliebten ausstrahlt, meint 183: „dies Sonnenlicht zu sehn auf deinen Wangen in dieser Luft, die dich umfließt“.

Jacobis Stellung zur Natur entspricht in der Düsseldorfer Zeit, teilweise auch noch in der Freiburger Zeit, dem bei Willi Flemming: Der Wandel des deutschen Naturgefühls vom 15. zum 18. Jahrhundert (Halle 1931) für das 18. Jahrhundert als charakteristisch Dargestellten.

Die Einzelmotive der Natur sind dieselben geblieben wie in der anakreontischen Zeit, dieselben kleinformigen Dinge wie Hain, Bach, Quelle, Flur, Anger, Tal, Wiese, Weide, Au, Gefilde, Hügel, Busch, Baum, Wölkchen, West; Zephir nur noch dreimal (19. 53. 56); von den Blumen sind noch Rosen, Veilchen, Nelken die bevorzugten; Myrten werden nur einmal genannt (42); die Vögel erscheinen häufig, speziell Nachtigall und Lerche; Lämmer nur in 101.

Das Landschaftsideal hat sich nicht verändert: Es bleibt der umhegte Raum der mitteldeutschen Gegend mit Tal, Wiese, Busch, Hain und Hügel. In der anmutigen Natur wird das Gefühl von keinem gewaltigen Eindruck beunruhigt. An dieser Natur hat der Mensch Genuß: einmal an ihrer Stille und Vertrautheit: „alles mit Schweigen" (39); „stille Mondes-Helle" (48); „kleines väterliches Land" (86); „gutes Land, wo Flur und Hain in sichrer Einfalt blühen" (86); „liebes trautes Gärtchen" (93); „da gab die finstre Laube leisen Trost im Abendschein, da kam ein süßer Glaube mit dem Morgenglanz im Hain" (159); sodann an ihrer Heiterkeit: „Lust-Getöne dieser Fluren" (3); „die Luft in Jubel war" (3); „die Morgen-Wonne lacht" (33); der Hain, „den wieder Gesang und Lust belebt" (33); „wenn die Freude vom Hügel niederschwebt" (42); „junger Haine froh Getümmel" (56); „freudenvoller Sonn' und Mond die Wipfel da bescheinen" (86); „Wonne dort auf allen Hügeln" (107); „ergetzte mich . . . in der Fern' am freien Himmel, am offnen Feld und am Gemisch des falben Laubes im Gebüsch" (113); „der Tanne Grün, auf Silberschnee der Sonne Glut gibt meinem Herzen Kraft und Mut, ihr Mutter-Antlitz mit Vertrauen und vollem Jubel anzuschauen" (130); selbst Gewitter stören nicht die „fromme Ruh" und das Liebesgefühl: „es gleicht ihr banger Zug jenem Schweigen, jenem Zittern, als mein Herz an deinem schlug" (21).

Das zum Typus erstarrte Landschaftsbild der Anakreontik verschwindet. Dafür steht aber auch kein neues lokal bestimmtes, kein ausgeführtes Bild. Die Gegenständlichkeit der Natur verschwimmt. Der Dichter löst sich vom Stofflichen, aber wir fühlen es trotzdem mit. Was die einzelnen Faktoren zusammenhält, ist nicht ihr zufälliges Beieinander im Raum, auch nicht die alle Wirklichkeit überspringende Phantasie des Dichters, sondern ihr Gefühlseindruck in seinem augenblicklich empfänglichen Gemüt.

Er beschreibt nicht, sondern er überläßt sich der Wirkung, die die Gegenstände ausüben. Die Wirkung geht nicht von bestimmten formalen Faktoren aus, sie besteht als allgemeiner Eindruck: „. . . hingen tausendfache Kränze schon um Anger, Berg und Tal; Ufer lockten, Wälder blühten, Pomeranzen-Haine glühten weit umher im Sonnenstrahl" (3); „Erd' und Himmel neigten sich, und es huldigten die Wiesen" (3); „Winde trugen, wo die Luft in Jubel war, deinen Balsam" (3); „wie von umglänzten Höhen bei leisem Windes-Wehen in frische, betaute Büsche die

Morgen-Wonne lacht" (33); „duftende Jasminen umfloß der Morgentau" (105); „da war um mich ein Paradies, und jeder Blüten-Hain verhieß mir gleiche Wonn" (109); „wenn Berg und Kluft den Hagel wittert, und Schwermut in die Wälder sinkt" (126); „der Bäume Grün im Maienlicht" (161); „Pomeranzenhain, von Liebeslust betaut" (219); „siehst, wenn Feld und Aue ruht, Gold und Purpur überall beim Gesang der Nachtigall" (229); „des Waldes laute Melodie" (240); „herrlich ist der Frühlingsmond, wenn, umschwebt von Balsamdüften, in den Tälern, in den Lüften sichtbar Gottes Segen wohnt" (243).

Weil es auf den Allgemeineindruck ankommt, das Einzelne nicht isoliert heraustritt, meidet der Dichter den bestimmten Artikel „der" oder „dieser". Dafür steht der jede Sonderindividualität verwischende Plural, oft ohne Artikel: „Ufer lockten, Wälder blühten, Pomeranzen-Haine glühten" (3); „Winde trugen . . . deinen Balsam" (3); „in Geflüster junger Maien" (21); „du kommst in nahenden Gewittern" (21); „von umglänzten Höhen . . . in frische, betaute Büsche" (33); „wo sich die Bäche kräuseln" (33); „wo die Blüten wallen, wo die Vögel locken" (33); „es neigen die Wälder sich dir" (39); „die Pflanzen umher" (104); „Wonne dort auf allen Hügeln" (107); „Lobgesang in Finsternissen" (107); „da schwebt' ich über grünen Höhen, da flammten unter mir die Seen" (240); „in den Tälern, in den Lüften sichtbar Gottes Segen wohnt" (243). Oder vor den Singular-Substantiven fehlt der isolierende Artikel: „um Anger, Berg und Tal" (3); „reden Flur und Weide mir von meiner Schäferin" (21); „Feld und Au" (104); „auf halb erhellter Au" (105); „wenn Feld und Aue ruht" (229); „es glänzten Berg und Fläche" (234); „wer sich nie vereint mit Wies' und Quell und Blütenast" (250). Oder die lokale Unbestimmtheit wird durch ein Adverb oder eine Präposition ausgedrückt: „um Anger, Berg und Tal" (3); „Pomeranzen-Haine glühten weit umher" (3); „die Pflanzen umher" (104); „so weit die Sonne scheint, so weit auf Berg und Höhle der Mond herunter schaut" (171). Die Ortsangabe bleibt vage angedeutet: „aus der Ferne" (21); „im hellen Sonnenstrahl" (104); „überall" (229).

Der Eindruck der Anschauungsdaten trifft nicht die Sinne, sondern die Seele. Deshalb wird die Natur auch nicht mehr äußerlich mythologisch vorgestellt.

Die anakreontischen Lieder geben trockene begriffliche Vorstellungen der Natur, abgezogene Einzelbeobachtungen — die besten der neuen Gedichte erfassen das atmende Leben, die Stimmung. Die Natur ist nicht mehr ein aus verstandesmäßig faßbaren Einzeldingen Zusammengesetztes, sondern ein Gesamt von Kräften, die alle in Bewegung sind. Am fühlbarsten wird das in der ersten Strophe des „Morgenliedes" (33): „Sieh, wie der Hain erwacht, wie von umglänzten Höhen bei leisem Windes-Wehen in frische, betaute Büsche die Morgen-Wonne lacht! Wonne, wo die

Blüten wallen, wo die Vögel locken, Wonne! O sieh! da strahlt die Sonne herauf in voller Pracht!" Ähnlich in 104: „Wie Feld und Au so blinkend im Tau! Wie Perlen-schwer die Pflanzen umher! Wie durch den Hain die Lüfte so rein!" oder in 39: „Der Himmel, ich bitte, von Wölkchen wie leer! Der Mond in der Mitte, die Sternlein umher! Der Himmel im glatten umdämmerten Quell! Dies Plätzchen im Schatten, dies andre so hell!"

Die Umrisse lösen sich zugunsten der schwebenden und tönenden Atmosphäre um die Formen: „Libanons umwölkte Gipfel hoben ihre Cedern-Wipfel duftend in den Morgenschein" (3); „deinen Atem haucht die Nelke, wenn ihr Balsamduft sich hebt" (21); „umglänzte Höhen" (33); „wie des Frühlingswindes Beben, wenn er über Wiesen schleicht" (37); „der Himmel im glatten umdämmerten Quell" (39); „dies Wanken, dies Zittern der Blätter im Teich" (39); „vereinte Wölkchen . . . umstrahlten im Abendglanze sich" (53); „als nach und nach die Farben in Dämmerung erstarben, die letzte Sonne wich" (53); „junger Haine froh Getümmel" (56); „die Luft . . ., die sich um sie gedreht" (91); „erblaßte Sterne schienen auf halb erhellter Au, und duftende Jasminen umfloß der Morgentau" (105); „bis ich plötzlich aus dem Flor grauer Nebel dich hervor mir entgegen schimmern sehe" (115); „die Blätter, gelb und rot, wie sie durcheinander spielen" (115); „wenn Berg und Kluft den Hagel wittert, und Schwermut in die Wälder sinkt" (126); „gestorbne Büsche, dunkel grau, im Feuerrot des Abends glänzen" (126); „der Weste leises Wandern" (209); „des Rheins Gebüsch im Purpurglanze strahlt" (219); „und schüttelt liebevoll ein sachter Abendwind den Fittig, naß von Maienregen, weht er den Wohlgeruch der Wipfel uns entgegen" (219); — „Lust-Getöne dieser Fluren" (3); „Welch ein Lispeln auf den Höhen? Welch ein Säuseln um den Fluß" (21); „im Geflüster junger Maien" (21); „Nachtgeflüster" (171); „die Morgensterne priesen im hohen Jubelton" (234).

Die Sinne sind empfänglich für das Wehen der Luft, für den Hauch, den Duft: „Wind" (8); „Morgenwind" (229); die „Wetter-Wolken wehn" (206); „vom Winde leicht gekühlt" (8); „bei leisem Windes-Wehen" (33); „des Wipfels Wehen" (254); „im sanften Wehen" (21); „des Frühlingswindes Beben" (37); „die ersten Zephirs wehten" (53); „wo Gottes Lüfte wehen" (234); „wo jedes Lüftchen ruhig blies" (60); „von den reinsten Lüften angefächelt" (213); „umweht von Tannen-Hainen" (86); „gelinde Lüfte wurden schwer" (59); die Blumen „hauchten mir entgegen" (53); des „Frühlings Hauch" (240. 254); „Frühlings-Atem" (33); Gerüche der Blumen (10); Wohlgerüche der Rose (3); Balsamduft der Nelke (21); Blumenduft (56); Blütendüfte (254); „umschwebt von Balsamdüften" 243); „Winde trugen . . . deinen Balsam" (3); „Wohlgeruch der Wipfel" (219); „dann füllen Götter . . . die Lüfte mit Ambrosia" (219); „es stieg von blumenreicher Au ein süßer Weihrauch" (240); „Morgen-Duft" (109).

Das Auge ist für umrißloses schimmerndes Licht empfindlich; seinen „Schein", „Glanz", „Strahl", „Schimmer", „Morgenschein" (3. 25); „Sonnenschein" (229); „Mondenschein" (21); „Abendschein" (159); „Sternenschein" (59. 238. 250); „der Mond beschien die Bäche" (234); „Sonnenglanz" (8. 161); „Abendglanz" (53); „Sternenglanz" (107. 229); „Glanz des Himmels" (229); „Morgenglanz" (159); „umglänzte Höhen" (33); „Veilchen glänzten" (50); „Büsche ... im Feuerrot des Abends glänzen" (126); „es glänzten Berg und Fläche" (234); „an beglänzten Bäumen" (249); „Sonnenstrahl" (63. 104. 173. 227); „Mondesstrahl" (109); „Strahl des Mondenlichts" (229); „Morgenstrahl" (121); „in Liebe strahlt das Sonnenlicht" (250); „des Rheins Gebüsch im Purpurglanze strahlt" (219); „da strahlt die Sonne herauf in voller Pracht" (33); „bei des Mondes halbem Strahl" (245); „Morgen-Schimmer" (91); „Abendschimmer" (25); „der matte Schimmer des letzten Sterns erblaßt" (171). Die „goldenen" (59), die „lichten" (60) Sterne „blinken" (53); Feld und Au liegen „blinkend" im Tau (104); „im Tau die Rose blinkt" (126); „Pomeranzen-Haine glühten" (3); „Maienlicht" (101. 161). Deutliche Farben werden selten genannt, mit Ausnahme von Grün: grün ist die Weide (42. 56), das Tal (53), der Baum (86), der Zweig (227), der Hain (91), der Garten (93), sind die Auen (213), die Wiesen (229), die Höhen (240). Die Blätter (115) oder die Äpfel (173. 219) sind gelb und rot. Die Morgen- oder Abendsonne malt den Himmel mit dem poetisch verklärten „Purpurrot" (161), mit Gold und Purpur (229), mit „Purpurwolken" (121), „Purpurglanz" (219), mit „Rosenlicht" (240).

Des Dichters Empfänglichkeit für das Schwebende, Schwankende in der Landschaft äußert sich deutlich in der Bevorzugung der im Licht schwankenden Tages- und Jahreszeiten. Selten nennt er den hellen, klar beleuchteten Tag (104) und die dunkle Nacht (171. 245). Er liebt das milde Licht des Morgens (33. 41. 91. 105. 159. 161. 229. 234. 240) und den dämmerigen Abend (8. 53. 159. 254) oder die monderhellte Nacht (21. 39. 48. 109). Der Frühling überwiegt vor den anderen Jahreszeiten (3. 19. 37. 42. 86 93. 101. 161. 240. 243).

Jacobi erfaßt jetzt weit stärker als früher[3]) die Details der Natur in lebendiger Bewegung. Die Gestirne bewegen sich: „Erd' und Himmel neigten sich" (3); „in Eintracht wandelte die Schar der lichten Sterne fort" (60); „noch oft wird auf und nieder das Licht des Himmels gehn" (171); „sollst den Glanz des Himmels sehn und aus ihm die Sonne gehn" (229); „die Sonne kam und wich" (234). Die Wolken sind bewegt: das Gewölke „schwebt" am blauen Himmel (21); „in nahenden Gewittern" (21); „und plötzlich kam ein Wolken-Heer und riß hinweg die goldnen Sterne" (59); „auf lichtem Morgenstrahl, um welchen Purpurwolken scherzen" (121); „die Wetter-Wolken wehn" (206). Die

[3]) Nur die Elise-Lieder betonen ähnlich die Bewegung.

großen und kleinen Pflanzen haben Leben: die Wälder „neigen sich" der Geliebten (39); „unter sanft bewegten Bäumen" (109); „wo im rauhen Morgenwind unsre Weidenbüsche wallen" (115); das „bebende Gesträuch" (115); „junger Haine froh Getümmel" (56); „Wachholderbüsche wehen" (93); die Rose (geht) „mit leisem Beben aus der zarten Knosp' ins Leben" (3); die Blüten „neigen sich" (229); die Blüten „wallen" (33); die Blume „bebt" (33); „Epheuranken . . . fingen in süßer Irre sich vor Wollust an zu regen", „sie bebten mir entgegen" (53); „eine Blumenschar aus tausend Knospen dringt" (243); „Nesseln sprossen" (93); „die welken Blätter fallen" (115). Leben bedeutet es auch, wenn es heißt: „der Baum grünt" (86); „das Tal blüht" (86); das Einzelwesen verliert hier sein Sonderdasein und wird zum Glied des lebendigen Ganzen. Das Wasser bekommt Bewegung: die Bäche „kräuseln sich" (33); „vereinen sich" (159); „deines Bachs Gewässer flossen" (93). Die Tiere regen sich: die Vögel „locken" (33); die Lerche „schlägt im Felde" (99); Raben „krächzen" (126); „goldne Schmetterlinge schlugen froh die Flügel" (3); Nachtigallen suchen sich (159); die Schmerlen tanzen im Bach (161); die Bienen schweben (219); die Mücken tanzen (219); die Spinnen weben (219); jedes Vöglein „hüpft und singt und heckt" (247); Vögel „schwanken im Traum" (39).

Die Bewegung wird oft nur durch das Verb oder die Präposition angedeutet, die zugleich eine bestimmte Richtung angeben: der Abend „taut nieder" (107); der Mond „schaut herunter" (171); das Lied der Lerche „tönt herab auf seinen Pflug" (179); „duftende Jasminen umfloß der Morgentau" (105); „durch den Busch ertönte mein Gesang" (132); „wie durch den Hain die Lüfte so rein" (104); „herab auf Veilchen Äpfel winken" (219); „wenn rot und gelb (der Apfel) durch die Blätter winkt" (219); Nebel, „der rund um Haus und Hof und Bach und Nußbaum hängt" (219); „um frischen Klee die Bienen schweben" (219); der Mond „sieht mild herab auf dich und mich" (229); „um Gräber nur sich Veilchenkränze winden" (240); Linde, „die du so bang den Abendgruß auf mich herunter wehest" (254); „läßt auf kühles Grab dein Zweig die Blüte fallen" (254); „tönt von dir herab das Lied der Nachtigallen" (254); „trägst empor die Blütendüfte" (254); der West „umwallt Berg' und Gründe" (254).

Das Ohr vernimmt die heimlichen Geräusche in der bewegten Natur, und zwar besonders die undeutlichen Geräusche wie „Rauschen" und „Flüstern": es rauscht im Hain (21. 53); es rauscht in den Bäumen (39); „du Linde rauschest ganz allein in atemlose Schauer" (254); „leise rauschen Baum und Fluß" (229); das „Quell-Geräusch" (232); „im Geflüster junger Maien" (21); die Weiden flüstern (48); „Nachtgeflüster" (171); „das Flüstern im Kastanien-Hain" (232); „Winde flüstern dumpf und bang" (159. 245); „Geflüster" der Winde (159), der Linde (254). Oder das Bächlein „murmelt" leise (50. 53). Der Wald hat undifferenzierte Töne:

„des Waldes laute Melodie" (240); „im Herbst des Haines Lied verhallt" (216). Undifferenziertes Geräusch bezeichnen die Substantiva „Geflüster" (21. 159. 171. 254), „Getöne" (3). Leise Geräusche überwiegen (33. 50. 209. 229). Laut ist der Wind, er „heult" (126) oder wieder mit Betonung der Bewegung und Richtung „die Stürme heulten auf mich zu" (59). Donnerlärm wird gedämpft: „nahende" Gewitter kommen in „bangem" Zug (21) oder „rollten aus der Ferne" (59). Der Gesang der Vögel wird selten näher charakterisiert: die Raben „krächzen" (126); die Lerche (99) oder der Fink (115) „schlägt". Sonst genügt das einfache „Singen" (53. 86. 170. 227. 243), „Gesang" (56. 238), „Lied" (91. 179. 229. 254). Nur in 104 sind die Vögel „laut", in 33 „locken" sie.

Aus der Richtung auf das Bewegte, Tätige in der Natur erklärt sich auch wieder das besondere Gefallen an den Tages- und Jahreszeiten, die der Anfang, die Vorbereitung sind: Morgen und Frühling. Der Reiz des Morgens berührt die Sinne als „Morgenlicht" (126), „Morgenschein" (3), „Morgenrot" (41), „Morgenglanz" (159), „Morgensterne" (234), „Morgenstrahl" (121), „früher Sonnenstrahl" (42), „Morgenstunden am purpurroten Himmel" (161), „Morgenwind" (229), „Morgentau" (105), „Morgenluft" (240), „Morgen-Schimmer" (95), „Morgen-Duft" (109), „Morgen-Wonne" (33). Der „Frühling" (3. 42), der „Lenz" (3. 93. 101), der „Frühlingsmond" (173), der „junge Mai" (93) wirkt als „Frühling-Atem" (33), „Frühlings-Hauch" (240. 254), „des Frühlingswindes Beben" (37), „Maienlicht" (101. 161), „des Maien Wunder" (161). Der Herbst wird selten genannt (115. 173. 219), der Winter bis auf 247 nur vergleichsweise (126. 209), der helle, heiße Sommer höchstens in 86. In der Bevorzugung dieser Tages- und Jahreszeiten wirken noch nach die anakreontische Vorliebe für den Morgen und Frühling[4]) und die Neigung des empfindsamen Dichters zum Zarten, Gedämpften.

In der neuen Behandlung der Natur kann Jacobi mit Matthisson verglichen werden. Auch Matthisson setzt die einzelnen Faktoren der Natur in Bewegung, läßt sie in umrißlosem Licht verschwimmen und in undifferenzierten Geräuschen untergehen. Indessen bezieht sich die Parallele nur auf das äußere Bild. Matthisson fehlt die Seele, die Einheit des Gefühls, die die äußeren Erscheinungen der Natur zusammenhält und beseelt. Die Teile sind wahllos aneinandergereiht, ohne daß sie eine Einheit bilden. Die Bewegung ist äußerlich, nicht seelisch-lebendig. Naturstimmung und menschliches Gefühl verwachsen nicht miteinander. Er läßt das Erlebnis nicht die ihm gemäße Form finden, sondern wählt willkürlich aus dem vorhandenen sprachlichen und

[4]) s. Kammerer, Friedrich Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Bln. 1909. S. 48. 50.

metrischen Allgemeingut. Die Wärme fehlt ihm, weil er nachahmt, anstatt eigenes Empfinden darzustellen[5]).

Mensch und Natur stehen sich nicht getrennt gegenüber. Der Mensch fühlt sich nicht abhängig von einer übermächtigen Natur, noch erhebt er sich über die dienende Natur. Das gleiche Grundgefühl eint Natur und Mensch. Leben in der Natur und Erleben der Seele bleiben nicht jedes für sich, schwingen nicht nur parallel nebeneinander, sie gehen vielmehr ineinander über. Nicht Natur an sich und nicht menschliches Gefühl an sich bilden das Thema, sondern das Gefühl löst sich in Naturstimmung auf, und die Naturstimmung schwingt im Gefühl weiter. Das Gefühl fängt die Eindrücke auf, in denen es weben und atmen kann, und das landschaftliche Motiv rührt das Gemüt.

Die Wandlung in der Auffassung von Liebe und Natur gegenüber der Anakreontik, die Verschmelzung von Natur- und Liebesgefühl wird am deutlichsten in den neuen Liebesliedern[6]).

Die anakreontischen Liebesgedichte gehen nicht von der eigenen Erfahrung aus, sondern, losgelöst vom Ich, setzen sie überkommene Motive, konventionelle Formeln und Ausdrücke zusammen. Wenn Jacobi in der Frühzeit das Cliché durchbricht und

---

[5]) Jacobi und Matthisson haben sich persönlich gekannt. Am 2. Okt. 1801 erzählt Jacobi Pfeffel von einem Besuch Matthissons (Schoell S. 52), desgleichen am 28. Dez. 1804 (S. 71). Matthisson liefert Beiträge für Jacobis Iris, so im Febr. 1802 die „Heldenskolie" und einige Stücke aus dem Nachlaß Gotters (Brief von Matthisson an Jacobi im Goethe-Schiller-Archiv Weimar). Jacobi bedankt sich am 25. d. M. (Brief im Staatsarchiv Zerbst; abgedr. in: Matthisson, Friedrich von: Literarischer Nachlaß. Bln. 1832. Bd. 4. S. 32). Das Stadtarchiv Freiburg besitzt einen Brief Matthissons an Jacobi vom 27. (?) Nov. 1802, in dem er ihn um zehn seiner besten Lieder für eine beabsichtigte Blumenlese bittet; die Staatsbibliothek Berlin bewahrt ein undatiertes Brieffragment Jacobis an Matthisson. Matthisson setzt Jacobi als dem Dichter, „der von den Grazien jede Miene belauscht hat", in seinen Schriften bei der Beschreibung der Rheinfahrt 1786 ein Denkmal (Matthisson, Friedrich von: Schriften. Zürich 1825—29. Bd. 2. S. 110).

[6]) Die Verbindung des Dichters mit der Natur kommt auch in der Prosa der Zeit zum Ausdruck, so in einer Stelle des Tagebuchs vom Sommer 1774 (im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi, Saarbrücken): „Dann betrachtet' ich zum letzten Male die schöne Gegend, mit der ich, binnen acht Tagen, so vertraut geworden war, daß jeder Baum, in der Näh und in der Ferne, wenn ich ihm einen Gedanken, ein Gefühl oder etwas von meinen Träumen sagte, mich zu verstehen schien. Ich dankte den Bergen und Wäldern, und dem Wupper-Flusse für ihre Gesellschaft, für jeden Morgen- und Abendgruß, den sie mir zugewinkt, zugeweht, oder zugerauscht hatten." Auf ähnlicher Gefühlsbasis steht ein Brief an Sophie von La Roche (vom 10. Juni 1779 bei Hassencamp S. 209): „Die Farth auf dem frischen Wasser frischte meine Seele auf; ich weidete mich an den Weinbergen und Kornhügeln und Felsenschlössern umher, zeichnete, so gut ich konnte, verschiedene Gegenden, ruderte dann und wann, sah die goldnen Abendwolken am Himmel, und ihren Wiederglanz am Rhein, wie der Glanz (auch hier Empfänglichkeit für den Glanz des Lichts) immer schwächer und die 7 Berge immer dunkler und feierlicher wurden, kurz, ich hatte meine Lust an allem."

bei aller Abhängigkeit in der Technik hier und da ein subjektives Element, ein persönliches Erlebnis zum Ausdruck bringt, dann bleibt dieses Erlebnis doch noch in der Reflexion befangen, s. vor allem das Selinelied (Werke 1770. I. 181), „Venus im Bade" (186, Strophe 5 und 7), „An Belindens Bette" (110), „Belinde" (223). In den reifsten Liedern der neuen Epoche fällt jede Bildungskonvention, jede Reflexion ab, und das Gefühl wird unmittelbar Ausdruck. Die anakreontischen Lieder reihen Begriffe und Vorstellungen aus dem Bereich der Liebe, Einzelbeobachtungen aus dem Bereich der Natur aneinander. Die Motive bleiben eben Einzelmotive, abgezogen aus dem Geistes- oder Sinnenleben. Die neuen Lieder fühlen Natur und Liebe in einer Einheit. Sie geben die Bewegung der Seele wider und sind selbst Bewegung. Die anakreontische Dichtung ist gewollt, sie ist bloße Phantasie, die neue Poesie dichtet aus dem Erlebnis heraus, von dem sie recht eigentlich das Leben hat. Das meinen Jacobis Worte im Vorwort zum dritten Bande der Sämtlichen Werke S. VIII: „. . da ich die jedesmalige Stimmung nicht am Schreibtisch holte, sondern an denselben mitbrachte und nicht erdichtet, sondern, was in mir vorging, dichterisch ausdrückte, wozu eine minder fruchtbare Einbildungskraft hinreichend war". Und noch deutlicher und mit dem Bezug auf die Geliebte drückt er sich in einem Brief an ihren Bruder aus[7]): „Caroline hat mich aus einer phantasierten Welt in die würkliche herunter gezogen, hat mich gelehrt, an Statt der Griechischen höhern Grazien deutsche Einfalt und Wahrheit zu suchen".

Das Erlebnis, aus dem die neuen Liebeslieder herauswachsen, ist die Liebe zu Chloe, seiner Cousine Caroline Jacobi (1755 bis 1833), Tochter des Generalsuperintendenten Johann Friedrich Jacobi (1712—91) in Zelle. Jacobis Empfindung für diese Chloe ist aufrichtig, warm, ja leidenschaftlich. Gleim gegenüber schildert er sein Gefühl[8]): „Mein Versprechen muß ich ihr halten, oder ich komme darüber um" (16. Jan. 1776); „Sie versicherten neulich, Sie hätten nie mit heftiger Leidenschaft geliebt. Ach! Da haben Sie nicht empfunden, was das ist, wenn einem beständig das Herz pocht, immer das Blut wallt, und die Sehnsucht einen verzehrt!" (4. Febr. 1776); „Ich sagt' Ihnen, welch ein Unterschied sey zwischen Ihnen, der Sie von Jugend an, im Zirkel von Musen und Freunden, über die Liebe siegten, und mir, dessen Herz alle Gewalt derselben empfindet. Wo ist der Mann, welcher ein Mädchen mit Leidenschaft liebt; von ihm getrennt wird; Tag und Nacht sich hinsehnt nach der Einzigen; u. dabey froh und heiter ist?" (17. Mai 1776); „Allen blutet das Herz, wenn sie sehen, wie ich in mir selber mich verzehre, wie meine Kräfte verwelken, meine Freuden gestorben sind" (24. Mai 1776); „Die bloße Ahndung meines vereitelten Hoffens setzte mit in die grausamste

[7]) 21. Febr. 1776, im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[8]) Briefe im Gleimhaus Halberstadt, Arch.-Nr. 53.

Lage. Mein Herz pochte mir unaufhörlich, mein Blut wallte, wie Feuer, alle Pulse jagten, alle Nerven waren gespannt, keine Ruhe bey Tag und Nacht, Ekel vor meinen liebsten Speisen, lauter schreckliche Bilder, und die ganze Welt in meinen Augen ein Grab. Ach! Sie wissen, daß ich sonst, in meiner unbesorgten Frölichkeit auf würklichen Gräbern meine besten Lieder sang, wie die Kinder, welche sich den Kirchhof zum Spielplatze machen, über die Todtenhügel wegspringen und lachen und tanzen" (an Carolines Bruder, 21. Febr. 1776); „Caroline hat mich aus einer phantasierten Welt in die würkliche herunter gezogen, hat mich gelehrt, an Statt der Griechischen höhern Grazien deutsche Einfalt und Wahrheit zu suchen und zu schätzen, hat mir zum ersten die Liebe eingeflößt, die sich ein Hüttendach wünscht. Seitdem ich näher das gute Mädchen kenne, bin ich getreuer der Natur und glaube wahrhaftiger an den Gott, welcher sie und mich erschuf, an unsern Gott, den Zeugen unsers Bündnisses, dessen Nahme jedem von uns beiden die Sicherheit leistet, daß keiner von dem andern sich trennen kan, bis er selber uns abruft. Durch meine Freundinn hang' ich an allem Guten und Schönen. Ihr Gutes und Schönes hangt wiederum an mir. Indem wir uns die Hand bieten, gehen wir, als bessre Menschen, durch dis Leben und getroster zum Himmel" (ebda). Gleim setzt solcher Leidenschaft ein trockenes: „Sie hätten nicht so starr immer nach Zelle hinsehen sollen; man muß sich nicht spornen, wenn man schon läuft" entgegen[9]). Einzelzüge aus dem Wesen der Geliebten — nicht von ihrer äußeren Erscheinung — werden gestreift: „Das Mädchen ist sparsam erzogen, gewohnt an schlechte Kleidung, fern von Zerstreuungen und von kostbaren Ergötzlichkeiten, in der Stille aufgewachsen, liebt mich über alles, hat einen standhaften, festen Charakter, die Seele voll Wahrheit, und alles, was nöthig ist, um mit einem Manne, der wenig hat, vergnügt zu leben" (16. Jan. 1776); „die gute Caroline ist mein Engel gewesen; sie hat neuen Muth in meine Seele gebracht" (17. Jan. 1776); „O, ich hab' Ihnen lange noch nicht genug gesagt von dem guten Mädchen! dem einzigen vielleicht, dessen muntres, standhaftes Gemüth dem meinigen aufhelfen, dessen Geist den meinigen recht verstehen, und dessen reine, wahrhafte Seele mich beruhigen kann!" (3. Febr. 1776); „Sie ist aufrichtig fromm, und würde sich der Sünde fürchten, denjenigen zu tödten, welcher voll Zutrauen ihr alles, was er ist, dahingab" (an Carolines Bruder 21. Febr. 1776). Eine dauernde Verbindung scheiterte an Jacobis mißlichen Vermögensverhältnissen. In den Briefen an Gleim steht nach 1778 nur noch ein einziger Satz über die Liebe zu Chloe. In dem Brief vom 4. Nov. 1782 über das Lied „Sagt, wo sind die Veilchen hin" (III, 51) klagt er: „viel, sehr viel ist mir abgestorben, das zur Freude meines Lebens gehörte Eins nach dem andern gieng dahin, wie die Veilchen, die Rosen, der

[9]) Brief vom 5. Nov. 1776 auf der Univ.-Bibli. Freiburg. Hs 431, c. I.

Bach und die Liebe, das Mädchen that mir am wehesten." Näheres über ihre Beziehungen s. bei Manthey-Zorn S. 26 ff.[10]). Jacobis Briefe an Chloe[11]) sind arm an Tatsacheninhalt, in leichtem Plauderton erzählen sie aus dem täglichen Leben des Dichters. Sie geben jedoch einen reizvollen Einblick in sein Gemütsleben. Die Leidenschaft, die er gegen Gleim äußert, dämpft er vor Caroline zu sanfter Empfindung, zu „zärtlicher Freundschaft" herab: „kommen Sie und empfangen den zärtlichsten Kuß für Ihre Nachricht . . .. hier sehen Sie meine, unter zärtlichen und mitleidigen Thränen, gleich nach Empfang Ihres Schreibens aufgesetzten Empfindungen" (12. März 1774): „von meinem Zellischen Abschiede kein Wort! Meine letzten Thränen haben das alles gesagt" (26. Nov. 1774): „die Luft ist wärmer, die Sonne steht höher, bald grünt es, die ersten Blumen, die Schnee-Glöckchen, sind da, nächstens wagt sich ein Veilchen hervor, dann mehrere, und dies alles empfind' ich wieder seit gestern Morgen. Ein schöner, lieber Morgen war es — Haben Sie Dank, meine Freundinn! Sie wissen, warum der Morgen so schön war!" (10. März 1776). Die Briefe lassen das allgemeine Leben erkennen, das die Lyrik schafft, das Einzelerlebnis, das das Lied heraustreibt, bleibt meist verborgen.

Aus der Zeit des Liebesglücks stammen die Gedichte „Nach dem Französischen" (21), „Frohsinn" (24), „Morgenlied" (33), „Der erste Kuß" (35), „An Chloen" 1—4 (36. 37. 39. 41), „An die Hirten" (42), „An Chloen" 1—4 (53. 56. 57. 59), „Die Heimat" (86), „Der Ring" (89), „Sehnsucht" (91), „Der Sommer-Tag" (104), „An Chloen" (107) und einige Lieder in der Iris; aus der Zeit des Leidens und des Verzichts „Erinnerung„ (85), „Trauer der Liebe" (159), „Die Perle" (161), „An die Nachtigall" (170), „Klage" (171), „An . . ." (178), „An die Liebe" (218), „In der Mitternacht" (245). Diese Gedichte aus dem persönlichsten Gefühlsleben sind persönlich, echt und neu und tragen die oben beschriebenen Wesenszüge. Sie sind es aber nicht durchweg. Der Dichter kann sich von dem Überkommenen nicht ganz befreien. Anakreontische Elemente schieben sich ein, und Reflexionen drängen vor, und zwar die ersteren stärker in den Liedern vom Liebesglück, die letzteren stärker in denen vom Liebesleid.

Ich möchte bei jedem einzelnen der oben genannten Liebesgedichte die Spuren des Alten und des Neuen in Jacobis Poesie verfolgen.

---

[10]) Der Verfasser fußt auf Briefen Jacobis an Gleim, die das Gleimhaus Halberstadt (Arch.-Nr. 53) bewahrt.

[11]) datiert vom 12. März, 14. Aug., 26. Nov. 1774, 5. März, 12. März, 26. Mai, 29. Juni, 20. Juli, 8. Sept. 1775, 10. März 1776, 2. Febr. 1777 (dazu ein Brief vom 7. März 1781 an den Vater Carolinens), im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Fritz Jacobi in Saarbrücken. Seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich außer der Einsicht in die Briefe die Mitteilung, daß Caroline Jacobi zeitweilig Vorleserin bei der Königin von England und zuletzt Vice-Domina des Klosters Heiligenroda war.

Das dritte Lied aus dem ersten Zyklus „An Chloen“ (39)[12]) ist das schönste und einheitlichste der neuen Liebeslieder. Die Details der Natur werden flüchtig erhascht („die Wälder“; „der Himmel, ich bitte, von Wölkchen wie leer! Der Mond in der Mitte, die Sternlein umher! Der Himmel im glatten, umdämmerten Quell! Dies Plätzchen im Schatten, dies andre so hell!“ „dies Wanken, dies Zittern der Blätter im Teich“). Die Natur ist von geheimnisvollen Kräften belebt, von Stimmung lebendig. Der Dichter sieht die äußeren Tatsachen und Vorgänge der Natur nicht klar vor Augen, er kann sie nur als fühlendes Ich auffangen, und dabei werden sie ihm gleich zu Stimmungen („es neigen die Wälder sich dir“; „alles mit Schweigen“; „umdämmerten Quell“; „im Schatten der Liebe dich lockendes Glück“). Der Mensch redet die Natur nicht an, sondern sie spricht sein Herz an. Er spezialisiert nicht in Einzelheiten („die Wälder“; „alles“, „dies Plätzchen . . . dies andre“; „im Schatten“; „auf jeglichem Baum“), in jedem Einzelnen atmet das Ganze. Natur und Liebesgefühl schwingen sympathetisch miteinander. Die schweigende Landschaft erwartet die Geliebte, im Schatten flüstert „der Liebe lockendes Glück“, es wankt, schwankt und zittert in der Landschaft wie in der liebeserregten Seele. Der Aufbau, der Gang des Gefühls sind ähnlich wie in Goethes „Mailied“. Zuerst ist der Dichter der Natur zugewandt, seine Liebe erfühlt die Stimmung der Natur, und diese leitet ihn dann auf sein Liebesfühlen zurück, er empfindet den Gleichklang zwischen Seele und Landschaft. Hier bleibt Jacobi stehen, während Goethes Gefühl weiter zu der Geliebten hindringt. Die Benennung der Geliebten mit „Liebchen“ ist unanakreontisch, findet sich aber häufig bei Goethe. Das Bild von den Bäumen, die sich vor der Geliebten neigen, verwendet Jacobi schon in dem „Körbchen“ (Werke 1770. I, 219): „Nun verweilt die Schäferin unter jenen hohen Zweigen; o wie werden sie sich neigen zu dem holden Mädchen hin“. Goethe braucht es in „Die Nacht“ des Leipziger Liederbuches: „Und die Birken streun mit Neigen ihr den süßsten Weihrauch auf“. Klopstock hat in der Ode „Friedensburg“ eine ähnliche Situation vor Augen: „Sieh des schattenden Waldes Wipfel. Sie neigen sich. Vor dem kommenden Hauch lauterer Lüfte? Nein, Friedrich kömmt in den Schatten! Darum neigen die Wipfel sich.“ Das Bild ist Petrarcas Canzone auf die Quelle von Vaucluse „Chiare freschi e dolci acque“[13]) entnommen.

Ähnlich wie in diesem Gedicht erscheint die Natur in 104: „Der Sommer-Tag“[14]). Das Auge sieht nicht scharf zu, der Ver-

[12]) in: Iris. Bd. 8. St. 3. S. 960.

[13]) Petrarca, Francesco: Rime. Straßbg. (Bibl. Romana. 12–15). Nr. 126.

[14]) in: Iris. Bd. 7. St. 1. S. 560; nach Friedländer Bd. 2. S. 208 mehrfach komponiert, u. a. von Reichardt, Mendelssohn und Franz.

Nach Friedländers Statistik über die Liedkompositionen des 18. Jh. (Bd. 2. S. 502. 590) ist Jacobi 86 Mal in Musik gesetzt worden, am häufigsten (29 Mal) von Johann Friedrich Reichardt.

stand erfaßt das Gesehene nicht in bildmäßiger Deutlichkeit („Feld und Au"; „die Pflanzen umher"; „durch den Hain die Lüfte"; „im hellen Sonnenstrahl"). Die Einzeldaten erhalten Zusammenhang nicht durch ihr räumliches Nebeneinander, auch nicht etwa durch die willkürlich summierende Phantasie des Dichters, sondern sie haben inneren Zusammenhalt im Gefühl, in ihrer Gefühlswirkung — eben als Sommerfreude. Die Außenwelt lebt in dem Gemüt als Stimmung („so blinkend im Tau"; „perlenschwer"; „Lüfte so rein"; „die süßen Vöglein laut"), als Gefühl, bereichernd durch ihr bloßes Dasein. Das Gefühl der Situation faßt mit den Einzelheiten aus der Natur das innere Leben. Das augenblicklich von der Liebe erregte Gefühl treffen flüchtige Bilder, deren sachlicher Inhalt hinter dem seelischen verschwindet. Wie eng Jacobis Liebeslyrik mit seinem Gefühl verbunden ist, daß sie nicht Fiktion, sondern wirkliches Herzenserlebnis ist, zeigen Stellen aus Jacobis Briefen an Gleim[15]), die in Gedanken, Gefühlen, ja in Ausdrücken mit Gedichtstellen übereinstimmen. So preist ein Brief vom 27. Mai 1776 das Glück im Kämmerchen der Liebsten ähnlich wie das Lied: „Kein Mensch und kein Gott kann mir helfen, oder er muß mich hinbringen zu ihr, zu der Einzigen, in deren dunklem Cämmerchen, an ihrem Krankenlager, ich alles Sonnenlicht, alle Rosen und Nachtigallen vergaß, und keinen Ort auf der ganzen Erde mir gedachte, schöner und lieber, als diesen". — Das in sich geschlossene Gedicht hat einen besonders lebhaften Ton durch die impressionistischen Ausrufe. Daß das von Goethe in seine Werke übernommene Lied Jacobi angehört, steht längst fest[16]).

„An Chloen" (107) trifft unmittelbar die subjektive Empfindung der Gegenwart. Die Liebe, die Freude liegen nicht in der Begrifflichkeit der an Substantiven überreichen Sprache, sondern in ihrer inneren Bewegung, in der Spontaneität der Ausrufe, im Rhythmus. Die Natur tritt hinter der lebhaften Liebesfreude zurück, sie schwingt aber leise mit („süßes, zärtliches Umfangen, wenn der Tag am Himmel graut; heimlich klopfendes Verlangen, wenn der Abend niedertaut! Wonne dort auf allen Hügeln, Wonn' im Tal und Jubel hier!"). In den beiden letzten Strophen kühlt sich die Erregung zu ruhigem Denken ab. Ein Leben mit der Geliebten in der Hütte stellt sich Jacobi wie in diesem Gedicht in einem Brief vom 16. Jan. 1776 vor: „. . . hab' ich einem Mädchen ewige Treue gelobt, die ich noch keiner gelobte, habe versprochen, ihr eine Hütte zu verschaffen, in welcher wir zusammen, in der größten Einfalt wohnen, und ein Bißchen Brodt essen könnten"; sie hat „alles, was nötig ist, um mit einem Manne, der wenig hat, vergnügt zu leben"; die 4. Strophe von dem Neider und dem schreckenden Lüftchen bezieht sich auf die

[15]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.
[16]) s. u. a. Düntzer, Heinrich: Goethes lyrische Gedichte. 2. Aufl. Lpz. 1876. Bd. 2. S. 123.

oft beklagten Hindernisse ihrer Liebe (in diesem Brief und öfter); der Satz der letzten Strophe „ruhig schweben wir zusammen, Liebchen! Liebchen! himmelauf" entspricht dem Satz aus dem Brief an Carolines Bruder (21. Febr. 1776): „Indem wir uns die Hand bieten, gehen wir, als bessre Menschen, durch dies Leben und getroster zum Himmel".

In „Der erste Kuß" (35)[17]) wird die Ursprünglichkeit durch das Perfekt gedämpft, und doch gibt das graziöse Lied das Erlebnis empfindungsnah wieder. Trotz der grammatisch präteritalen Form spricht der Dichter seinen gegenwärtigen Zustand aus. Gegenüber den Goetheschen Liebesgedichten erscheint das Lied gedämpft: Jacobi stellt sein Gefühl und seine Erregung dar, bei Goethe stellen Gefühl und Erregung sich selber dar. Zu dem leisen Ton stimmt der symmetrische Aufbau: zwei gleichwertige Strophen faßt die abschließende dritte zusammen. Die Anrede „liebe Chloe" entspricht anakreontischem Gebrauch. Es ist das Verlobungsgedicht für Caroline. Am 17. Jan. 1776 schreibt Jacobi an den Freund nach Halberstadt: „wenn ich sie wiedersehe, sie, die ich nicht im Rausche der Leidenschaft, sondern nach einer Prüfung von zwey Jahren, mir erwählte! (hierzu stimmt die zurückhaltende Stimmung des Gedichts). Im letzten December erst hab' ich mit ihr mich so verbunden, daß ich, ohne Verbrechen, ohne Meineid, sie nicht verlassen kann. Dies, mein Bester, weiß außer meiner Caroline und mir, und Ihnen, keine menschliche Seele." Das Gedicht hat Matthisson in einem Gedicht „Liebespein" 1778 nachgeahmt[18]). Während Jacobi leise, zart und gegenwartsnah das Gefühl sprechen läßt, sucht Matthisson betonte Worte: „die Langersehnte", „geheimen Zauberzug", „mir entgegen schlug", „Himmelsträume", „und mir schlug dieses Herz allein!", „da drückte heiß sich Mund an Mund"; die Vergangenheit bezeichnet nicht nur die grammatische Perfektform, sondern auch das einleitende „als ..." das zeitlich unbestimmte „wenn ...".

Das Chloegedicht 37[19]) trägt alte und neue Wesenszüge zugleich. Die beiden ersten Strophen sind anakreontisch: die Wangen der Geliebten sind zart wie Rosenknospen vor der Blüte,

---

[17]) in: Iris. Bd. 5. St. 1. S. 76. Voß lobt es in einem Brief an Gleim vom 9. Okt. 1776: „Ich kenne nichts Schöneres. Lauter reine Empfindung, ganz ohne Schlacken des Staubes, wie die Seele eines Kindes, durch den Äther hinwallend, bis sie der Himmel aufnimmt: Und geschlossen war der Bund. Mich deucht, viele unsrer neuen Liedersänger, denen es nicht an Genie fehlt, verlieren sich von der edlen Einfalt der Natur und schwelgen zu sehr in Nebenausbildungen" (Voß: Briefe. Bd. 2. S 258; abgedr. bei Martin S. 33. Anm. 45. Nach Friedländer Bd. 2. S. 208 mehrfach komponiert, u. a. von Reichardt und Haydn. Aufgenommen in: Allg. Blumenlese Th. 5. S. 44.

[18]) Matthisson, Friedrich: Gedichte. Hrsg von Gottfried Bölsing. Tüb. 1912—13. Bd. 1. Nr. 24.

[19]) in: Der Teutsche Merkur 1777. Apr. S. 9 unter der Überschrift „Der Kuß", unterzeichnet mit der von Jacobi öfter gebrauchten Chiffre „T . . s".

Liebesgötter haben ihre Lippen küssen gelehrt. Dann aber bricht die innere Erregung sich Bahn. Der Kuß wird als Bewegung empfunden. Der Dichter sagt nicht „ich liebe", sondern die Liebe erregt sein Inneres, und diese Erregung wird erregte Sprache in den Goetheschen Worten „schweben", „Wonnedruck", „beben", „schleichen", „tausend Quellen", „tun sich auf", „rieseln", „fliessen mächtiger", „strömen hin". Die Bewegung wird in den beiden gedankenhaften Schlußzeilen abgekühlt. Sie erinnern an den Schluß von Goethes „Der wahre Genuß" aus dem „Leipziger Liederbuch": „Der Tod führt einst von ihrer Seite dich auf zum englischen Gesang, dich zu des Paradieses Freude, und du fühlst keinen Uebergang".

Ähnlich findet die Erregung des Gemüts ihren bewegten Ausdruck in einem Jacobi-Gedicht des Teutschen Merkur[20]): „wenn in Flammen lichterloh dir mein Herz entgegen eilt, glühend dir am Busen weilt, eins das andre fest umwindet, und der helle Tag verschwindet"; „o dich selber seh ich kaum, fühl in meinem süßen Traum nur ein Küssen, nur ein Drücken — weg von hinnen will's mich rücken — o wie selig! o wie froh!" Dieser erregte Satz ist in das einleitende und abschließende „Liebchen, ist dir's eben so?" eingespannt. Die Frage am Schluß beruhigt, hält aber die Bewegung nicht auf, sondern läßt sie leise verklingen. Dieses Lied ist im Merkur zusammen mit zwei anderen unpoetisch reflektierenden Liebesgedichten unter dem Titel „Ejaculationen eines Verliebten" mit der von Jacobi öfter verwandten Chiffre „T . .s" abgedruckt.

Das „Morgenlied" (33) hat in seiner ersten Strophe unverkennbare Ähnlichkeit mit Goethes „Mailied". Die Natur ist dieselbe: Höhen, Büsche, Blüten, Vögel, Morgen, Sonne, Hain. Sie setzt sich nicht aus rationell faßbaren Einzelzügen zusammen, sondern wie in dem Goetheschen Liede erhascht das Auge im Fluge Details aus der Gesamtheit lebendiger Kräfte („umglänzte Höhen", „leises Windes-Wehen", „frische, betaute Büsche", wallende Blüten, lockende Vögel, heraufstrahlende Sonne). Die Mannigfaltigkeit der Landschaft ist mit einem Blick umfaßt. Die einzelnen Objekte stehen nicht isoliert, sie sind vielmehr in eine bewegte Situation innerhalb des Gesamtzusammenhanges der Landschaft gesetzt. Der Dichter beobachtet nicht eine alltägliche Landschaft, sondern er fühlt die Stimmung einer verzauberten Landschaft (Wonne, lachende Morgen-Wonne). Das eigene Gefühl geht ganz in der Landschaft auf. In der zweiten Strophe ist das spontane Gefühl verebbt. Während bei Goethe durch das ganze Lied Natur und persönliches Liebesgefühl untrennbar miteinander schwingen, löst Jacobi die Liebe ab. Er betrachtet sie als objektive Macht. Goethe bleibt subjektiv, Jacobi wird unpersönlich, das „Ich" spielt keine Rolle. Ganz Reflexion ist die dritte Strophe.

[20]) 1778. 3. Viertel. Sept. S. 199.

eine allgemein gültige Überlegung über die Liebe, ohne Beziehung zu eigenem Erlebnis. Stilistisch erinnert die erste Strophe an Goethes Lied durch die Ausrufe, den doppIten Wie-Ruf. Die reflektierenden anderen Strophen haben keine Ausrufe, sondern geregelte Sätze.

Das erste Lied des zweiten Chloe-Zyklus (53) verbindet die Natur in den aus der Anakreontik gewohnten Details mit dem Liebesgefühl. Naturgefühl und Liebesgefühl durchdringen sich aber nicht, sondern die menschlichen Empfindungen werden der Natur übertragen. Leben und Stimmung in der Natur und Empfindung des Herzens gehen nicht ineinander über, schwingen aber doch in Harmonie miteinander, das Wehen in der Natur bietet die Parallele zum Erleben des Innern („die ersten Lerchen sangen, da küßt' ich deine Wangen"; „die Bäche priesen mich und murmelten vertrauter"; „Blumen . . . empfanden und küßten schwesterlich sich meiner Chloe wegen"; „lachend blinkten die Sterne noch und winkten"). Ähnliches war schon in anakreontischen Liedern anzutreffen, nur gelingt Jacobi jetzt eine stärkere Verlebendigung der Einzelerscheinungen („die Haine rauschten"; „die Bäche murmelten"; „Epheuranken fingen in süßer Irre sich an zu regen"; „sie bebten mir entgegen"; „Blumen hauchten mir entgegen"; „vereinte Wölkchen malten den Himmel"; „umstrahlten sich"; „lachend blinkten und winkten die Sterne").

Das Perfekt dämpft die Unmittelbarkeit des zweiten Liedes (56)[21]). Es geht noch mit anakreontischen Begriffen um: Zephir, Nachtigallgesang, Grün der Weiden, Haine. Begriff und Wort „Schauder" sind der Anakreontik vor Klopstock fremd gewesen. Die Liebe wird als Bewegung empfunden („meine Seele schwebte küssend zu der deinen hin"). An diese Zeilen erinnert in Friedrich Leopold Stolbergs „Das Wiedersehen"[22]) die Wendung „schwebte im Seelenflug um meine Seele".

Zu diesen Liedern des Liebesglücks im 3. Band der Sämtlichen Werke gehören noch einige dort nicht mit aufgenommene Lieder in der Iris.

Die beiden ersten Lieder der zweiten Chloe-Gruppe (53. 56) stehen zusammen mit dem ersten Lied des anderen Zyklus (36) und zwei anderen Gedichten in der Iris unter der Überschrift „Tyrsis"[23]). Die Verfasser-Angabe fehlt. Daß die beiden in Jacobis Werke nicht aufgenommenen Lieder von ihm stammen, ergibt nicht nur die Zusammenstellung mit den bestimmt ihm

---

[21]) Unter der Ueberschrift „Der Kuß" mit einer französischen Uebersetzung im „Ueberflüssigen Taschenbuch" für 1800. S. 164.

[22]) Stolberg, Christian und Friedrich Leopold Grafen zu: Gedichte. Hrsg. von Heinrich Christian Boie. Lpz. 1779. S. 135. Es stammt aus dem Jahre 1775. Stolberg scheint an dem Gedicht Jacobis besonderen Gefallen gefunden zu haben, in einem Brief an ihn vom 15. Sept. 1783 nennt er es „das süßeste der Liedchen" (Martin Nr. 18. S. 79).

[23]) Bd. 5. St. 2. S. 147.

zugehörigen Gedichten. Thema, Einzelmotive, inneres Leben, Sprache sind jacobisch. In beiden singt der Dichter von seiner Liebe zu Chloe. Diese Liebe erfüllt ihn ganz, die Geliebte gehört ihm ganz wie in anderen Chloe-Liedern („überall; zu jeder Stunde"; „bis in den Tod" (Nr. I der Gruppe), „ihr Atem mir das Leben einer ganzen Schöpfung ist" (IV); sie erquickt ihm Leib und Seele (II). Ähnlich heißt es in III, 56: „Ruhm und Glück und Erd' und Himmel, alles war in diesem Kuß" oder in III, 21: „Alles ist von dir erfüllt. Deinen Atem haucht die Nelke". Die Schilderung der Geliebten mit äußeren Kennzeichen erinnert noch an anakreontische Gewohnheit („mit dem schönen Rosen-Munde, mit dem glänzend braunen Haar, mit den Augen himmelblau"). Jacobi fügt aber für ihn typische innere Züge dazu („mit den reinen, holden Blicken"; „diese Töne voller Huld, dieses Lächeln, diese Grüße, dieser Busen ohne Schuld, diese Tränen, diese Küsse"). Liebe und Natur gehören zusammen (IV). Die Natur erscheint in den bei Jacobi üblichen Details (Morgen-Himmel, Sonne, Mond, Bäche, Blumen, Busch, Vögel, Lämmer, Rasen, Silber-Quelle). Die Einzelmotive sind nicht im Zusammenhang einer Landschaft gesehen, sondern in einzelnen flüchtigen Bildern aneinander gereiht. Alle Dinge sind in Bewegung („ihren Weg die Sonne nimmt"; „mit Sternen sich bekränzend still der Mond auf Bächen schwimmt"; „hervor die Blumen zittern"; „Tau die ersten Veilchen tränkt"; „bei fliehenden Gewittern"; „jede Frucht die Knospe bricht"; „des Himmels Glanz ermattet plötzlich") (IV). Einzelvorstellungen kehren ähnlich in anderen Gedichten wieder: „jeder Busch voll Perlen hängt" erinnert an III, 104: „wie Perlenschwer die Pflanzen umher"; „der Mond mit Sternen sich bekränzend" an III, 39: „der Mond in der Mitte, die Sternlein umher"; „der Mond auf Bächen schwimmt" an III, 234: „der Mond beschien die Bäche"; „bei fliehenden Gewittern" an III, 21: „in nahenden Gewittern".

Hierher gehört auch die „Elegie" aus dem 5. Iris-Bande[24]), die ich mit Manthey-Zorn (S. 67 ff.) übereinstimmend Jacobi zuweisen möchte. Das Gedicht läßt sich in zwei Teile gliedern: Darstellung der Natur und Darstellung des Liebesgefühls. Beide Teile verschmilzt die Stimmung. Der Dichter faßt diesmal nicht flüchtige Details aus einer unbestimmten Landschaft, sondern er hat ein bestimmtes Bild im Auge. Er sieht jedoch dieses Bild nicht objektiv, sondern legt der Landschaft seine Stimmung auf („langsam"; „hingebognen Büschen"; „ein Vogel singt ein verwaistes Lied"; „Blume ohne Schwestern"; „stiller Bach"; „das Lüftchen zittert") und fühlt aus ihr sein eigenes Fühlen zurück. Die Geliebte erscheint seiner inneren Vorstellung nicht in deutlicher Gestalt, sondern in flüchtigen Einzelheiten für Auge und Ohr („ihren Schatten schimmern sehen"; „ihre Spur"; „hören ihren Fußtritt"; „das Rauschen ihres Kleides").

[24]) St. 3. S. 249.

Das in der Iris auf die „Elegie“ folgende „Lied“[25]) scheint mir auch von Jacobi zu sein. Den Vergleich der Liebenden mit den sich liebenden Vögeln bringt ganz ähnlich III, 36. Der Weg der Vorstellung ist in beiden Gedichten derselbe. Der Liebhaber sieht die Vögel ihr Nest bauen, den beiden Fragesätzen in III, 36 entsprechen die beiden Ausrufesätze in „Lied“. Dann folgt in beiden Gedichten der Gedanke an die Liebe: „die Liebe tat's . . .“ (III, 36) — „sich ein Nest zusammenfügen lehrt die süße Liebe sie“ (Lied) und damit die Wendung zu dem eigenen Liebesgefühl. III, 36 schließt mit dem Gefühlsausbruch, während das „Lied“ sich zu dem allgemein-gültigen Satz „glaube nur, zufriednes Leben hat man leichter als man denkt“ zerdehnt. Dieses unpoetischen Schlusses wegen mag Jacobi das „Lied“ aus den Gesammelten Werken gestrichen haben. Die Details der Natur sind die bei Jacobi gewohnten (Vögel, grüne Zweige, Blumen-Auen, grüner Plan, Glanz des Sonnenlichtes, Mond, murmelndes Gewässer). Sie sind unverbunden, im Fluge erhascht. Den Gedanken der materiellen Genügsamkeit der Liebenden spricht auch „Frohsinn“ (III, 24) aus. Satzbau und Sprache gehören Jacobi an: die Wie-Rufe, die Interjektionen „wahrlich!“, „o“, die Anrede „meine Chloe“, das Attribut „süße“ Liebe. Das „Lied“ ist vor der „Elegie“ entstanden, wohl zur selben Zeit wie „Frohsinn“ und der erste Chloe-Zyklus (III, 36 ff.), als der Dichter trotz seiner schlechten Vermögenslage noch auf eine Vereinigung mit Chloe hofft.

In dieselbe Zeit gehört auch die „Elegie“ des 6. Iris-Bandes[26]), die ich gleichfalls Jacobi zuschreiben möchte. Sie hat die Jacobische Verbindung von Natur und Liebe, sie hat die üblichen Naturfaktoren (Rasen, Wäldchen, Bach, Lüfte, Hain, Sterne), die wie in den übrigen Chloe-Liedern ihren eigentümlichen Reiz auf Auge und Ohr ausüben (Wäldchen „schattenreich“; „dicksten Hain“; „blasser Sternenschein“; „Wiegenlied im Bach“; „der Lüfte Säuseln“). Die Einzelheiten sind wieder nicht als Landschaftsbild gesehen, sondern flüchtig aufgegriffen. Die unvollständigen, gefühlserfüllten Ausrufesätze erinnern stark an den „Sommer-Tag“ (III, 104).

„Im Herbst“ aus dem 8. Bande der Iris[27]) lehnt sich an das Volkslied an. Volksliedhaft ist das Thema vom Scheiden und Wiederkommen, sind die einzelnen Motive: Scheiden im Herbst, wenn die Natur leidet und scheidet, Blümlein aus den Feldern, Vöglein aus den Wäldern, das Vöglein klagt um den Scheidenden, der Liebhaber reist zum Liebchen. Volksliedhaft ist vor allem die Sprache. Die Sätze sind möglichst einfach und knapp, nicht immer grammatisch vollständig. Die einzelnen Worte und Wortformen entstammen dem Volksliede: „Blümlein“, „Vöglein“, „ade“,

[25]) St. 3. S. 251.
[26]) St. 1. S. 324.
[27]) St. 2. S. 888, mit der Unterschrift „T . . s“.

„blieben" für geblieben, „von dannen gehen", „kömmt", „fleucht", „nimmer", „schön Liebchen"; desgleichen die Wiederholungen: „wohin, wohin ich seh", „und singt und singt Ade" und die Verbindung der einzelnen Strophen durch Aufnahme der Schlußzeile einer Strophe in den Anfang der folgenden.

Auf dieselbe Quelle, das Volkslied, geht das „Lied" des Vossischen Musenalmanachs 1779[28]) zurück. Das Milieu bleibt unbestimmt, vage gezeichnet („Wir ziehen in mein Vaterland. Sind Bäum' und Blumen gnug darin, und Vögel fliegen drüber hin; ist alles so frisch, ist alles so voll! Kein Maler dies so malen soll!"; „wo Berg und Tal in Wonne stand; die Büsche grün, die Felder reich, die Wiese bunt, der Rasen weich"; „am Bächlein klar, im tiefen Klee"; „ein Nächlein hin und wieder floß"). Wieder lehnt sich die Sprache an die des Volksliedes an: die „zarte Lilienhand"; „wir ziehen in mein Vaterland"; „Liebchen"; „Herzliebchen"; „traut"; die Zeile „ist alles so bang im totigen Schein" entstammt der Romanze. Die volksliedhafte Unbestimmtheit wird durch das Fehlen des grammatischen Subjekts erhöht: „Sind Bäum' und Blumen gnug darin"; „ist alles so frisch, ist alles so voll"; „ist alles so voll, ist alles so schön"; „ist kein Bleiben hier"; „ist alles so schön, ist alles so traut"; „war dennoch so traut, voll süßester Lust"; „ist alles so bang"; „ist aller Orten schön und gut".

Das Gedicht „Aus dem Französischen" (21)[29]) erinnert an die andere Nachahmung aus der „Anthologie française" „Que ne suis-je la fougère". Das neue Lied ist gefühlsnäher. Für das „Wäre ich . . ." des alten tritt „ich fühle dich". Das erste Gedicht zählt eine lange Reihe der Anakreontik geläufige Naturdetails auf. Das zweite erfaßt das Leben um die Einzeldinge in der Natur („Welch ein Lispeln auf den Höhen"; „welch ein Säuseln um den Fluß") und fühlt den Einklang von Natur und Seele („es gleicht ihr banger Zug jenem Schweigen, jenem Zittern, als mein Herz an deinem schlug"). Der Mensch nimmt die Natur in seine innere Welt mit hinein („alles ist von dir erfüllt"; „deinen Atem haucht die Nelke"; „o ich fühl' im sanften Wehen, o ich fühle deinen Kuß"; „in der Nachtigall Gesang, im Geflüster junger Maien hör' ich deiner Stimme Klang"; „du . . . rauschest mir im finstern Hain, blickst herab von jenem Sterne, lachst mich an im Mondenschein, kommst in nahenden Gewittern"). Natur und Geliebte verschmelzen in eins. Die Hingabe an das Gefühl erlaubt kein minutiöses Sehen der Einzelheiten („auf den Höhen"; „um den Fluß"; „im Geflüster junger Maien"; „aus der Ferne"; „im finstern Hain"; „von jenem Sterne"; „in nahenden Gewittern"). Die beiden ersten Strophen gehören noch in die Schäferpoesie. Daß Blumenblätter bemalt werden, kommt in der Ana-

[28]) 1779. S. 163.

[29]) in: Iris. Bd. 1. St. 3. S. 89; nach Friedländer Bd. 2. S. 207 ist es mehrfach komponiert worden, u. a. von Reichardt.

kreontik öfter vor, bei Jacobi in dem Gedicht an die Karschin (Werke 1770. I, 52)[30]). Arthur Kutscher stellt in seiner Dissertation[31]) Jacobis Lied Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter" als in Versmaß und Grundstimmung gleich zur Seite. Das Versmaß ist dasselbe. Die Grundstimmung von Goethes Gedicht kehrt aber eher in Jacobis „Frohsinn" (24) wieder.

In „Frohsinn"[32]) gehört der Anakreontik an, daß der Dichter die Schäferinnen anruft, daß das Mädchen sich mit Rosen schmückt, wie Philomele singt, zum Tanzen und Küssen da ist. Auch die Bezeichnung „Mädchen" für Geliebte ist in der Anakreontik üblich. Das Attribut „liebes" Mädchen geht über Sprachgebrauch und Gefühl der Anakreontik hinaus. Die erste Strophe des Liedes ist unmittelbare Gegenwart, der Dichter erfaßt die Geliebte im raschen Hinsehen, nicht ihr äußeres Bild, sondern Details ihrer Bewegung, ihrer Tätigkeit, und damit Züge ihres inneren Wesens. Die Unmittelbarkeit äußert sich in den Ausrufen, in dem zweimaligen „wie!"", in dem zeitliche und örtliche Nähe bezeichnenden „wie da . . .". Die zweite Strophe wendet sich zur Überlegung, von dem Augenblick zum „Allezeit". — Daß das hier gezeichnete Bild von der Geliebten der Wahrheit entspricht, bezeugen die Briefe an Gleim. In dem Schreiben vom 16. Jan. 1776 lobt er ihre Genügsamkeit, in dem vom 3. Febr. ihr munteres Wesen.

Von ähnlicher Stimmung ist ein „An Chloe" überschriebenes Liedchen im Göttinger Musenalmanach[33]). Der Dichter sehnt die Geliebte herbei, um sie zu küssen. Die Erregung des Augenblicks weiß von der Geliebten nur einen Zug („Mädchen mit den schönen Wangen"), sieht die Natur nur im allgemeinen („dieses grüne Tal"). Das erregte Gemüt wird zum Klang in den knappen Ausrufen („Mädchen!"; „Welcher Jubel!"; „o", in dem doppelten „Jetzt": „kämst du jetzt gegangen, jetzt in dieses grüne Tal"). Zum Schluß ebbt die Bewegung in einem bildlichen Vergleich ab: „o wie flögen meine Küsse dir entgegen; meine Küsse sonder Zahl wie die kleinen raschen Bienen, wenn der Himmel sich erhellt und ein ganzer Schwarm von ihnen auf ein Blütenbäumchen fällt!"

Das Chloe-Gedicht 36 gehört der Anakreontik an. Anakreontisch ist der Vergleich der Liebenden mit den zärtlichen Täubchen, die leicht personifizierte Vorstellung der Liebe, der Begriff Tempelchen, die unpersönliche Natur („jene Schatten"; „jene

---

[30]) Christian Stolberg verwendet das Motiv noch 1778 in der Ballade „Der wahre Traum": „Sie nur malte fein und glatt meist sich auf ein Rosenblatt" (Stolberg, Christian und Friedrich Leopold Grafen zu: Gedichte. Hrsg. von Heinrich Christian Boie. Lpz. 1779. S. 244).

[31]) Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. München 1904.

[32]) in: Göttinger Musenalmanach. 1775. S. 191 und in: Originaldichter Bd. 2. S. 121.

[33]) 1775. S 175; abgedr. in: Kürschner, Joseph: Deutsche National-Literatur. Bd. 135. T. 1. S. 285.

Aeste“: „diese Haine“). Das Gefühl wird von den alten verstandesmäßigen Vorstellungen nicht berührt.

Auch „An die Hirten“ (42)[34]) schließt sich der Anakreontik an. Schäfer werden mit ihren Mädchen singend gedacht in der gewohnten Umgebung von Hügel, Weide, Blumen und nahem Wald. Unschuld, Treue, keusche Liebe und Tugend sind die gepriesenen Ideale. Abstrakta erscheinen personifiziert: „die Freude schwebt vom Hügel nieder“; „die keusche Liebe flieht in ihre Myrten“. Die abgebrauchten Verstandesvorstellungen lassen warmes Gefühl nicht aufkommen. Die Interjektionen „ach“ und „o“ und die Anreden „ihr Schäfer“, „ihr jungen Hirten“ entstammen anakreontischer Stilübung.

Das Chloe-Gedicht 57[35]) bringt ein gedankenhaftes Bild. Anakreontisch wirkt die Vorstellung eines Götterbesuches bei Hirten und der Hütte als Wohnung der Liebenden. Anakreontisch ist auch der pointierte Schluß. — Daß die wirkliche Chloe fromm ist, sagt Jacobi in dem Brief an Carolines Bruder vom 21. Febr. 1776.

Mehrere Chloe-Lieder anakreontischen Charakters veröffentlicht Jacobi in der Iris.

Der zweite Band der Zeitschrift bringt zwei solcher Gedichte[36]). Das erste „An die Treue“ personifiziert die Treue und versinnbildlicht ihre Eigenschaften in vielen abgebrauchten Einzelzügen. Das zweite „Chloe an Tyrsis“ ist gleichsam die Fortsetzung des ersten. Die Hirtin Chloe opfert der wieder in einzelnen Bildern vorgestellten Göttin Treue. Die Einzelzüge treffen hier eher das innere Wesen der Treue und die Bilder aus der Natur werden stärker verlebendigt, die einzelnen Faktoren erhalten in einer allgemeinen Bewegtheit Zusammenhang („umher in allen Lüften war seliges Gefühl“; „wie beben Flur und Weide“). Das Wort „Geliebter“ braucht Jacobi nur hier.

Das Gedicht „An Chloe“ aus dem dritten Band der Iris[37]) braucht zum Ausdruck des Liebesgefühls das anakreontische Gleichnis der sich liebenden Tauben. Eine Durchdringung von Natur- und Liebesfühlen gelingt nicht, beide stehen parallel nebeneinander. Der Liebende erfühlt aber die Natur eher, als daß er sie deutlich sieht („es wallt mit zärtlichem Gefühl der junge Lenz“; „da wird im Schatten weit und breit Begeisterung des Maien lodern“). Die Gemütsbewegung erlaubt keine vollständigen Sätze („Und wir, geliebtes Mädchen? Ach! die wir so treu die Hand uns reichen . . . Und wir, geliebtes Mädchen, wir? Vielleicht einander auch entrissen!“). Der Schluß wird leicht pointiert („O laß mich diese Träne dir von deiner schönen Wange küssen“).

---

[34]) in: Iris. Bd. 3. St. 3. S. 210. Die Originalniederschrift ist einem Brief an Gleim vom 26. Jan. 1775 beigegeben (Gleimhaus Halberstadt, Arch.-Nr. 53).

[35]) in: Iris. Bd. 4. St. 3. S. 245.

[36]) St. 2. S. 150. 154.

[37]) St. 3. S. 207.

Das „An . .“ überschriebene Gedicht auf den Tod von Carolines Mutter[38]) wirkt ungefühlt, mühsam durch den angehängten vergleichenden Schluß. Die Bilder und Ausdrücke sind Alltagsware („öde Gruft“; „Schöpfer dieser Auen“; „die Lüfte säuseln ihm zum Preis“; „so schläft ein Kind am mütterlichen Herzen“; „heller Sonnenschein“; „vom linden West umspielt“; „aus der Liebe Schoß“; „Lustgefilde“).

Im vierten Band der Iris[39]) steht ein anakreontisches Zwiegespräch ohne Namensunterschrift „Tyrsis und die Schäferinnen“. Der zweite Abschnitt über die Hemmnisse des Glücks trifft auf Jacobis eigenes Liebesschicksal zu. Außerdem lassen einzelne sprachliche Wendungen das inhaltlich unbedeutende Gedicht Jacobi zuschreiben: „Liebe führt die Morgenröte“ erinnert an „Liebe führt den Sonnenwagen“ in III, 33; „singt in meine Flöte“ heißt es auch in „An die Treue“ des 2. Iris-Bandes; „an schönen Frühlingsmorgen“ wiederholt das artikellose „an Frühlingsmorgen“ von III, 86; „des Todes Schatten“ ist die von Jacobi oft gebrauchte Genitiv-Form. Der Liebende wünscht sich eine Hütte wie so oft in den Chloe-Liedern.

Das folgende Gedicht „Chloe an einen Rosenbusch“[40]) ist ein uncharakteristisches anspruchsloses Liedchen Chloes an ein Rosenbüschchen, unter dessen erstem Grün sie ihren Schäfer umarmen will.

In „Sehnsucht“ (91)[41]) wird die Unmittelbarkeit der Empfindung durch Nachdenken über die Empfindung gestört („Was hab' ich . . . als jenes kleine Feld“; „der andern acht' ich wenig“; „o denke nur, daß . . .“; „weil . . .“). — Für dieses Lied findet sich eine Parallele in dem Brief an Gleim vom 4. Febr. 1776. Dem Ausdruck der Liebessehnsucht in der letzten Strophe entspricht der Satz: „Ach! da haben Sie nicht empfunden, was das ist, wenn einem beständig das Herz pocht, immer das Blut wallt, und die Sehnsucht einen verzehrt“.

In 41[42]) steht an Stelle des ursprünglichen Gefühls die Überlegung, die Überlegung, daß alles stirbt und der rationalistische Wunsch, durch Lieder den Tod zu überwinden.

Das letzte Gedicht der zweiten Chloe-Gruppe 59[43]) verbindet zum erstenmal Religion mit der Liebe, der Dichter lobt Gott für die Geliebte. Die Natur lebt dieses Mal nicht mit dem Liebenden mit, sondern löst die Frömmigkeit in ihm aus. Die Gefühle für Natur, Gott, Geliebte durchdringen sich nicht, sondern bestehen nebeneinander („da saß ich in der tiefen Nacht und lobte durch die Finsternisse den Gott, der jenen Blitz gemacht, und dieses Herz

[38]) ebda S. 214.
[39]) St. 1. S. 73.
[40]) ebda S. 79.
[41]) in: Iris. Bd. 5. St. 1. S. 81.
[42]) ebda Bd. 8. St. 1. S. 797.
[43]) ebda Bd. 4. St. 3. S. 250.

und deine Küsse"). — Die Durchdringung des Liebes- und des Gottgefühls drückt stärker als das Lied der Brief vom 21. Febr. 1776 an Carolines Bruder aus: „Seitdem ich näher das gute Mädchen kenne, bin ich getreuer der Natur und glaube wahrhafter an den Gott, welcher sie und mich erschuf, an unsern Gott, den Zeugen unsers Bündnisses, dessen Nahme jedem von uns beyden die Sicherheit leistet, daß keiner von dem andern sich trennen kann, bis er selber uns abruft".

Das Gedicht „Die Heimat" (86)[44] geht vom Allgemeinen zum Besonderen. Der erste Teil ist verstandesmäßig kühl, die landschaftlichen Motive werden nur trocken aufgezählt, nicht in die Empfindung einbezogen. Der zweite Teil wird subjektiv mit lebendigen Einzelheiten aus Natur und Liebesgefühl und pointiertem Schluß. Das Hüttendach für die Liebe wünscht der Dichter sich wie in dem Gedicht in dem Brief an Carolines Bruder.

„Der Ring" (89) wirkt empfindsam durch den kleinen Gegenstand und die kleinen Worte „Ringlein", „leiser", „trauter", „hold", „süßes", „liebes", „Wölkchen". Das Thema von dem Ring als Pfand der Treue ist dem Volkslied entnommen. Die beiden letzten Strophen bringen eine rationalistische Erwägung.

Der Deutsche Merkur von 1777[45] bringt ein „T . . s" unterzeichnetes Gedicht „An Chloe", das anakreontische Einzelmotive (Liebe auf grünen Auen, Gesträuche, Wälder, West, Rosen, Lämmer mit Müttern, Taube und Tauber) zum Gedankenausdruck braucht. Den Ablauf leitet nicht das Gefühl, sondern die Erwägung: „Könntest du mir untreu werden, mich verlassen, Chloe du! O, so fänd' ich hier auf Erden nirgend, Chloe, fänd' ich Ruh!" Die Natur dient zur Versinnlichung der menschlichen Gefühle („in den Wäldern kein Vertrauen, keine Friedens-Melodie"; „tief in flüsternden Gesträuchen lockte Falschheit, jeder West brütete geheime Seuchen, und die Rosen hauchten Pest": „Lämmer gingen, von den Müttern weggestoßen, bang verirrt, und die Taube müßte zittern, wo der fromme Tauber girrt").

Der Göttinger Musenalmanach druckt noch 1785[46] ein Chloe-Gedicht Jacobis ab, dessen erster Teil die Gefühlserregung des Liebenden unmittelbar ausdrückt, während der zweite sich rationalistisch zerdehnt. Im ersten Teil löst die Bewegung den Satz in ein lockeres Gefüge auf, sechs mit „und" verbundene Konditionalsätze mit Nebensätzen schließt endlich der „Dann"-Hauptsatz zusammen. Die Liebeserregung findet bewegte Sprache („mirs im Herzen klopft und glüht"; „ich schließ zitternd dich in meinen Arm"; „ich drücke dich an meinen Busen fest"), sie gestattet keine vollständigen Sätze, nur Ausrufe („liebes Mädchen"; „Mädchen, Mädchen!"; „Liebe, Liebe! Welche Stunde!

[44]) in: Der Teutsche Merkur. 1777. Apr. S. 8 als „Lied" mit der Unterschrift „T . . s".
[45]) S. 85.
[46]) S. 99.

Welch ein Jubel, o Natur!"). Den zweiten Teil mit dem alten Thema der einfältigen Liebe früherer Zeit bilden Reminiszenzen aus Volkslied und Romanze (Goldenes Ringelein als Pfand, Liebesschwur mit Blut unterschrieben, warnende Gespenster der Rache, nackendes Todesgerippe als Zeuge, Ruhelosigkeit des Verräters).

„Erinnerung" (85)[47]) — das Lied von der verlorenen Liebe — bringt das subjektive Gefühl mit Nennung eines einzelnen realen Zuges („ihre Hand lag auf meinem Herzen") ohne Störung zum Ausdruck. Das kleine Gedicht wirkt als geschlossenes Ganzes durch die leicht variierende Wiederholung der Anfangszeile im Schluß. Goethes „Erster Verlust" von 1785 kingt an: „Ach, wer bringt die schönen Tage, jene Tage der ersten Liebe, ach, wer bringt nur eine Stunde jener holden Zeit zurück! Einsam nähr' ich meine Wunde, und mit stets erneuter Klage traur' ich ums verlorne Glück. Ach, wer bringt die schönen Tage, jene holde Zeit zurück!"

Auch in „An . . ." (178) bleibt die Empfindung von rationalistischen Ablenkungen verschont. Hier wie in den übrigen Liedern des Liebesschmerzes fehlt die Natur, das Gefühl versenkt sich ganz in sich selbst[48]).

„An die Liebe" (218)[49]) wirkt ursprünglich, subjektiv durch das „Ich", obwohl nicht ein augenblickliches Erlebnis gemeint ist und die Liebe als objektive Macht angeredet wird. Der Gedanke, den Becher mit Rosen zu bekränzen, geht auf die Anakreontik zurück.

„In der Mitternacht" (245) erinnert in seiner Übereinstimmung von Natur und Seelenverfassung leicht an Goethes „Mondlied". Vor allem die ersten Zeilen der dritten Strophe „Hüllt, ihr Wolken, hüllt den Schein immer tiefer, tiefer ein" klingen an Goethes „Fließe, fließe, lieber Fluß" an. Nur ist die Stimmung bei beiden verschieden, bei Goethe lockern sich Schmerz und Einsamkeitsgefühl im milden Mondlicht, bei Jacobi vertiefen sie sich in der dumpfen Nachtstille. Die beiden letzten Strophen von der Erlösung des Todes wirken gedankenhaft. Sofort stellt sich auch die verstandesmäßige Bildkomposition ein mit den Personifikationen „Erden-Liebe lacht"; „verlassene Treue nicht ihren Kranz von Dornen flicht"; „des Todes milde Hand".

---

[47]) in: Göttinger Musenalmanach. 1775. S. 196 unter der Überschrift „Wiedererinnerung".

[48]) Dasselbe Thema hat Gleims „Jenny" (Gleim, J. W. L.: Sämtliche Werke. Halberstadt 1811—13. Bd. 2. S. 139). Zur Veranschaulichung des unvergleichlich geringeren Gefühlsgehalts sei es hier wiedergegeben: „Wie soll ich nun um ihre Liebe werben? — Ich Armer soll ihr meine Klagen, Soll meinen Kummer ihr nicht sagen, Soll schweigend gar verderben. Und doch, ich will der Treuen nicht verzagen! Ihr hold bleib' ich; und muß ich sterben, So schweigt's der Mund, im Herzen will ich's tragen."

[49]) in: Voß' Musenalamnach. 1785. S. 196 unter der Überschrift „Lied".

In „An die Nachtigall" (170) wird die subjektive Empfindung der ersten Strophe von der Allgemeinbemerkung der zweiten Strophe zerstört. Das Lied erinnert in der Grundstimmung und in den Gedanken und Worten an die Arie in Goethes „Ervin und Elmire" — besonders die erste Strophe —: „Ihr verblühet, süße Rosen, meine Liebe trug auch nicht, blühet, ach, dem Hoffnungslosen, dem der Gram die Seele bricht"[50]).

Verstandesmäßig komponierte Aufzählungen verdecken auch das subjektive Gefühl in „Trauer der Liebe" (159). Die erste Strophe enthällt noch die anakreontischen Requisiten der Natur (Taube, Nachtigall, Rebe, Bäche). In der zweiten Strophe erscheint die Natur von innen belebt (Abendschein, Morgenglanz, Geflüster der Winde). Zum Schluß findet der Verstand für das Gefühl den Trost der Erlösung durch den Tod.

„Klage" (171)[51]) ist mit Pathetik angefüllt. Die Sprache neigt zur Übertreibung („schwarze Stunden"; „Qual"; „tausend blut'ge Wunden"; „hoffnungslos"; „mehr als Todes-Schmerz"; „letzter Stern"; „entwichen auf immer"; „nicht wieder"; „kein Herz für mich"; „nicht eine gute Seele"; „kalter Schauer"; „im Grabe nur ist Ruh"). Das Gefühl wird erdrückt von dieser Pathetik, von der Aufführung immer neuer Schmerzen und besonders von der schwerfällig personifizierten Vorstellung der Treue am Schluß. Das Gedicht gemahnt an eine Stelle in dem oft zitierten Brief an Carolines Bruder vom 21. Febr. 1776: „. . . keine Ruhe bey Tag und Nacht. Ekel vor meinen liebsten Speisen, lauter schreckliche Bilder, und die ganze Welt in meinen Augen ein Grab".

Derselben Stimmung erwuchs die „Elegie" aus dem Vossischen Musenalmanach von 1782[52]). Das Thema von der Einsamkeit des Liebesverlassenen ist dasselbe, nur fehlt der Gedanke der Todeserlösung. Der pathetische Ton der „Klage" ist ins Elegische erweicht („süßer Traum des Lebens ausgeträumt"; „weinend geh' ich dann: will Blumen streuen auf die liebevolle Spur, will des Angedenkens nur, meiner Träume will ich mich erfreuen"; „weil nimmer seine Wunden ruhten, soll es ohne Liebe sich, einsam, unbeklagt zu Tode bluten"). Der elegische Eindruck wird durch den fließenden, unstrophischen und ungeregelten Rhythmus verstärkt.

Reflexion belädt das Gedicht „An die Liebe" (238)[53]). Die Gedanken setzen sich in unplastische Bilder um („lohntest du mit Dornenkränzen meiner Treu; und jenes milde Glänzen deiner

[50]) Die Arie ist einem Brief beigegeben, den Friedrich Heinrich Jacobi am 28. Jan. 1775 an seinen Bruder schickt. Er teilt ihm darin freudig mit, daß Goethe „Ervin und Elmire" für den zweiten Teil der Iris liefern wolle, Goethe fügt eine launige Bemerkung an. (Eine ungedruckte Briefnotiz des jungen Goethe. Mitget. von John Meier. [Goethe-Jahrbuch. Bd. 31. 1910. S. 46 ff.]).

[51]) in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 148 unter der Überschrift „Lied".

[52]) S. 172.

[53]) in: Voß' Musenalmanach. 1785. S. 120.

Fackel ward ein Donnerstrahl"; „zarte Lauben sah ich dich entblättern, junge Sprößlinge zerschmettern"; „Liebe, die allein aus den Wolken in den Hain Frühlingswonn' herunter lacht"). Die Vorstellung von der Liebe mit „dem Köcher voll süßer Pfeile" gehört der Anakreontik an. — Leichten Anklang an die beiden letzten zitierten Sätze des Gedichts hat der Brief an Gleim vom 30. April 1778, dem jedoch der pathetische Ton fehlt: „Dieses Mal hatten die Bäume Knospen wie sonst, und die Lerchen sangen ebenso; aber das Singen über dem ersten Grün war nicht wie sonst, fröhliche Botschaft der Liebe. Und hier, wo drey Mahl im Frühling mich die Nachbarschaft des Mädchens beseeligte, hier kömmt nicht mehr über die Haide das Wehen der Liebe zu mir".

„Die Perle" (161) läßt sich unschwer den Liebesliedern anfügen. Das Erlebnis der verlorenen Liebsten verdichtet sich zu einem Gleichnis. Die beiden letzten Strophen klingen an Christian Stolbergs Elegie „An Curt Frhr. von Haugwitz" vom 26. Juli 1773 an: „Ich auch wander' umher, und such auf einsamen Pfaden Ruh und lindernden Trost für mein sinkendes Herz"[54]).

Der Vossische Almanach[55]) bringt noch 1782 ein kleines „Bei Sonnenuntergang" betiteltes Gedicht aus der Zeit des Trennungsschmerzes. Auf die Einleitung über eine leise bewegte Natur („. . . wiegt auf leisen Flügeln sich der Abend über goldnen Hügeln") folgt ein reflektierender Satz.

Diese Liebesgedichte stellen den Höhepunkt in Jacobis lyrischer Poesie dar. Sie bleiben im Rahmen seiner Lyrik in ihrer Hingabe an die eng begrenzte subjektive Empfindung. Sie zeichnen sich aber vor den früheren und späteren Gedichten durch unmittelbare Klangwerdung des Gefühls aus. Dieses Gefühl ist wahr, nicht eingebildet, nicht sentimental. Die Sentimentalität der früheren Epoche ist aufgegeben. Sie war nicht ganz unwahr, weil ihr auch echte Empfindung zugrunde lag. Aber sie hat die Grenzen der Wahrheit überschritten, und sie hat den Menschen in einen Zustand der Passivität versetzt, aus dem kein innerlich lebensvolles Werk hervorgehen konnte.

Bis auf „Frohsinn" (24), „An die Liebe" (218), „An die Liebe" (238), „In der Mitternacht" (245) hat Johann Georg Schlosser diese Gedichte in seine Sammlung „Auserlesene Lieder von Johann Georg Jacobi" aufgenommen[56]).

Die Düsseldorfer Jahre bringen noch eine Reihe anderer Gedichte, an denen der Verstand mehr als das Gefühl, die Reflexion mehr als das Erlebnis geschaffen hat.

---

[54]) Stolberg, Christian und Friedrich Leopold Grafen zu: Gedichte. Hrsg. von Heinrich Christian Boie. Lpz. 1779. S. 18.

[55]) 1782. S. 38.

[56]) Basel 1784. Von den Liedern der anakreontischen Epoche enthält sie nur „Das Gewitter" (Werke 1770—74. I, 201).

Gefühl und Erlebnis sprechen am stärksten in „An . .“ (115)[57]). Das Lied ist der subjektiven Empfindung der Gegenwart entsprungen. Das Gegenwärtige betonen die Worte „hier“, das wiederholte „kommt“, „eile“, die häufigen Ausrufe. In keinem der Chloe-Lieder wird das Bild des Mädchens so deutlich wie hier, wo der Dichter sich weniger der eigenen Empfindung hingibt als sich einem anderen Menschen zuwendet. Jacobi sieht das Mädchen ähnlich wie Goethe die Geliebte des „Mailieds“: dort heißt es: „die du mir Jugend und Freud' und Mut zu neuen Liedern und Tänzen gibst“ und „wie blinkt dein Auge! wie liebst du mich!“ — bei Jacobi: „bringe mir dein frisches Blut, deiner Augen rasches Feuer, deines Herzens volle Glut und den sorgenlosen Mut . . . Misch' ein wenig Schelmerei in des Lebens Einerlei; scherz hinweg die lange Weile . . .“ Nur ist bei Goethe stärkerer Widerhall vom Wesen der Geliebten in der eigenen Brust. Die Zeilen „Mag ich spähen, mag ich lauschen; nirgend hör' ich, Rehen gleich, durch das bebende Gesträuch unsrer Düssel froh dich rauschen“ erinnern flüchtig an Goethes „An die Entfernte“ (1789): „so dringet ängstlich hin und wieder durch Feld und Busch und Wald mein Blick“. Die Natur ist wohl vertraut („unsre Düssel“; „unsre Weidenbüsche“; „hier am Ufer“; „uns sind nicht die Büsche tot“), sie lebt mit dem Menschen mit („weil diese Flur um dich trauert“), aber der Mensch verbindet sich ihr nicht mehr in gefühlvoller Hingabe. Er sieht sie als Nicht-Ich, als bekanntes Milieu um die Geliebte („hör ich . . . durch das bebende Gesträuch unsrer Düssel froh dich rauschen“; „wenn aus dem Buchengang früh schon deiner Stimme Klang . . . auf zu meinem Fenster tönt“: „drücke deine Spur tanzend in die Herbstgefilde“; „daß vom Ufer, gutes Kind, mir der rauhe Morgenwind deinen Sang herüber wehe, bis ich plötzlich aus dem Flor grauer Nebel dich hervor mir entgegen schimmern sehe“; „deinen Jubel will ich hören, deinen Jubel, wenn das Haar Wind und Nebel dir zerstören, und wenn deine Hand bereift nach der letzten Blume greift“). Daß die Natur außerhalb des Ich steht, zeigt das zur Betrachtung auffordernde „Sieh die Blätter . .“ und die Vergleiche der Geliebten mit Naturfaktoren („Rehen gleich“; „deiner Stimme Klang heller als der Schlag des Finken“).

„An eine junge Freundin“ (109)[58]) ist an dasselbe Mädchen gerichtet, deren Namen ich leider nicht feststellen konnte. Beide Gedichte sind vom Herbst 1777 datiert. Das zweite Gedicht bezieht sich zum Teil auf Jacobis Schmerz um die Braut, den er grade zu überwinden beginnt, zum Teil anscheinend auf ein Gespräch mit der neuen Bekannten über ihr Männer-Ideal. Es teilt sich zwischen Bekenntnis des Ich und allgemeinen Betrachtungen. Wahrscheinlich auf dasselbe Gespräch mit demselben Mädchen

[57]) in: Der Teutsche Merkur. 1778. Juni. S. 199 mit „G . .“ unterzeichnet.

[58]) in: Der Teutsche Merkur. 1777. Dez. S. 195. „. . .“ unterzeichnet.

geht ein Gedicht im Göttinger Musenalmanach[59]) zurück, das sich „Zum Andenken eines Gesprächs im Jenner 1777" betitelt. Der von der Liebe Verlassene tröstet sich mit der Aussicht auf „der schönen Seelen schöne Feier".

Das „Schiffer-Lied" (48)[60]) auf dem Düsselbach am Garten des Pempelforter Landhauses der Jacobis, dem heutigen Malkasten garten, gesungen, zerfällt in zwei Teile von je drei Strophen. Der erste ist rein lyrisch, der Situation und Empfindung des Augenblicks hingegeben, der zweite reflektierend und didaktisch im Sinne der Ruhm verachtenden, nach Tugend und Ruhe strebenden Anakreontik. Klopstock braucht es als Beispiel in den „Grammatischen Gesprächen", im 4. Gespräch zwischen der „Wortbildung" und den „Buchstaben Es" über die Wasserbenennungen: „Wortbildung: . . . daß unsre Alten, wie die Griechen und Römer, etwas wie Leben in den Bewegungen der Wasser sahen. Lebensau, Quickborn, (lebendige Quelle) der Leber, der Liebliach, die Laber. Es: Die Laber! Auf ihr, oder in ihrem Schatten, wurde wohl das schöne Lied gemacht, welches anfängt: „Bei der stillen Mondeshelle . . .".

„Nach einem alten Liede" (50)[61]) ist die Nachdichtung eines Liedes von Karl August Svabe, Sekretär beim Kurfürstlich Sächsischen Hofmarschallamt in Dresden (1717—1789). Dieser dichtet um 1750 ein „Gartenlied", das durch seine Freunde als anonymes Lied ins Volk dringt[62]). Noch vor Jacobi greift Kindleben das Gedicht auf und fügt es mit Veränderungen seiner Anthologie von Studentenliedern[63]) ein. Ein Vergleich von Jacobis Lied mit dem Original und der Nachdichtung Kindlebens zeigt deutlich, daß Jacobi stärker verlebendigt. Die einzelnen Motive erhalten Leben: Für Svabes erste Strophe: „Sagt, wo sind die Veilchen hin, die auf diesem Rasen ich und meine Schäferin sonst zusammen lasen?" steht bei Jacobi: „Sagt, wo sind die Veilchen hin, die so freudig glänzten und der Blumen-Königin ihren Weg bekränzten?". Jacobi gibt den Einzelmotiven innerliche Züge: „Sagt, wo ist das Mädchen hin, das, weil ich's erblickte, sich mit demutvollem Sinn zu den Veilchen bückte?", während Svabe sich mit den äußeren begnügt: „Sind die Mädchen nicht mehr da mit den schwarzen Haaren, die vor wenig Zeiten ja hier zu finden waren?" Jacobis Schluß-Strophe faßt mit einem neuen Einzelzug geschickt die

[59]) 1778. S. 121.

[60]) in: Iris. Bd. 8. St. 2. S. 837; in: Voß' Almanach. 1785. S. 153, und in: Eichholtz, F. W.: Handwerkslieder. Lpz. u. Dessau 1783. S. 95. Nach Friedländer Bd. 2. S. 551 mehrfach komponiert, u. a. von Reichardt und Silcher.

[61]) in: Voß' Musenalmanach. 1783. S. 22; Lieder der Weisheit S. 247; Allg. Blumenlese Th. 4. S. 175; mit einer französischen Übersetzung von Vanderbourg im Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1798. S. 121; nach Friedländer Bd. 2. S. 85 mehrfach komponiert; nach S. 552 ins Englische übersetzt.

[62]) Journal von und für Deutschland. Jg. 6. 1789. St. 2. S. 180 ff.

[63]) Kindleben, C. W.: Studentenlieder. 1781. S. 66.

Faktoren der fünf vorhergehenden Strophen zusammen: „Sagt, wo ist der Sänger hin, der auf bunten Wiesen Veilchen, Ros' und Schäferin, Laub und Bach gepriesen?" Svabe hängt dem Schluß eine Nutzanwendung an. Der Refrain ist bei Svabe rein äußerlich, den einzelnen Strophen angehängt, Jacobi erfindet für jede Strophe eine eigene passende Variante. — Das Lied stammt aus dem Herbst des Jahres 1782, Gleim nennt es in einem Schreiben vom 30. Okt.[64]). Noch wirkt die Trauer um die verlorene Geliebte in dem Dichter, das eigene unbefriedigte, unlustige Gefühl spricht sich in dem überlieferten Inhalt aus. In diesem Sinn schreibt Jacobi am 4. Nov. an den Freund[65]): „Der Ton des Liedes . . . ist seit einigen Jahren der Ton meines Herzens gewesen: denn viel, sehr viel ist mir abgestorben, das zur Freude meines Lebens gehörte. Eins nach dem andern gieng dahin, wie die Veilchen, die Rosen, der Bach und die Liebe Das Mädchen that mir am wehesten. Da gieng ich umher, und fragte, wie jenes Lied; aber nichts kehrte zurück. Endlich fragte ich nicht mehr, und trauerte still. Desto schlimmer! Der letzte Trost, mein Leiden zu singen, auch der verließ mich. Ach! so lange noch die Phantasie einen begleitet, und hier und dort einzelne Rosen zeigt; wär' es nur, um sie auf ein Grab zu streuen: so lange hat man nicht alles verlohren: aber leider heißt es bey mir: Auch der Sänger ist verblüht!"

In „An ein sterbendes Kind" (8)[66]) wird die Unmittelbarkeit des Gefühlsausdrucks durch gedankenbelastete, pathetische Vorstellungen gestört („des Engels Haupt ist sanftes Abendrot"; „aus seinen Händen nimmt der Tod den Becher, den er dir zum letzten Schlummer beut, und tief im Becher ist des Himmels Süßigkeit": „den Gott der Wonne schauen, den du, vom Winde leicht gekühlt, hienieden schon gefühlt": „in deinen Finsternissen"; „im bessern Sonnenglanz"). Auch Sprache und Rhythmus sind gesteigert. Substantiv-Kompositionen häufen sich („Kinder-Seelen"; „Sonnenglanz"; „Palmen-Hütten"; „Silberharfen"; „Schatten-Welt"; „Erden-Tag"; „Labetrunk"). Das Thema und einzelne Ausdrücke erinnern an Klopstock. Klopstockisch und zugleich Goethisch sind „wandeln" für gehen, der Plural „Finsternisse" (z. B. in Goethes „Morgenklagen" von 1789), „hohe Sterne" („hohe Sternennächte" in Goethes „Seefahrt").

Andere Gedichte der Düsseldorfer Zeit verraten nichts von subjektiver Empfindung, sind rein gedankenhafte Überlegungen.

„An die Rose" (3)[67]) bringt eine rein gedankliche Aufzählung von einzelnen Details, von ungesehenen Bildern. Der Dichter

---

[64]) Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53.

[65]) ebda.

[66]) in: Iris. Bd. 1. St. 1. S. 79.

[67]) in: Allg. Blumenlese Th. 4. S. 76 und in: Eschenburg, Johann Joachim: Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Bln. u Stettin 1790. Bd. 5. S. 102. Matthisson nennt es in begeisterten Ausdrücken „das gehaltvollste und gelungenste" von Jacobis Liedern. „Würdiger hat, nach meinem Gefühl, die Sprache der Musen,

denkt an die Bedeutung der Rose in der anakreontischen Poesie, die sie als Becherschmuck bei Trinkgelagen (Strophe 8), als Attribut Anakreons (9), als Symbol der Anmut (6), der Tugend (7), der Furchtlosigkeit vor dem Tode (10) verherrlicht. Darüber hinaus erhöht er sie zur Mittlerin zwischen Mensch und Gott. Die gefühlsmäßige Haltung zur Natur ist aufgegeben, die Reflexionen suchen aus dem Bestande der Wirklichkeit brauchbare Bilder heraus.

Die „Litanei auf das Fest aller Seelen" (95)[68]) reiht gleichwertige Glieder aneinander, die durch den Refrain zusammengehalten werden. — Ernestine Voß verrät das Urteil ihres Mannes: „Ein Lied dazu (zum Fest aller Seelen) trug er auch im Herzen, denn das von Jacobi befriedigte ihn nur in der ersten Zeile"[69]).

In „Unschuld" (101)[70]) wird das der Anakreontik geläufige Thema von der Unschuld in der Natur, im Schäferdasein pathetisch in klopstockisch gehobener Sprache („jauchzende Sonnen"; „Feiertanz"; „Seraph"; „Engels-Hand"; „Himmelsblicken") zum Ausdruck gebracht.

Das „Herbstlied" (173)[71]) trägt lehrhaften Charakter.

„Die Einfalt" (213)[72]) beschreibt die in der Zeit viel gepriesene Tugend in einzelnen Zügen. Der oberflächlichen Auffassung der Anakreontik wäre das Motiv der Frömmigkeit fremd.

Das „Freimäurer-Lied" (60)[73]) besingt die Ideale der Freimaurerei, Einfalt, Wahrheit, Humanität. Der Vergleich der goldenen Vergangenheit mit der unzulänglichen Gegenwart begegnet schon in der Anakreontik. Die thematischen Motive enthalten auch die anderen Freimaurerlieder der Zeit.

Gegen Ende der Düsseldorfer Zeit kommt ein neues Motiv in Jacobis Lyrik: die Frömmigkeit. Die „Poetischen Versuche" haben Jacobi als frommen Menschen gezeigt, für den das religiöse Gefühl die Grundlage der Poesie war. Während der anakreon-

---

von Anakreon bis auf Gleim, noch in keinem Zeitalter und in keiner Zunge diese Götterblume gepriesen" (Matthisson, Friedrich von: Schriften. Zürich 1825—29. Bd. 2. S. 101). Jacobi schickt das Lied am 30. Sept. 1779 an Ebert mit einem langen Gedicht, das sich in Inhalt, reflektierender Darstellung und Form den resümierenden Gedichten der Freiburger Epoche anschließt. Es steht im Deutschen Merkur. 1779. Okt. S. 3.

[68]) in: Iris. Bd. 6. St. 1. S. 293. Das Lied ist durch Schuberts Komposition bekannt geworden. Es ist mehrfach in Musik gesetzt worden, u. a. von Reichardt (Friedländer Bd. 2. S. 208).

[69]) Voß: Briefe. Bd. 3. S. 103.

[70]) verändert abgedruckt in: Deutsches Museum. 1781. St. 3. S. 222.

[71]) in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 203 und in: Lieder der Weisheit S. 126.

[72]) in: Gockingks Journal von und für Deutschland. 1784. S. 6 S. 663 mit der Melodie von Reichardt.

[73]) in: Lieder der Weisheit S. 302 unter dem Titel „Das Reich der Liebe"; leicht verändert in: Gesänge für Freimaurer. Weimar 1813. S. 223. Johann Georg Jacobi ist selbst nicht Freimaurer gewesen, wohl aber sein Bruder Friedrich Heinrich, der ab 1765 Mitglied und Schatzmeister der Loge La Parfaite Amitié in Düsseldorf war.

tischen Epoche spielt die Religion keine Rolle, in den flüchtigen Phantasien der Einbildung ist für Bekenntnisse zu Gott kein Platz. In der Zeit des Charmides vertritt das Ideal der sittlichen Grazie die Religion. Erst als der Dichter sich von fremden Vorbildern befreit hat und nach eindrücklichen Erlebnissen zu sich selbst findet, seinem subjektiven Empfinden unmittelbar nachgeht, kann sein religiöses Gefühl zum Ausdruck kommen. Die Gedichte aus dem Anfang der achtziger Jahre tragen alle religiösen Anstrich. Die siebziger Jahre sind von dem Gefühl der Liebe zu Chloe so ausgefüllt, daß für anderen Inhalt in der Poesie nicht Raum bleibt. Selbst der Gedanke an die Todesstunde wird von dem Gefühl der Liebe beherrscht: „Liebe nur kann Freude geben. Liebe tröstet unter Sorgen. Sie ruft zum ew'gen Morgen aus Grüften einst empor" (33). Der Tod in den Armen der Geliebten ist Wonne (37. 89. 99. 107). Der Liebende lobt Gott, weil er ihm die Geliebte geschenkt hat (59). Die „Litanei auf das Fest aller Seelen" verrät nichts von einem Gottesglauben des Dichters. In der ersten Zeit des Schmerzes um die verlorene Geliebte empfindet der Dichter den Tod nur als Erlösung von diesem Schmerz, noch nicht als Vereinigung mit Gott: „Frieden gibt den treuen Herzen nur ein künftig Paradies" (159); „doch find' ich einst ein kühles Grab, das endet alle Schmerzen" (161); „im Grabe nur ist Ruh" (171); „an des Todes milder Hand geht der Weg ins Vaterland; dort ist Liebe sonder Pein; selig, selig werd ich sein" (245). Erst nach Überwindung des Liebesschmerzes überläßt Jacobi sich ohne Hemmung und Ablenkung seinem religiösen Gefühl.

Seine Frömmigkeit besteht in kindlichem Vertrauen, in freudigem, reflexionslosem Glauben, er fühlt sich als Kind eines gütigen Vaters. Am schönsten spricht er das in „Vertrauen" (254)[74]) aus: Gott ist der „Schöpfer grüner Wiesen", „der Sonn' und Mond erschuf", und zugleich der „Vater dieser Welt", mit dessen Segen sich „Anger, Busch und Feld krönen". Für ihn selbst ist er der Vater, dem er sein ganzes Leben anvertraut, an den er in der Todesstunde voll Hoffnung denkt, denn bei ihm ist „Leben, ist Liebeskraft und Licht". Die lebensselige Todesverachtung des Anakreontikers, der an sich selbst und seiner Phantasie Genüge fand („bekränzt kommt er hernieder von Grazien, der letzte Tag: umarmet singen wir ihm Lieder; ein zärtlich Mädchen singt sie nach"), hat sich in das Gefühl der Verbundenheit mit der alles Leben und Sterben umfassenden Gottheit verwandelt: „im Sterben Hoffnung geben mag Erden-Weisheit nicht; . . . du siehst der Schöpfung Enden, und was dich Vater heißt, das ruht in deinen Händen: Empfange meinen Geist!"

Gott als gütigen Vater preist auch das „Hochzeit-Lied" (227)[75]). Zu dem munteren Inhalt paßt der volksliedhafte Rhythmus. Mit

[74]) in: Lieder der Weisheit S. 167 unter dem Titel „Das Dasein" und in: Allg. Blumenlese Th. 1. S. 252.

[75]) in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 46 u. in: Allg. Blumenlese Th. 5. S. 10.

dem Gedanken an Gottes Allgegenwart schließt das „Wiegenlied“ (229)[76]). Dieses Gedicht zieht stärker als die anderen derselben Zeit die Natur heran. Sie bleibt aber vom Menschen getrennt in zu betrachtenden Einzelteilen: „Weißt vom schönen Sonnenschein, weißt vom Strahl des Mondenlichts und von Wald und Blumen nichts . . ., sollst es sehn“; „sollst den Glanz des Himmels sehn . . .“; „siehst in meinen Armen dann auch der Abendsonne Glut; siehst, wenn Feld und Aue ruht, Gold und Purpur überall . . .“. Leben in der Natur stellt nur die zweite Strophe dar: „über dir ist Jubelklang, um dich her ist Lobgesang; leise rauschen Baum und Fluß . . .“. „Liebe“ (250)[77]) enthält nach einer über eigene Erfahrung reflektierenden Einleitung ein lebhaft gefühltes Bekenntnis zu der ewig lebendigen Gotteskraft. Die Anfangszeile „O weh und aber weh dem Mann“ ist wohl als Gegenstück zu der ersten Zeile von Voß' „Hochzeitslied“[78]) „Wohl, wohl dem Manne für und für“ gefaßt. „Bei der Geburt eines Mädchens“ (243)[79]) begreift den lebensvollen Frühling und die schöne Menschenseele als Geschenke Gottes, die die Gedanken auf den Himmel lenken. In „Die Linde auf dem Kirchhofe“ (254)[80]) ist der Baum dem lebenserfahrenen und gläubigen Dichter Symbol für den ewigen Wechsel zwischen Tod und Leben. — Das Gedicht verdankt seine Entstehung einem eindringlichen Erlebnis, dem Tode von Betty Jacobi und zugleich dem von Gleims Bruder. Jacobi schickt es am 16. Febr. 1784 aus Düsseldorf an Gleim[81]). Aus dem Begleitschreiben geht hervor, daß dieses Erlebnis den Dichter wahrhaft erregt hat, und daß der Gedankengang des Gedichts und der wirkliche Gefühlsgang übereinstimmen.

Neben der Liebes- und Gedankenlyrik der Düsseldorfer Zeit steht eine Anzahl von Gelegenheitsgedichten an Familienmitglieder und Freunde. Die lyrischen unter ihnen gehören zu der Art von Gelegenheitsgedichten, die Jacobi im Vorwort zu dem dritten Bande der Sämtlichen Werke charakterisiert: sie sind Gelegenheitsgedichte „in so fern, als die Feier eines jährlichen Festes mich veranlaßte, einen Gedanken auszuführen, der mit dem Feste in keiner wesentlichen Verbindung steht. Mehrenteils brauchte man nur am Anfange oder am Schlusse des Gedichts

---

[76]) in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 177; Lieder der Weisheit S. 206 und in Allg. Blumenlese Th. 2. S. 148. Voß dankt für die Übersendung des „Wiegenlieds“ und der „Klage“ in einem Brief vom 10. Mai 1779 im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs Weimar.

[77]) in: Journal von und für Deutschland. 1784. St. 4 vom Apr., mit der Melodie von Reichardt.

[78]) in: Voß' Musenalmanach. 1785. S. 46.

[79]) ebda 1783. S. 51 und in: Allg. Blumenlese Th. 5. S. 165.

[80]) in: Voß' Musenalmanach. 1785. S. 199 und in: Der Teutsche Merkur. 1784. 2. Viertelj. S. 174.

[81]) Original im Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53; handschriftliche Abschrift im Besitz der Preuß. Staats-Bibl. Berlin. Das Datum ergibt sich auch aus einem Brief an Herder in: Von und an Herder. Bd. 1. S. 98. Brief vom 30. März 1784.

ein Paar Zeilen zu ändern und eine andere Ueberschrift zu machen; und keiner, der es läse, dächte dabei an eine Gelegenheit. Ist denn ein Strauß, dessen Blumen mit Wahl zusammengesucht und geordnet sind, darum weniger schön, weil er als festliche Gabe einem Freunde oder einer Freundin gebracht wird?" Dieser Gattung müssen zugerechnet werden: „Lied zweier Schwestern" (93), „An Clärchens Geburtstage" (105)[82]), „An die Gräfin v. H." (207)[83]), „An Frau v. D . . ." (216)[84]), „An meinen Vater" (247)[85]), „An Frl. Friederike v. C." (253). Sie haben auch ohne den Bezug auf die angeredete Person Bedeutung und Eigenwert.

Größer ist die Zahl der Gedichte, die an eine bestimmte Gelegenheit an eine bestimmte Person gebunden sind. Hierher gehören: „An Lottchen" vom 4. Nov. 1778 (121)[86]), die drei Geburtstagslieder für Gleim (169. 179. 210)[87]), „Auf einer Maskerade" (176)[88]), „An den Herrn Rektor . . " (180)[89]), „Band zum Geburtstage der Frau Kriegsrätin B. . ." (209)[90]), „Vorrede zu einem Stammbuch" (232), „Andenken der Brüder und Schwestern Jacobi an ihren Freund Asmus" (237)[91]), „Grabschrift" (118)[92]).

In eine Reihe gehören „An den Herrn Rektor Reitz" (126) vom 24. Okt. 1778. „An Heinse" aus derselben Zeit (219)[93]). „Aurora

---

[82]) in: Göttinger Mulenalmanach. 1785. S. 138 und in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 34; Martin druckt S. 77 einen Brief von Voß an Jacobi vom 28. Febr. 1780 ab, in dem er ihm über die Aufnahme des Gedichts in den Almanach berichtet.

[83]) in: Voß' Musenalmanach. 1783. S. 97.

[84]) ebda 1782. S. 28.

[85]) ebda 1785. S. 164.

[86]) ebda 1780. S. 89.

[87]) in: Allg. Blumenlese Th. 4. S. 331 und in: Voß' Almanach. 1782. S. 7. Das Gedicht ist eine Würdigung für Lessings Wesen und Werke. Über den Tod des von ihm verehrten Dichters hat Jacobi aufrichtige Trauer empfunden. Am 30. Apr. 1781 schreibt er von Hannover aus an Gleim: „Noch ist, ich weiß nicht welche Trauer in mir, die keine Blüthe wegduften, keine Nachtigall wegsingen kann. Ich darf derselben nicht Raum geben, darf Ihnen nicht beschreiben, was ich in Wolfenbüttel neben der verlassenen Malchen, und in Braunschweig in dem Zimmer empfand, worin Lessing verschied" (Pröhle S. 525). — Zu den drei Gratulationsliedern für Gleim gesellt sich ein viertes im Göttinger Musenalmanach (1779. S. 3), das mit Volkslieder-Reminiszenzen einen Konfektkorb besingt.

[88]) „In den Blumenkorb einer Gärtnerin" in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 25.

[89]) im Deutschen Merkur. 1779. Mai. S. 117. Wieland schreibt am 1. Febr. 1779 über die Aufnahme des Gedichts in seine Zeitschr. (Martin. Nr. 15. S. 72 ff.).

[90]) in: Voß' Musenalmanach. 1782. S. 107.

[91]) in: Voß' Musenalmanach. 1785. S. 96. Mit Asmus ist Claudius gemeint. Ein anderes Asmus gewidmetes Gedicht Jacobis vom 13. Juli 1778 „Im Bilkerbusche bei Düsseldorf" veröffentlicht der Almanach 1779, S. 195. Jacobi schickt dieses mit einer Fülle von Einzelzügen und -bildern überladene Gedicht am 14. Aug. 1778 für den Almanach an Voß. Den Brief veröffentlicht das Weimarische Jahrbuch f. dt. Sprache, Literatur u. Kunst. Bd. 3. 1855. H. 2 S. 459.

[92]) in: Voß' Musenalmanach. 1784. S. 155.

[93]) in: Deutsches Museum. 1779. St. 1. S. 1.

und Cephalus“ (240)[94]) vom Mai 1784: Der Dichter preist Freundschaft, Natur und Phantasie als die Begleiterinnen seines Lebens. der Gealterte sieht auf die begeisterungsselige Jugendzeit zurück und zieht die Summe des vergangenen Lebensabschnittes. Diese reflektierenden und resümierenden Gedichte weisen schon auf die nächste Epoche von Jacobis Lyrik voraus.

„Der neue Simson“ (186)[95]) verspottet die dem empfindsamen Dichter unverständlichen „Kraftmänner“ des Sturm und Drang. Es ist Jacobis beste literarische Satire[96]).

Der dritte Band enthält noch einige kleine unbedeutende Gedichte, von denen das „Lied für die Ritter vom Lindwurm“ (119)[97]) und das Sinngedicht an Gleims Gleminde (84)[98]) in Zeitschriften erschienen.

Die Prosa-Aufsätze dieser Zeit fügen dem Bild von Jacobis Poesie nichts Neues hinzu: 2 Briefe „An Caroline“ (10. 25), der eine (25) mit dem gewohnten Wechsel zwischen Prosa und Versen; „An . . .“ (45); „Ueber J. J. Rousseau“ vom 26. Juli 1778

---

[94]) in: Voß' Musenalmanach. 1785. S. 189.

[95]) im Teutschen Merkur. 1777. Dez. S. 193.

[96]) Weil Jacobi aus seinem innersten Wesen heraus die Dichtung des Sturm und Drang ablehnt, kann er kein Verständnis für Schillers Dramen aufbringen. In seiner Abneigung wird er durch Sophie La Roche bestärkt, die Schillers „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ voller Entrüstung als „fürchterlich“, „abscheulich“, „schmerzhaften Zwang der Seele“ aburteilt (Brief vom 29. Sept. 1784 bei Martin S. 35. Anm. 59 und vom 20. Jan. 1785 ebda S. 82). Am 20. Febr. 1802 schreibt Jacobi an Pfeffel: „Schillers Jungfrau von Orleans habe ich noch nicht gelesen. Ich weiß zum Voraus, daß die Verdrehung der wahren Geschichte mich darinn nicht weniger beleidigen wird als Dich“ (Schoell S. 56). Ernst Münch erzählt Bd. 1. S. 215 f., daß Jacobi „seltsamer Weise gegen Schiller eine Art Antipathie nährte, welche besonders durch die „Götter Griechenlands“ hervorgerufen worden. Dieses poetische Erzeugnis schien ihm gar zu ruchlos und unchristlich“. Jacobi lernt Schiller auf dem Wege nach Freiburg in Mannheim kennen. Und ein Brief Schillers an Jacobi kurze Zeit danach (16. Nov. 1784 bei Martin Nr. 19. S. 80) zeigt, daß Jacobis Persönlichkeit nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Er nennt ihn seinen Freund und versichert ihn seiner ewigen Freundschaft. 10 Tage später schreibt er an Gleim, daß Jacobi seinem „Herzen sehr werth“ geworden sei (Kozlowski, v.: Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder [Festschr. z. 25j. Amtsjubiläum . . . Wilhelm Fries. Halle 1906]. S. 65). 1789 urteilt er über Jacobis „Phädon und Naide“ zu Georg Göschen (17. Jan.): „Jacobis schönes Produkt . . . ist sanft und zart, wie seine Seele“ und an Lotte von Lengefeld und Karoline von Beulwitz (26. Jan.): „ein kleines artiges Ding vom Dichter Jacobi, das ganz das Bild seiner Seele — niedlich und sanft — ist. Ich lese alles gern, was Jacobi schreibt, denn er ist ein edler Mensch, und dieser Karakter fließt in alles ein, was er hervorbringt.“ (Schillers Briefe. Hrsg. von Fritz Jonas. Stgt. usw. 1892. Bd. 2. Nr. 365. 368).

[97]) in: Voß' Musenalmanach. 1780. S. 118.

[98]) im Merkur. Bd. 7. 1774. St. 3. S. 267.

(135)[99]), in dem er sich in die Reihe der deutschen Rousseau-Schüler schiebt und bekennt, „daß er mich in meinen Schriften der Natur näher führte, meinem Herzen die reinsten Gefühle gab, meinem Geist emporhalf und einen Himmel von Liebe mich ahnden ließ"; der anakreontische Brief „An die Frau v . . ." vom April 1780 (189)[100]); der aus Versen und Prosa gemischte Geburtstagstraum „Die Puppen" vom 20. Okt. 1781 für Lenchen von Clermont zu Vaels bei Aachen.

In der Düsseldorfer Zeit versucht Jacobi sich in der modischen Gattung der Romanze. Im 6. Band der Iris erscheinen drei Romanzen, „Röschen" (S. 318), „Clärchen" (354), „Ännchen" (403), im Deutschen Merkur außer „Röschen" (1777. S. 150) „Romanze" (1776. S. 193) und „Käthchen" (1777. S. 185). Die fünf Gedichte tragen die Züge des Bänkelsangs der Zeit vor Bürger[101]). Sie behandeln die üblichen Themen von Trennung und Wiedervereinigung der Liebenden, Mädchenraub, Untreue, Sühne, Tod. Die ausschmückenden Neben-Motive sind altgewohnt: Blut, Verwandlung der Toten in Blumen oder Flammen, unheimlicher Reiter, der, prächtig geschmückt, aus dem Wasser steigt, warnende Mutter, arglistige Mutter, im Keller Gefangene, gestohlene Reichtümer, Kindesmord, verbannter Ritter, heimliche Liebe, Ring als Treuepfand. Das Geschehen spielt in der freien Natur oder an einem unheimlichen Ort, wie Kirchhof, dunkler Wald, Höhle, Ruine, Brunnen, Keller voll Schlangen und Basilisken. Der Raum bleibt immer nur vage angedeutet: „im Grünen, an einem Schleenzaun"; „im dichen Wald": „bis an das weite Meer"; „wo hier in stiller Einsamkeit die Schafe weiden gehen": „im letzten Sonnenschein"; „im Mondenschein": „aus dicken Schatten". Die Natur dient zur Betonung der Stimmung: „da braust der Sturm, die Eule rief"; „ist weder Mond- noch Sternenschein"; „und da begann's zu dunkeln"; „da bebt der Schleedorn": „Wolken schwarz und schwer". Nur in „Ännchen" wird die Gegend näher bestimmt: „am schönen Rhein". Zeitliche Fixierung fehlt, in „Käthchen" heißt es: „vor langer, langer Zeit". Die Personen haben typische Eigenschaften, sind gut oder böse, treu oder untreu. Ihre äußere Erscheinung wird nur knapp gezeichnet: „drei Jungfräulein, goldgelbig, schwarz und braun"; „mit ihren Händen weiß".

Der Unbestimmtheit der gegenständlichen Zeichnung entspricht der Stil. Viele Sätze bleiben unvollständig, Subjekt oder

[99]) ebda 1778. Sept. S. 201; die Nov.-Nr. bringt auf S. 182 eine „J. G. J." unterzeichnete „Beylage zum Aufsatz über J. J. Rousseau" mit Stellen aus französischen Zeitschriften. — Das an den ersten Aufsatz angehängte Gedicht hat inhaltlich und metrisch starke Ähnlichkeit mit Schillers Gedicht „Rousseau" von 1782.

[100]) in Boies Deutschem Museum. 1783. Bd. 1. Febr. S. 105.

[101]) Über die Romanzen des 18. Jahrhunderts s. Klenze, Camillo von: Die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert. Diss. Marburg 1891, und Merker, Paul: Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. Lpz. 1906 (Probefahrten. 9).

Verb fehlen: „und alles stumm, und alles fern"; „und alles fern und ewig fort"; „war dir . . . gut"; „will suchen ihn"; „und auf die Tür"; „hast Liebchen nicht gesehn?"; „wirst kommen bald vor Gottsgericht"; „braun Mägdlein da: Mit nichten! Uns ziemt nicht . . ."; „das Mädchen auf mit hellem Schrei"; „gestorben alles weit und breit"; „den Morgen bittre Zähren"; „du so mich lassen?"; „und schweigend fort, und Käthchen nach"; „und hinunter Clärchen schnell jammernd in die Nacht"; „Zeterschrei! verloren bin! reißt die Perlen ab . . ."; „wenn zu ihnen flehst, . . . wenn in Unschuld gehst"; „ich bitte, wollst mir raten"; „daß von hinnen weichst". Interjektionen wie „ach!", „daß Gott erbarm!", Ausrufe, direkte Fragen und Antworten, rhetorische Fragen beleben die Sprache. Worte wie „Jungfräulein", „Mägdlein", „Herzliebchen", „fein Liebchen", „Buhl" sollen den volkstümlichen Eindruck erhöhen. Die Darstellung wechselt zwischen Weitschweifigkeit (besonders „Ännchen") und übertriebener Kürze („Clärchen").

Bei einem Vergleich mit den Romanzen Gleims und seiner Nachtreter können die Romanzen Jacobis gewinnen: ihnen fehlt das Burleske, der gesucht vulgäre Ton, das unpoetisch ironisierende und parodistische Element, und ihnen fehlt jede Satire und Moral. Sie sind rein episch. Aber im Vergleich zu Bürger erscheinen sie matt und seicht. Man vermißt den scharf profilierten Stoff, den festen Umriß, die plastischen Gestalten, die unmittelbare Anschaulichkeit.

Die Kritik hat für diese Gedichte keine Beachtung. Nur Johanna Fahlmer findet warme Lobesworte[102]): „Es träumt mich so vergnügt und lebhaft hinein, daß ich mit Herzensliebe und Freude dran hange und Dich so freundlich drum liebe und lobe. Wie Du so brav bist! ein vortrefflicher Romanzendichter Du nun bist! Deine Fictionen sind so reich u. leicht gewunden und so interessant. . . . Critik kann ich Dir wohl meine Tage keine drüber machen; ich weiß so viel, daß mir bis jetzt gar nichts anstoßendes drin vorgekommen ist, und ich immer frei mit meinem Vergnügen darüber geblieben bin. Du hast alles mit warmem Herzen gesehen wie Aennchen und Franz gingen und thaten . . . wie Du so wahr lebhaft fühlest . . ., das heißt wohltuend gedichtet."

In den Düsseldorfer Liedern findet das erregte Gefühl die passende Sprache. Die Worte bezeichnen unmittelbar die Bewegung, am deutlichsten die Verben. Die Verben der Bewegung herrschen vor: gehen, kommen, eilen, erscheinen, fliegen, fallen, schleichen, steigen, winken, weichen, ziehen, sinken, tanzen, wandern, drängen, rieseln, fließen, strömen, wanken, schwanken, zittern, schwimmen, bewegen, schwinden, sprießen, wandeln, sich neigen, sich heben, sich nahen, sich senken, sich bücken, sich regen, sich drehen, sich bäumen, sich vereinen, sich lehnen, sich

[102]) Scherer S. 110 ff. Brief vom 12. Okt. 1776.

schwingen. Jacobi hat jetzt eine besondere Vorliebe für die eine undeutliche Bewegung kennzeichnenden Verben „beben" (33. 37. 53. 56. 115. 227. 234), „schweben" (19. 21. 33. 37. 42. 56. 107. 179. 180. 219. 238. 240), „wehen" (21. 33. 53. 93. 115. 176. 206. 219. 234. 250. 254), „wallen" in mannigfachen Verbindungen: „die Geister wallen (3); „die Blüten wallen" (33); „des Schiffleins Wallen" (48); „Liebe wallt" (86); „Liebchen wallt" (89); „das Mädchen wallt" (118); „mein Leben wallt" (91); „des Mädchens Fuß wallt" (93); „Weidenbüsche wallen" (115).

Die Verben werden durch Zusammensetzung mit Adverbien der Richtung aktiviert: „entgegen pochen" (3), „entgegen beben" (53), „entgegen hauchen" (53), „entgegen weinen" (86), „entgegen schimmern" (115), „entgegen lachen" (118), „entgegen wehen" (219), „entgegen schlagen" (240), „hinbücken" (3), „herabfallen" (8), „herabblicken" (21), „herabtönen" (179. 254), „herabnicken" (219), „hinabsenken" (245), „hernieder steigen" (57), „niederstreuen" (33), „niederschweben" (42), „niedertauen" (107), „niederleiten" (109. 126), „herniedertragen" (243), „herunterschauen" (171), „herunterlachen" (238), „herunterwehen" (254), „heraufstrahlen" (33), „emporfliegen" (33), „emporrufen" (33), „emporsteigen" (170), „emporheben" (240), „emporschwingen" (247), „sich höher heben" (19), „himmelauf schweben" (107), „auf zum Fenster tönen" (115), „hinüber küssen" (89), „hinüber gehen" (93), „hinüber schwinden" (109), „hinwegreißen" (59), „wegsinken" (93), „von hinnen gehen" (115), „von dannen reiten" (119), „fortschlendern" (180), „hinwegführen" (240), „vorübergehen" (237), „herüberwehen" (115), „hervorholen" (126), „unterweben" (42), „hängen um" (41. 219), „umherschwimmen" (48), „umherirren" (109), „umhergehen" (161), „auf mich zu heulen" (59), „an sich ziehen" (101), „durcheinander spielen" (115), „auf und nieder gehen" (161. 171). „auf und ab wallen" (161).

107 und 219 fügen das Adverb der Richtung dem Substantiv bei: „himmelauf" und „himmelab"[103]).

Oder das Verb wird mit einer Präposition verbunden: „umwölken" (3), „umblümen" (3), „umschlingen" (3. 86), „umsäuseln" (3. 219), „umglänzen" (33), „umdämmern" (39), „umstrahlen" „umwehen" (86), „umzäumen" (93), „umfließen" (105. 178. 240), „umfangen" (11. 238), „umwinden" (169), „umfassen" (171. 250), „umschweben" (219. 238. 243), „umschließen" (232), „umweben" (232), „umwallen" (240 254), „umkränzen" (237), „umrauschen" (210); „anlachen" (93), „angaffen" (219); „zerrinnen" (109); „durchzittern" (126), „durchschiffen" (161); „hintändeln" (180), „hinsäen" (216); „einwiegen" (234), „einhüllen" (245); „beglänzen" (240).

Die Zahl der Adjektiva geht gegen früher zurück. Das Gefühl drängt nach raschem Ausdruck und verzichtet auf schmuckreiche,

[103]) „himmelab" hat Klopstock in „An des Dichters Freunde" von 1747.

gewählte Sprache. Die Anschauungsdaten aus der Natur haben volle Gefühlswirkung ohne Attribut. Erhalten sie Beiwörter, so sind es altgewohnte, die mit dem Gegenstand schon zu einem Begriff verschmolzen sind und so rasch dem Bewußtsein eingehen: „sanftes Abendrot" (8); „junge Maien" (21); „leises Windeswehen" (33); „zarter Rasen" (42); „lauterer Silber-Bach" (42); „reiner Bach" (89); „heller Bach" (161); „junge Weiden" (48); „goldene Sterne" (59); „gelinde Lüfte" (59); „tiefe Nacht" (59); „kühler Schatten" (86); „grüne Haine" (91); „heller Sonnenstrahl" (104); „süße Vöglein" (104); „graue Nebel" (115); „freier Himmel" (115); „bunte Wiesen" (50); „schöner Sonnenschein" (229); „lichte Sterne" (60); „zarte Knospe" (3); „arme Heiden" (101; „goldene Wolken" (179); „schöner Mai" (209). Oder die Attribute sind für die Stimmung wesentlich und unentbehrlich: „umwölkte Gipfel" (3); „hohe Sterne" (8); „finsterer Hain" (21); „umglänzte Höhen" (33); „betaute Büsche" (33); „umdämmerter Quell" (39); „erste Lerchen" (53); „gepaarte Blumen" (53); „vereinte Wölkchen" (53); „junge Haine" (56); „friedenvolles Grün" (60); „ungeschmückte Heiden" (86); „unsterblicher Lenz" (101); „bebendes Gesträuch" (115): "sanft bewegte Bäume" (109); „erblaßte Sterne" (105); „fruchtbeladener Ast" (173); „bereifte Nacht" (173).

Die zusammengesetzten Adjektiva sind verschwunden bis auf einen Rest von zeitläufigen Verbindungen mit voll wie „demutsvoll" (3. 50. 210. 219), „unschuldsvoll" (3. 207), „freudenvoll" (86. 99), „liebevoll" (8. 95. 219), „modervoll" (254)[104]).

Mehrfach werden Adjektiva mit Adverbien verbunden: „heimlich klopfendes Verlangen" (107), „halb erhellte Au" (105), „sanft bewegte Bäume" (109), „blank gefrorne Au" (126), „fein geschlungene Fäden" (126)[105]). Oft vertreten Partizipien die Adjektiva, die die Eigenschaften als Bewegung empfinden lassen: „lockende Schalmeien" (21), „lockendes Glück" (39), „lockender Gesang" (42), „nahende Gewitter" (21), „betaute Büsche" (33), „benetzte Rosen" (41), „schauernder Gedanke" (93), „halb entschlafne Welt" (95), „jauchzende Sonnen" (101), „täuschender Morgen" (101), „erblaßte Sterne" (105), „duftende Jesminen" (105), „liebendes Geschlecht" (109), „bebendes Gesträuch" (115), „kämpfende Vernunft" (126), „forschender Verstand" (219), „gestorbene Büsche" (126), „liebend Herz" (159), „prunkendes Gespann" (173), „bereifte Nacht" (173), „schaffende, allwaltende Natur" (219), „erstorbenes Herz" (238), „ungeschmückte Heiden" (86), „lachende Freude" (253).

Partizipien stehen für Adverbien: „hoben ihre Cedern-Wipfel duftend . . . " (3), „lehrten segnend" (3), „singend schmücken"

[104]) Adjektivische Komposita mit voll verwendet Klopstock gern in den Jugendoden. Z. B. hat er zweimal „leichenvoll" (An des Dichters Freunde. Kaiser Heinrich), das bei Jacobi in 95 vorkommt.

[105]) Das ist eine Eigentümlichkeit, die in der Lyrik der Zeit, auch Goethes, nur vereinzelt, am ehesten bei Cronegk, anzutreffen ist.

(19), „sterbend sucht mein Auge dich“ (37), „küssend um dein Bildnis hing“ (41), „singend pflückten“ (50), „lachend blinkten die Sterne“ (53), „meine Seele schwebte küssend“ (56), „weinend bekennen“ (109), „tanzend gehen“ (118), „liebend umfassen“ (171).

Einige Male bildet ein Komparativ das Adjektiv, wiederum die fließende Bewegung kennzeichnend: „besserer Sonnenglanz“ (8), „lichtere Dämmerungen“ (19), „besserer Tempel“ (60), „stärkerer Mut“ (109), „höhere Farben“ (219), „höhere Sphäre“ (238), „bessere Tage“ (240). Drei Mal ist auch das Adverb ein Komparativ: „fließen mächtiger“ (37), „murmelten vertrauter“ (53), „sangen lauter“ (53). Auch die Superlativ-Adjektiva bedeuten Lebendigkeit: „höchste Freuden“ (3), „reinste Küsse“ (105), „reinste Flammen“ (107), „höchster Flug“ (179), „reinste Lüfte“ (213).

Die Phantasie des Lesers empfindet die Bewegung, wenn in Verbindungen von Adjektiv und Substantiv oder in Kompositen die Grenzen zwischen den einzelnen Sinnen aufgehoben werden. Die verschiedenen Sphären der Sinnlichkeit, Gesichtssinn, Geruchssinn, Gehörssinn, Geschmackssinn vermischen sich: „stille Mondes-Helle“ (48), „Silbertöne“ (84), „dunkler West“ (126), „süßer Weihrauch“ (210), „süßes Licht“ (210), „süße Schmerzen“ (234). Abstrakte werden versinnlicht: „süßes Hoffen“ (3. 173), „süße Liebe“ (33), „süße Irre“ (53), „süßer Kindertraum“ (86), „süßer Traum“ (95), „stille Feier“ (3), „leiser Trost“ (159), „schwarze Stunden“ (171), „kalter Schauer“ (171), „lachende Freude“ (253), „Lustgetöne“ (3), „Morgenwonne“ (33), „Morgenschein“ (3), „Morgenschimmer“ (91), „Morgenduft“ (109), „Morgenglanz“ (159), „Morgentau“ (105), „Abendschein“ (159), „Liebeshauch“ (3), „Frühlingsatem“ (33), „Liebesflug“ (109), „Maienlicht“ (161), „Seelenklang“ (213), „Jubelton“ (234), „Jubelklang“ (229), „Wonnebeben“ (234). Die Konkreta werden vergeistigt: „sanftes Wehen“ (21), „froh Getümmel“ (56), „fromme Hand“ (57), „friedenvolles Grün“ (60), „jauchzende Sonnen“ (101), „junger West“ (109), „stille Buche“ (159), „stille Todes-Hügel“ (210), „stille Wiese“ (213), „hoffnungsloses Pochen“ (171), „frohes Licht“ (219), „Wonnedruck“ (37), „Wonneküsse“ (82), „Freuden-Becher“ (95. 210), „Feiertanz“ (99), „Feierbecher“ (218), „Höllen-Dunst“ (126), „Qualdämonen“ (126), „Weihe-Tanz“ (207), „Lustgehölz“ (219); „lachend blinken“ (53), „freudig glänzen“ (50).

Die anderen häufig gebrauchten Substantiv-Komposita bleiben im Rahmen der alltäglichen Sprache.

Einmal verwendet Jacobi den Goetheschen Akkusativ des inneren Objekts: „Wonne lachen“ in 99.

Alle diese Stilmittel, die der Sprache innere Bewegung verleihen, fand Jacobi bei Goethe vor. Goethes Jugendpoesie erhält ihr eigentümliches Leben durch die Verben der Bewegung, ihre Zusammensetzung mit Adverbien und Präpositionen, die Verbindung von Adjektiven mit Adverbien, durch die Partizip-Adjektiva, durch die biegsamen Wortverschmelzungen. Auffällig ist

besonders die Ähnlichkeit in der Erfindung der Zusammensetzungen mit Morgen: die Jacobischen Komposita finden sich bei Goethe: „Morgenglanz“ (Künstlers Morgenlied. Ganymed), „Morgenwind“ (Ganymed), „Morgenlicht“ (Der Junggesell und der Mühlbach), „Morgenduft“ (Zueignung)[106]). Auch der Vergleich mit Klopstocks Sprache drängt sich auf. In seinen Jugendoden häufen sich die bei Jacobi beliebten Verben „schweben“, „beben“, „wallen“, „wehen“, „wandeln“, „fließen“, „strömen“, „rauschen“. Die Verbindungen der Verben mit Adverbien und Präpositionen, Partizip-Adjektiva, Komparative für Adjektive sind überaus zahlreich.

Die Ausdrücke der Empfindsamkeit verschwinden aus dem Wortschatz. Die Diminutiva „Täubchen“ (36. 82), „Tempelchen“ (36), „Wölkchen“ (39. 89. 105. 121), „Sternchen“ (83), „Sternlein“ (39), „Plätzchen“ (39. 60), „Blättchen“ (41), „Bächlein“ (50. 115), „Lüftchen“ (60. 107), „Kämmerlein “ (104. 115), „Vögelchen“ (109), „Bäumlein“ (209), „Blümchen“ (216. 232), „Vöglein“ (247), die noch aus der Anakreontik stammen, fallen weder durch Zahl noch Bedeutung auf. Von den empfindsamen Attributen erscheint süß noch am häufigsten als „süßes Hoffen“ (3. 173), „süßes Lied“ (19), „süße Liebe“ (33), „süße Wollust“ (37), „süße Geheimnisse der Liebe“ (39), „süßer Lohn“ (42), „süße Irre“ (53), „süßer Kindertraum“ (86), „süßes Ringlein“ (89), „süßer Traum“ (95. 109), „süße Lust der Ruhe“ (99), „süßes Vöglein“ (104), „süßes Glück“ (105), „süßes, zärtliches Umfangen“ (107), „süße Worte“ (126), „süßer Glaube“ (159), „süßer Gesang“ (170), „süßes Licht“ (210) „süße Grabesruhe“ (232), „süße Schmerzen“ (234), „süße Liebespfeile“ (238), „süßer Weihrauch“ (240). „Leise“, „sanft“, „zärtlich“, „zart“, „hold“ kommen selten vor (hold 10 Mal, zart 7. leise 5, sanft 3, zärtlich 1 Mal) und nur in gebräuchlichen Verbindungen.

Die künstlerische Verbildlichung, die in den anakreontischen Gedichten jede Vorstellung, jedes Gefühl in ein Bild umsetzte, wird selten. Das Gefühl braucht keine Bilder, sondern spricht sich unmittelbar aus.

Die Personifikationen verschwinden bis auf einen Bruchteil von undeutlicher Körperlichkeit: „der Schönheit und der Jugend Wächterinnen, Scham und Tugend, zu den Knospen hingebückt. hüllten unter deinem Namen ihr Geheimnis“ (3); „Liebe führt den Sonnen-Wagen; Liebe streut die Blüten nieder . . . Hör' in des Waldes Chor die süße Liebe singen“ (33); „wenn die Freude vom Hügel niederschwebt“ (42); „Liebe dort mit eigner Hand uns an ein Mädchen bindet“ (86); „des Neides finstern Blick“ (126); die Unschuld „wandelt mit kindlicher Gebärde“, „mit der Engels-Hand

[106]) Ähnliche Zusammensetzungen mit Morgen findet Hölty, s Hölty. Ludwig Heinrich Christian: Gedichte. Hrsg. von Karl Halm. Lpz. 1869. Nr. 18: „Morgenhain“, 21: „Morgengeflüster“, 25: „Morgengewölk“, 21. 26. 27: „Morgentraum“, 27: „Morgengesang“, 29: „Morgenschlummer“.

unsre Lämmer zu weiden, geht auf armen Heiden sie", sie lächelt und zieht mit Himmelsblicken" an sich (101).

Dem Inhalt der Gedichte entspricht die metrische Form. Das Versmaß ist im allgemeinen ungekünstelt, einfach. Jamben und Trochäen wechseln in 4-, 6- und 8-zeiligen Strophen. Den Vierzeiler bevorzugen die gedanklich einfachen Lieder, die das Gefühl ohne Umweg zum Ausdruck bringen, bei den Liebesliedern überwiegt er. Nur das „Morgenlied" (33) und „Der Sommer-Tag" (104) weichen von den üblichen Formen ab. Die strophische Durchbildung gibt den Gedichten eine Gefühls- und Stimmungseinheit. Ein großer Teil der reflektierenden Gedichte und der vom Verstand komponierten Gelegenheitsgedichte, bei denen diese Stimmungseinheit nicht besteht, verzichtet auf strophische Gliederung und hat ungleich lange Absätze.

Die Metrik zeigt deutlich den Einfluß Goethes, und zwar die Liebeslieder stärker als die gedanklichen. Die von Jacobi am häufigsten angewandten Versschemata finden sich mehrfach bei Goethe. Das bei Kutscher[107]) genannte Versmaß des Chloe-Liedes nach dem Französischen (21), der trochäische Vierfüßler, wiederholt sich in 35, 37, 48, 56, 89, 107. 85 vermehrt die letzte Zeile um einen Versfuß; 93 und 159 vereinigen zwei Vierzeiler in einen Achtzeiler. Das gleiche Metrum findet sich bei Goethe in „An meine Lieder" (Seid, geliebte kleine Lieder), „Der Abschied" (Laß mein Aug den Abschied sagen), „Balde seh ich Rickchen wieder", „Kleine Blumen, kleine Blätter"; als Achtzeiler in „Die Nacht" des Leipziger Liederbuches, in „Neue Liebe, neues Leben" und „Unschuld" (Schönste Tugend einer Seele). Im umgekehrten Wechsel der Versausgänge erscheint dasselbe Metrum in 213.

Das Versmaß von Goethes „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", das trochäische Vier- und Dreifüßler wechselt, kehrt wieder in Jacobis 50 und 57, zu acht Zeilen verbunden in 227. Trochäische Vierfüßler haben ferner die sechszeiligen 95 und 229. 210 setzt in der fünften Zeile fünf Hebungen. 243 folgt in der ersten Strophenhälfte dem Schema von Goethes „An Luna" (Schwester von dem ersten Licht).

Öfter findet sich die vierzeilige Strophe mit dem umgekehrten Rhythmus des Jambus. Jacobi braucht sie mit dem Wechsel von Vier- und Dreifüßlern in 60, 86, 99, 169, 173, 179, 209, 218 in der Kombination der achtzeiligen Strophe in 254. 186 übernimmt das Maß nur in der ersten Strophenhälfte, die zweite hat zwei vierfüßige und zwei dreifüßige Verse. Dieser Strophe begegnet man häufig bei Goethe: „Pygmalion", „Künstlers Abendlied", „Sehnsucht" (Dies wird die letzte Trän nicht sein), „Künstlers Morgenlied", „Geistes-Gruß", „Jägers Abendlied", als Achtzeiler in „Christel", „Auf dem See", „Der Fischer". Jacobis 24, 41 und 161 verbinden je zwei vierhebige und eine dreihebige Jambenzeile zur sechszeiligen Strophe wie Goethes „Zueignung" des Leipziger

[107]) Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. Diss. München 1904.

Liederbuches. Jambische Vierfüßler nach Goethes „Genialisch Treiben“ verwendet Jacobi in 250. Dreihebigen Jambenrhythmus haben im Vierzeiler 42, im Achtzeiler 91, 105, 171, 234. Diesem Rhythmus entspricht bei Goethe „An den Schlaf“ (Der du mit deinem Mohne), „Ein grauer, trüber Morgen“, „Bundeslied“. 36 bringt dasselbe Versmaß in sechszeiliger Strophe. 53 desgleichen, jedoch mit nur zwei Hebungen in der letzten Zeile. Goethes „Blinde Kuh“ zählt ebenso bis auf die auf vier Jamben verlängerte letzte Zeile. Das Versmaß von Goethes „Erwache, Friedericke“, das drei- und zweihebige Jambenzeilen abwechseln läßt, kehrt in Jacobis 247 wieder.

Die unstrophischen Gedichte haben teils Trochäen-, teils Jambenrhythmus. 115 und 118 zählen im vierhebigen Trochäenmaß. 109, 121, 126, 180, 237 im vierhebigen Jambenmaß. 119 wechselt vierhebige Trochäen mit dreihebigen, 238 drei-, vier-, fünf- und sechshebige Trochäen, 232 vier- bis sechshebige Trochäen; in 219 und 240 wechseln vier- bis sechshebige Jamben, in 8 drei- bis sechshebige Jamben. Die verschiedenhebigen Zeilen wechseln regellos miteinander ab, ebenso die Reime. Die Reime der strophisch gegliederten Gedichte folgen den einfachsten Ordnungen: in den vierzeiligen Strophen abab (21. 35. 37. 39. 42. 48. 56. 57. 59. 60. 86. 89. 99. 107. 169. 170. 173. 179. 209. 213. 218), einzig 245 aabb; in der sechszeiligen Strophe aabccb (3. 24. 36. 41. 53. 161. 178. 216), selten ababcc (50. 210) oder aabbcc (95. 229); in der achtzeiligen Strophe ababcdcd (91. 93. 105. 159. 171. 227. 234. 247. 250. 254); ausnahmsweise abbaacca (101), aabbccdd (104), ababccdd (186). Männliche und weibliche Reime wechseln miteinander ab, bis auf 60, 99, 104, 173, 179, 229, 245, 250 mit nur männlichen Reimen. In der Mehrzahl ist das zweite Reimpaar das männliche.

Der Aufbau der neuen, vom persönlichen Gefühl geschaffenen Liebesgedichte wird vom Gefühl bestimmt. Es gibt keine stetige logische Entwicklung, keinen epischen Fortgang, keine witzige Pointe. Das flutende Gefühl läßt die Gedanken willkürlich hin- und hergehen, so vor allem „Morgenlied“ (33, besonders die erste Strophe), „An Chloen“ (37. 39), „Der Sommer-Tag“ (104), „An Chloen“ (107, bis auf die beiden letzten Strophen). In den Gedichten von ruhigerer Gefühlshaltung wird das Gefühl von der Anschauung geleitet, so daß der Bau episierend wird: „Der erste Kuß“ (35), „An Chloen“ (53. 59); der ruhigeren Empfindung entspricht die Zeitform des Perfekts in diesen Gedichten. Sobald Reflexionen sich einschieben, wird der Ablauf der Gedanken vom Verstande gelenkt und gegliedert: „An Chloen“ (41), „An die Hirten“ (42), „An Chloen“ (57). „Trauer der Liebe“ (159). „Klage“ (171).

Jacobi hat Goethe persönlich erst im Sommer 1774 kennen gelernt. Die literarische Bekanntschaft reicht jedoch weiter zurück, wenigstens von Seiten Goethes. Goethe ist von Herder auf

Jacobi aufmerksam gemacht worden, und zwar auf den empfindsamen Jacobi der tändelnden Freundschaftsbriefe. Wenn Herder auch den späteren Werken Jacobis Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie oben mehrfach belegt, kann er seine immer wieder — vor allem durch den läppischen Briefkult Leuchsenrings[108]) — aufl lebende Erbitterung gegen den „faden Unsinn" der Briefe nicht zurückhalten. Er hat ihr im Straßburger Kreise, vor Goethe und Merck öfter Ausdruck gegeben und damit die Spottsucht des jungen Goethe gereizt[109]). Goethe spricht das in Dichtung und Wahrheit klar aus[110]): „Ich an meinem Teile hoffte von ihnen (den Jacobis) Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herders scharfen Humor veranlaßten Unart entsprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich aneinander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben . . . Es war dadurch eine gewisse Mißhelligkeit zwischen dem Ober- und Unterrhein entstanden . . ."

Die gröbste der „Unarten" ist die Posse „Das Unglück der Jacobis". Sie ist im Herbst 1772 entstanden, einer der „Ausfälle seines Geistes, die gewiß nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Ueppigkeit seines Genies" kommen, „es ist ein Bedürfnis seines Geistes, seine Feinde zu machen, mit denen er streiten kann, und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen"[111]). Nur ein vertrauter Kreis erhält von der Posse Kenntnis, und Goethe erklärt sie noch vor der Bekanntschaft mit den Jacobis für nichtig[112]).

Milder im Ton als die scharfe Farce ist das Gedicht „Flieh, Täubchen, flieh", das vom Ende des Jahres 1773 oder vom Anfang 1774 stammt. Veröffentlicht wurde es erst 1827 in leicht veränderter Gestalt und ohne die polemische letzte Strophe in der kleinen Sammlung „6 deutsche Lieder . . .", in Musik gesetzt von

---

[108]) Jacobi lernt Leuchsenring im Aug. 1740 in Pempelfort persönlich kennen, er erwähnt ihn Gleim gegenüber als einen Mann von „Kenntnissen" (Brief vom 3. Aug. Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53). Am 11. Juni 1773 schreibt der Dichter der Empfindsamkeit über den gleichgesinnten Freund „. . . mit der ietzigen Stimmung seiner Seele sind wir im höchsten Grade zufrieden" (ebda).

[109]) Haym, R.: Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Bln. 1880—85. S. 272.

[110]) T. 3. Buch 14. Werke, Vollst. Ausg. letzter Hand. Stgt. u. Tüb. 1830. Bd. 26. S. 279 ff.

[111]) so charakterisiert Knebel in bezug auf die Farce gegen Wieland den neuen Freund in einem Brief an Bertuch vom 23. Dez. 1774 (Deutsche Rundschau. Bd. 12. S. 518).

[112]) Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe. 1. Aus Bertuchs Nachlaß. Veröff. von Ludwig Geiger (Goethe-Jahrbuch. Bd. 2. 1881 S. 374 ff.).

Am 28. Mai 1774 schickt Goethe die Farce an Klopstock als „ein Stück, das wohl nie gedruckt werden wird" (Ein unechter und ein echter Brief Goethes an Klopstock. Mitget. von Redlich [Im neuen Reich. Jg. 4. 1874. Bd. 2. S. 336 ff.]). Ein Brief Höpfners über die Posse vom 23. April 1774 bei Mittler S. 68).

C. Fr. Zelter. Bln. 1827. Max Morris hat im Goethe-Jahrbuch Bd. 18. 1897 (S. 182 ff.), alle anderen Vermutungen[113]) verwerfend, überzeugend die Beziehungen zu Johann Georg Jacobi aufgedeckt.

Gleichsam als Nachklang der Posse für die Öffentlichkeit erscheint in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772[114]) (Nr. 101 vom 18. Dez.) die Rezension von Jacobis schwächlicher und eigensüchtiger Verteidigung seiner friedlichen Seele gegen die Angriffe der Klotz-Biographie Hausens[115]). Daß sie wie die Rezension von

---

[113]) Zu der bei Ernst Reclam: Johann Benjamin Michaelis. Lpz. 1904 S. 64 angegebenen Literatur sei zugefügt: Schroeter, Ad.: Der Entwicklungsgang der deutschen Lyrik in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wolmirstedt 1879. S. 89 ff. und Herold, Theodor: Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Diss. Münster 1897. S. 17 ff.

[114]) von Scherer besorgter Neudruck in: Dt. Lit.-Denkm. d. 18. Jh. Heilbronn 1883.

Die Goethesche Rezension ist auch abgedruckt bei Scherer S. 64 f. Scherer über die Rezension in seinem Aufsatz „Studien über Goethe" (Deutsche Rundschau. Bd. 17. 1878. S. 62 ff.).

Jacobi schreibt an Merck, noch bevor er die Frankfurter Zeitung kennt: „Ich bin unbeschreiblich begierig, sie zu sehen . . . Wohl unsrer Critik, deren Afterbild so lange in allen Trödelbuden zur Schau gestellt und gekauft worden ist, daß endlich einmal edeldenkende, freye Männer sich ihrer annehmen!" (Briefe an und von Merck. S. 42).

[115]) Die Jacobi nahestehenden Zeitschriften loben auch diese Verteidigung: die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen. 1772. Nr. 77. S. 610; die Erfurtischen gelehrten Zeitungen. 1772. St. 93. S. 760; Schirachs Magazin der deutschen Kritik. Halle 1772. Bd. 1. Th. 2. S. 228; der Almanach der deutschen Musen. 1773. S. 27; die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen. Th. 7. 1772. St. 65. S. 516 nur mit Einschränkung. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek (Bd. 19. 1773. St. 1. S. 169) mißbilligt die Selbstgefälligkeit des Verfassers, das Übermaß von Empfindlichkeit, die Vermischung der leichtesten Tändelei mit den feierlichsten Versicherungen, den „höchst sanften und ein wenig süßlichen Ton", der „für die Geringfügigkeit der Sache viel zu elegisch und ängstlich" sei. Jacobi schreibt über diese Rezension an Gleim: „Die Berliner haben auch mich, wegen des Sendschreibens an Hr. Hausen, gemißhandelt. Mögen sie doch! Immer tönt in meiner Seele der Vers unsres Wielands: den schönen Seelen, sich selbst und besseren Zeiten gesungen" (Brief vom 5. Juli 1773. Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53).

Eine Darstellung des Verhältnisses zwischen Jacobi und Klotz unter dem Gesichtspunkt des allgemeinen Verfalls der deutschen Kritik bei Sattler, Johann Tobias: Bemerkungen über die neue deutsche Kritik bey Gelegenheit der Klotzischen Briefe. Wien 1774. S. 17 ff. Über dieses Werk und über die Klotzischen Händel überhaupt s. Richter, H. M.: Geistesströmungen. Bln. 1875. S. 167 ff.; Richters Lessing-Aufsatz in: Österreichische Revue. Jg. 5. Wien 1867. H. 4. S. 87 ff.; Schmidt, Erich: Lessing. 3. Aufl. Bln. 1909 S. 646 ff.
Briefe von Gleim und Jacobi an Raspe aus Anlaß von Jacobis Stellungnahme gegen ihn (Leben Hausens. S. 48 ff.) s. bei Mittler. S. 69. 72 ff. Zwei Briefe Gleims vom 30. Sept. und 11. Okt. 1772 über die Raspe-Angelegenheit auf der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I. Ein Brief Jacobis vom 2. Mai 1773, in dem er Gleim sein Verhältnis zu Raspe auseinandersetzt, im Besitz des Gleimhauses Halberstadt. Arch.-Nr. 53. Über Jacobis Stellung zu Raspe s. auch Pröhle S. 253.

Hausens Leben und Charakter Klotzens in Nr. 43 vom 29. Mai[116]) von Goethe stammt, ist ausdrücklich bezeugt[117]).

Der vernichtende Spott in Goethes Rezension ist sogar dem kritischen Merck zu stark, der am 25. Dezember an Fritz Jacobi schreibt[118]): „Sie werden mir hoffentlich glauben, wenn ich Ihnen ganz einfach versichere, daß ich an dem letzteren Anfall auf Ihren Bruder nicht den geringsten Antheil habe. Ich habe es ebenso wie Sie, nicht eher gesehen, als biß es gedruckt war, und bin von Herzen erschrocken. . . . Antworten Sie mir nichts auf diesen Artikel. Nicht deswegen ists mir verhaßt, etwas mehr davon zu reden, weil es einen Schatten auf meinen Charakter werfen könnte, sondern weil es möglich ist, daß es Ihr Bruder, Einer der besten Menschen, kan gesehen, und darüber gelitten haben". Merck steht Jacobi anfangs mit Wohlwollen gegenüber. Er nimmt 1771 die Beziehung zu ihm mit dem Dankesbrief an den ihm noch unbekannten Herausgeber des „Briefes an die Freidenker" auf[119]). Jacobi antwortet am 26. Juli[120]) und trägt Merck Liebe, Verehrung und „zärtliche Hochachtung" an. In den beiden Briefen wird das Wesen ihrer Verfasser deutlich: Merck erscheint als kritischer Denker, Jacobi als unphilosophischer Empfindler, der von sich selbst sagt: „In der Zahl der Denker darf ich mir über niemanden eine Stelle anmaßen. Natur und Empfindung waren fast meine einzigen Lehrmeister." Merck ist es wohl auch, der die günstigen Kritiken über Jacobi in die Frankfurter gelehrten Anzeigen einrückt (s. o. S. 239), zum Ärger der übergegangenen Schriftsteller, z. B. Weisses, der am 13. Okt. 1772 Uz über den Geist des Frankfurter Blattes u. a. schreibt[121]): „Unter den Deutschen ist niemand Dichter als Gerstenberg, Lessing und Wieland. Jacobi kriecht nebst Gleimen auch bisweilen durch, aber für diese scheint die persönliche Freundschaft irgend eines Mitrecensenten zu sprechen". Die Allgemeine Deutsche Bibliothek von 1773[122]) enthält Mercks Würdigung von Jacobis Jugendpoesie. Er erkennt an, „daß die meisten und besten (seiner Gedichte) immer aus einer wahren ihm eigenen Empfindung flossen", und fährt fort: „Es

---

Gleim gibt Jacobis Zank mit Hausen die Schuld an Nicolais Angriff auf Jacobi im Sebaldus Nothanker: „Vermuthlich hat der neue Streit mit Herrn Raspe dazu angefeuert . . . Die Schrift gegen Hausen wäre nicht zum Vorschein gekommen, wenigstens nicht so, wenn mein lieber Jacobi mich darüber zu rathe gezogen hätte" (Brief an F. H. Jacobi vom 18. Juli 1773 Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 55).

[116]) auch abgedruckt in: Bernays, Michael: Der junge Goethe. Lpz. 1875. T. 2. S. 432 f.

[117]) s. Neudruck. S. LXXXVI.

[118]) ebda S. XXXIII.

[119]) Briefe an und von Merck. S. 23.

[120]) ebda S. 27; auch bei Zimmermann, Georg: Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit. Frkft. 1871. S. 289.

[121]) Neudruck der Frankfurter Zeitung. S. XIII.

[122]) Bd. 19. S. 558; auch abgedruckt bei Zimmermann, Georg: Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit. Frkft. 1871. S. 408.

ist freilich nur ein Westwind, der das Bächlein der Wiese kräuselt . . . Man kann ihm . . . gewiß die Gabe des Anschauenden nicht versagen. Allein man erwarte aus seiner Seele nur keine Bilder einer gewissen Größe — sie ziehen indessen klar und deutlich vor unserm Auge vorüber, obgleich Spannen hoch, und in dem Medio der Wasserfarbe empfangen". Unter dem Einfluß Herders und Goethes lehnt Merck dann den weichlichen Jacobi ab. Nach dem Brief Höpfners an Raspe vom 23. April 1774[123]) ist die Abneigung sogar stark: „Göthe und Merck speyen vor den Kerls aus". Und Herder erzählt seiner Braut von Epigrammen Mercks auf die Jacobis[124]). Zu einem äußeren Bruch zwischen Jacobi und Merck ist es jedoch nicht gekommen, vielmehr nimmt Merck, wie oben zu sehen, den empfindlichen Dichter gegen ungerechte Angriffe in Schutz.

Goethes Antipathie gegen die Jacobis besteht noch bis ins Jahr 1774. Ein Brief an Kestner vom 15. Sept. 1773[125]) spricht seine Nichtachtung aus: „Wiel(land) und die Jackerls haben sich eben prostituirt! (gemeint ist die Pastor-Amor-Affäre) Glück zu! Für mich haben sie ohnedem nicht geschrieben. Fahr hin . . . ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie sollen mich zwingen sie zu achten wie ich sie iezt verachte, und dann will und muß ich sie lieben". In der Farce „Götter, Helden und Wieland" desselben Jahres bekommt auch Jacobi als Wieland-Anhänger sein Teil mit ab[126]), wofür Goethe allerdings Johanna Fahlmer um Verzeihung bittet[127]). Und im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" zielt die

---

[123]) Mittler S. 68.

[124]) Von und an Herder. Bd. 1. S. 9.

[125]) Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit. Hrsg. von A. Kestner. 2. Aufl. Stgt. u. Augsburg. 1855. S. 182.

[126]) Goethe: Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. Stgt. u. Tüb. 1830. Bd. 33. S. 263.

Wahrscheinlich mit Bezug auf diese Posse schreibt Jacobi an seine Chloe: „Das Leben der Sappho (von Heinse in der Iris. Bd. 3. S. 114) ist meisterhaft. Eine Stelle darin erinnert mich, Sie zu fragen, ob Ihnen von dem neuen, unverschämten Pasquill auf Wieland, Gleim und mich etwas bekannt geworden? Jene Stelle ist — ob man gleich an das Pasquill nicht dabei gedacht — die beste Antwort, die man solchen muthwilligen Buben geben könnte, wenn sie Antwort verdienten. Sie lautet also: „Es ist leicht, das Schöne zu schänden. Es gehört nur — meine Leserinnen verzeihen — ein wenig Bestialität dazu, dem Apollo die Nase abzuschlagen oder der Venus ein Stutzbärtchen anzuschwärzen." — Wie stark und wie wahr! — Ich erwähne dessen, meine Freundin, weil Sie vielleicht über das unbedeutende Ding sich ärgern könnten. Die Götter müssen sich von einem Erden-Klose lästern, ein großer König sich in Kupfer stechen lassen mit einem Brey-Topfe, woraus er sein Kind selber füttert: die Lästerungen, die Narrenpossen leben Einen Tag; Was aber heilig u. edel u. Schön ist, lebt für die Ewigkeit, u. es steht nicht in der Macht eines Elenden, etwas davon zu zernichten" (Brief vom 29. Juni 1775 im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi, Saarbrücken).

[127]) Brief vom März 1774 bei Urlichs, L.: Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Lpz. 1875. Nr. 11.

Figur des Tugend predigenden Bänkelsängers auf Johann Georg Jacobi[128]).

Von Jacobis neuer Unternehmung, der Iris, verspricht Goethe sich nichts. Noch vor Erscheinen der Zeitschrift Ende August 1773 gibt er Sophie La Roche eine scharf abweisende Antwort auf ihre Frage nach der Iris[129]): „Sie fragen mich, ob Sie meiner Schwester die Iris empfehlen sollen? was sagt Ihnen Ihr Gewissen? und wenn es ia sagte warum fragen Sie mich? ich hab ihr meine Meinung geschrieben, mich dünckte sie solle sich haus lassen, solle ihre Freunde nicht in Contribution sezzen um eines Fremden willen mit dem sie nie etwas gemein gehabt hat, noch haben kann und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneyderey die Spediteurs zusammen bettelt, und übrigens möge sie nun thun wies ihr vorkommt, . . . mir ist die Kleinheit des Menschen wieder bey der Gelegenheit recht merckwürdig worden, . . Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab ich ihm das andre verziehen: daß die Kerls mit ihrem Nahmen Wucher treiben ist recht gut, nur mich und die Meinigen sollten sie ungeschoren lassen, das sie auch dünckt mich überzeugt seyn könnten daß man mit ihnen nichts zu tun haben will".

Im März 1774 in einem Brief an Kestner[130]) nennt er die Iris „eine kindische Entreprise" und fügt hinzu: „Was die Kerls von mir dencken ist mir einerley. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl seyn kann ohne sie iust leiden zu können".

Jacobi hat vor der persönlichen Begegnung mit Goethe wenig von seinen Werken gekannt, wahrscheinlich nur, was ihm in den bekannten Almanachen vorkam. So bespricht er z. B. bei der Kritik des Göttinger Musenalmanachs von 1774 im 6. Bande des Deutschen Merkur[131]) Goethes „(Mahomets) Gesang" und „Wanderer". In Bezug auf den letzteren kritisiert er: „Nur ein geweihtes Auge kann in diesem Gedicht' alles sehen, was darinn liegt. Es hat einen großen Hauptgedanken, dessen Verzierung nicht blosse Verzierung ist . . . Doch wozu dergleichen Auslegung? Ein Weiser bedarf ihrer nicht, und andern ist sie, was dem Weibe die Rede des Fremdlings wäre. — Dieser Rede des Fremdlings wünscht' ich an einigen Orten einen leichteren Ausdruck, und einen geschmeidigeren Dialog. Zuweilen scheint sie nur ohne Noth geheimnisvoll zu seyn". Im Jan. 1774 schreibt er

[128]) Scherer, Wilhelm: Aus Goethes Frühzeit. Straßb. 1879 (Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Kulturgesch. d. german. Völker. 34). S. 32 f.

[129]) Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Hrsg. von G. v. Loeper. Bln. 1879. S. 17; auch Minor, Jakob, u. A. Sauer: Studien zur Goethe-Philologie. Wien. 1880. S. 66; Manthey-Zorn. S. 48.

[130]) Goethe und Werther. Hrsg. von A. Kestner. 2. Aufl. Stgt. und Augsburg 1855. S. 203; auch in: Martin S. 31. Anm. 36, und Manthey-Zorn S. 48.

[131]) St. 1 S. 39 ff.

an Kestner[132]) in Anerkennung von Goethes Fähigkeiten: „Ich wünschte, H. Goethe wäre mit H. Merck in Petersburg gewesen. Da hätte vielleicht dessen Einbildungs-Kraft manches gefunden, das für andre bisher verlohren war, und künftig seyn wird".

Sophie von La Roche und Johanna Fahlmer gelingt es, Goethes schroffe Gesinnung gegen die Jacobis zu mildern. Goethe gibt es in Dichtung und Wahrheit selbst zu: „Schon Sophie La Roche gab uns den besten Begriff von diesen edlen Brüdern; Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und jenem Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen . . ." Über die Verwandtschaft der Johanna Fahlmer mit den Jacobis siehe Urlichs[133]) S. 15. Urlichs vermutet S. 6, daß Johanna Fahlmer mit Frau von La Roche in Folge von Jacobis Besuch in Ehrenbreitstein 1771 bekannt geworden sei. Im Juni 1772 ist sie von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, im Frühling des folgenden Jahres gibt Goethe ihr englischen Unterricht[134]). Johanna Fahlmer ist die „Adelaide", der Jacobi das Gedicht „Auf Adelaidens Fächer" (Werke 1770—74. III, 249) und „Das Vermächtnis" der „Sommerreise" widmet. Die erhaltenen Briefe von ihr an Jacobi bezeugen, daß sie ihm immer Liebe und Interesse entgegen gebracht hat. In einem scherzhaften Anhang an einen Brief Fritz Jacobis an seinen Bruder vom 16. April 1768 nennt sie ihn „le premier poète de la terre". Gleim erzählt über ihre Verehrung für Jacobi eine für die Zeit charakteristische Anekdote[135]): „Meine wehrteste Gevatterin Fahlmer hat mir einen sehr artigen Brief geschrieben und mir eine kostbare Reliquie geschickt, ein Stückchen Wachs Tuch von dem Tische, an welchem unser Yorick seine Winterreise schrieb, in einem saubern seidenen Umschlag! Die vortreflichen Düsseldorfischen Mädchen!" Am 3. Dez. 1773 lobt sie Jacobi für Charmides und Theone und bekennt: „Ich habe dich aber doch alle finstern und unangenehmen Augenblicke mit durch und durch immer lieb gehabt, und es auch oft gefühlt, daß ich dich recht lieb hatte". Ähnlich am 21. Dez. des Jahres. Im Okt. 1776 berichtet sie über den Eindruck, den Jacobis Ballade „Ännchen" auf sie und Frau Rat Goethe gemacht hat, und versichert: „Ich (werde) immer mehr des guten und schönen (inne), das in dir ist". Der nächste Brief ist erst aus dem Jahre 1792, sie gratuliert Jacobi zur Geburt seines Sohnes. Am 7. Febr. 1793 meldet sie ihm die Verlobung ihrer Tochter Luise mit Nicolovius. In zwei Briefen vom 17. Okt. bzw. 14. Nov. 1799 teilt sie ihm Näheres über Schlos-

---

[132]) Originalbrief auf der Univ.-Bibl. Leipzig vom 8. Jan. 1774.

[133]) Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Hrsg. von L. Urlichs. Lpz. 1875.

[134]) Scherer S. 93.

[135]) Brief vom 23. Dez. 1769 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. I.

sers Tod mit. Der letzte erhaltene Brief stammt vom 13. Sept. 1811, da sie ihm zu dem Tod seines Sohnes konduliert[136]).

Johanna Fahlmer vermittelt zuerst Goethes Bekanntschaft mit den Jacobischen Frauen, die ihm sehr gefallen. Im Sommer 1773 trifft Goethe mit Betty und Lotte Jacobi in Frankfurt zusammen[137]). In dem oben zitierten Brief an die La Roche vom August 1773 gesteht er, sich bei den „Weibern Tanten und Schwestern" der Jacobis „eingenisstelt" zu haben. Dichtung und Wahrheit erzählt: „Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobischen Schwester, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die Letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen. . . . Genannte Damen hatten, bei längerem und kürzerem Aufenthalt in Frankfurt mit meiner Schwester die engste Verbindung geknüpft, und das ernste, starre, gewissermaßen lieblose Wesen Corneliens aufgeschlossen und erheitert, und so war uns denn ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zuteil geworden. Unser erstes Begegnen in Köln konnte daher sogleich offen und zutraulich sein: Denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hause gewirkt . . ."

Auf Goethes versöhnliche Stimmung hat vielleicht auch Kestners Lotte eingewirkt. Jacobi hat sie persönlich gekannt, wie aus einem Brief Goethes an Kestner von Ende Sept. oder Anfang Okt. 1773 hervorgeht[138]). Im März 1774 schreibt Goethe an Kestner in dem Brief, in dem er die Iris eine „kindische Entreprise" nennt: „Der Jakobi hat Lotten insofern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hat eine sehr vorteilhafte Schilderung von ihr gemacht, und wie man mir es schrieb, so wußt ich wahrlich nicht daß das all an ihr war, denn ich hab sie viel zu lieb von jeher gehabt, um auf sie so acht zu geben".

So sind beide Teile auf die Zusammenkunft vorbereitet. Sie findet im Juli 1774 statt. Am 21. Juli trifft Goethe in Pempelfort

---

[136]) Scherer, Wilhelm: Goethe und Adelaide (Im neuen Reich. Jg. 5. 1875. Bd. 2. S. 841 ff.) und Scherer S. 91 ff. Der Brief F. H. Jacobis vom 16. April 1768 mit dem französischen Anh. von J. Fahlmer findet sich im Besitz der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. IX, 3, die anderen unter Hs 431, c. VIII.

[137]) Deycks, Ferdinand: Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen. Frankf. 1848. S. 32 ff.; auch Manthey-Zorn S. 48. Die Univ.-Bibl. Freiburg (Hs 431, c. VIII) besitzt einen Brief von Lotte Jacobi an den Bruder Georg vom 25. Jan. 1773, in dem sie erzählt, daß sie einige Romanzen von Goethe bekommen habe und eine Abschrift von Goethes „Das Veilchen" mitschickt.

[138]) Goethe und Werther. S. 187; der Märzbrief S. 203. Jacobi hat Kestner von Göttingen her persönlich gekannt, wie aus einem Brief Kestners vom 16. Aug. 1768 und einem Brief Gotters vom 8. März 1771 ersichtlich (Martin S. 46. 64). Die Univ.-Bibl. Leipzig besitzt einen Originalbrief Jacobis an Kestner vom 8. Jan. 1774, in dem er sich „an die schönen Stunden, welche ich neben Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Gattinn zugebracht hatte", „an jenen glücklichen Zirkel, worinn Sie mich aufnahmen", erinnert.

ein. Er berichtet selbst über seine Ankunft in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobis Frau[139]). Wie aus Georg Jacobis Tagebuch[140]) hervorgeht, ist dieser selbst auf einer Vergnügungsreise im Wuppertal, kehrt aber nach Lavaters Besuch am 23. nach Pempelfort zurück, wo er Goethe noch bei dem Bruder vorfindet. Am 24. reisen sie gemeinsam nach Schloß Bensberg und Köln. Über ihre dortigen Unternehmungen s. Düntzer.

Über die Begegnung Goethes mit den Freunden am Unterrhein berichtet auch Jung-Stilling[141]). Ähnlich wie Goethe erzählt er irrtümlichweise, daß Johann Georg auch schon in Elberfeld dabei gewesen sei. Fritz Jacobi beschwert sich über diese Vermengung von Dichtung und Wahrheit in einem Brief an Dohm vom 20. Jan. 1818[142]). Die richtige Darstellung bringt Schurig: Der junge Heinse[143]).

Das gute Einvernehmen, das die Widersacher auf dieser Reise vereint, bleibt fortan bestehen. Merck meldet am 28. d. J. an Nicolai[144]): „Er (Goethe) hat sich kürzlich mit den Jacobis ausgesöhnt". Goethe empfindet sogar ein kurzes Bedauern über die Versöhnung. Am 22. Dez. 1774 klagt er seiner Mutter[145]): „Das ist was verfluchtes, daß ich anfange mich mit niemand mehr mißzuverstehn". Als Bestätigung ist ein Brief Knebels an Bertuch vom Tage darauf heranzuziehen, worin er berichtet: „Goethe fing mit einmal des Abends in Mainz ganz traurig an: Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobi's, Wieland — das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß,

---

[139]) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsg. von Max Jacobi. Lpz. 1846. S. 20.

[140]) bei Manthey-Zorn S. 50 f. und bei Düntzer, Heinrich: Johann Georg Jacobi über seine erste Bekanntschaft mit Goethe (Vom Fels zum Meer. Bd. 1. 1884/85. S. 579 ff.). Das Original von Jacobis Tagebuch, das nur über den 23. und 24. Juli 1774 berichtet, befindet sich im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi in Saarbrücken.

[141]) Jung-Stilling, Johann Heinrich: Sämtl. Schriften. Stgt. 1835. Bd. 1. S. 322 ff. — Jung-Stilling charakterisiert Jacobi mit folgenden Worten: „Von seinem ganzen Dasein strömte sanfte gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und Menschen, sie mochten nun übrigens denken und glauben, was sie wollen, wenn sie nur gut und brav waren . . . Jung-Stilling hat Jacobi auf seiner Reise am Oberrhein wiedergesehen. Im April 1801 sucht er ihn für „eine halbe Stunde auf (Schoell S. 46 und 22 Briefe von G. K. Pfeffel an J. G. Jacobi. Mitget. von Aug. Stoeber [Alsatia. 1873/74.] S. 26). In seinen „Lehrjahren" (4. Aufl. Stgt. 1828) erwähnt er diese Begegnung jedoch nicht. Ebensowenig den zweiten Besuch im Herbst 1802 (Jacobis Brief an Pfeffel, S. 59 und Pfeffels Brief an Jacobi S. 33).

[142]) Jacobi, F. H.: Auserles. Briefwechsel. Bd. 2. S. 185.

[143]) Schurig, Artur: Der junge Heinse und seine Entwicklung bis 1774 Diss. Lpz. 1910. S. 115. Ein Brief Heinses über die Tage des Zusammenseins bei Schüddekopf, Karl: Heinse und Klamer Schmidt (Zeitschrift d. Harz-Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde. Jg. 28. 1895. S. 579 ff.).

[144]) Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Hrsg. von Karl Wagner. Lpz. 1847. S. 107.

[145]) Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Hrsg. von G. von Loeper. Bln. 1879. S. 90.

sowie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns".

Das Bindeglied zwischen Goethe und Johann Georg Jacobi ist die Iris[146]). Johanna Fahlmer besorgt die Beiträge Goethes an Jacobi. An sie schickt Goethe am 15. Nov. die ersten Dichtungen für das Januarheft 1775[147]); im Febr. die Operette „Ervin und Elmire"[148]); im Aug. mit einigen eigenen Gedichten Lenz' „Auf eine Gegend bey St—y"; in demselben Monat Fritz Jacobis neuen Allwill-Roman[149]). Am 1. Dez. 1774 erinnert er Jacobi in einem freundlichen Brief — dem einzigen direkten Brief an Jacobi — mit Beiträgen für die Iris an die „guten Stunden" in Köln[150]).

Daß Goethe und Johann Georg Jacobi sich auch nach 1774 noch begegnet sind, ist bezeugt für den März 1777[151]) und für Ende 1781[152]).

Im 18. Band des Goethe-Jahrbuchs stellt Morris einige Stellen zusammen, in denen Goethe offenbar von Jacobi entlehnt hat. Daß der junge Goethe Einflüssen von Seiten der Anakreontik zugänglich war, ist gewiß[153]). Daß Goethe, wie Morris meint, den Ausdruck und den Begriff „schöne Seele" von Jacobi übernommen, scheint mir unwahrscheinlich, ist doch der Begriff schon lange populär gewesen.

Die von Morris genannten Übereinstimmungen sind nur vereinzelt und bedeutungslos, ist doch Goethe wie in all seinen Beziehungen zu den jungen Freunden aus dem Kreise der Empfindsamkeit unbedingt der Gebende. Jacobi ist nicht bewußter, sklavischer Nachahmer, sondern wie in seinem Verhältnis zu den französischen und deutschen Anakreontikern, zu Wieland, Klopstock, Petrarca empfänglicher Nachempfinder. Er fühlt sich in

---

[146]) über Goethes Anteil an der Iris s. Manthey-Zorn S. 48 ff.

[147]) Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Hrsg. von L. Urlichs. Lpz. 1875. Brief 15.

[148]) ebda Brief 16; Bernays, Michael: Der junge Goethe. Lpz. 1875. T. 3. S. 63; Meier, John: Eine ungedruckte Briefnotiz des jungen Goethe (Goethe Jahrbuch. Bd 31. 1910. S. 46 ff.); Bergk, Theodor: Acht Lieder von Goethe. Wetzlar 1875. S. 24 ff.; Manthey-Zorn S. 52.

[149]) Urlichs. Brief 34. 35.

[150]) Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VI. abgedruckt bei Bergk. S. 21; Bernays. T. 3. S. 48. Über Beziehungen Goethes zu den Iris-Herausgebern s. auch Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsg. von Max Jacobi. Lpz. 1846. Brief 5. 10; ein Brief Heinses vom 21. Febr. 1775 über Goethesche Gedichte in der Iris s. Bergk. S. 24 ff.; dort auch über Goethes Beiträge im 3., 4. und 5. Band der Iris S. 28. 32. 39. 53. 55; dazu die Berichtigung der Bergkschen Irrtümer bei Manthey-Zorn S. 53 ff.

[151]) Urlichs. Brief 47; abgedr. bei Martin-Scherer. S. 329.

[152]) Kozlowski: Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder (Festschr z. 25jähr. Amtsjubiläum des Direktors . . Wilh. Fries. Halle 1806. S. 55 ff.). Brief Gleims an Fritz Jacobi vom 21. Nov. 1781.

Auf seine Beiträge im 2. Band der Iris macht Goethe Auguste Gräfin Stolberg am 15. Apr. 1775 aufmerksam (Bernays. T. 3. S. 80; Bergk S. 24 ff.).

[153]) Minor-Sauer: Studien zur Goethe-Philologie. Wien 1880; Strack. Adolf: Goethes Leipziger Liederbuch. Gießen 1893.

Goethes Liebes- und Naturerleben, in den Geist seiner Sprache ein, und sein erhobenes Gemüt kann dann bei ähnlichen Erlebnissen ähnlich fühlen und ähnlich sprechen[154]). Dieses weibliche Wesen aber, das sich genug tat im bloßen Empfangen und im hingegebenen Empfinden, trennte ihn von Goethe, der ja aus der Gefühlsbefangenheit heraus nach Aktivität strebte. Goethe ist Jacobis Bedürfnis nach Freundschaft aus seiner eigenen Fülle heraus eine Zeitlang entgegengekommen, war er doch gerade zu dem Zeitpunkt des Kennenlernens neuen Gefühlseindrücken besonders zugänglich, wie er in Dichtung und Wahrheit berichtet: „Ich war meiner bisherigen Torheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Genüth auf dieser Reise so wenig gesorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor". Je mehr er sich aber selbst weiterentwickelte, entfremdete er sich ihm, und in seinen späteren Dichtungen hat er sich noch öfter über den empfindsamen, weichen Poeten lustig gemacht.

In dem „Deutschen Parnaß" von 1798, der die Wirkung der Xenien auf die kleinen Geister darstellt, ist Jacobi unter Gleims Freunden gemeint mit den Worten „dieser kommt mit munterm Wesen und mit offnem, heitrem Blicke". Nach Morris' Goethe-Studien S. 5 ff.[155]) bedeutet das „Pärchen" aus der Walpurgisnacht im Faust Gleim und Jacobi: „Kleiner Schritt und hoher Sprung durch Honigtau und Düfte, zwar du trippelst mir genung, doch geht's nicht in die Lüfte".

Jacobi hat Goethe wohl bewundert, aber ihn, sein Wesen, seine Werke und sein Wollen nicht verstehen können. Er hat den Abstand auch gleich bei der ersten Begegnung gefühlt, wie das Tagebuch berichtet: „Ich sah einen der außerordentlichsten Männer, voll hohen Genies, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt". Einen „außerordentlichen Mann" nennt er ihn auch in einem Brief an Goekingk vom 9. Aug. 1774[156]).

---

[154]) Daß diese Anlehnung, die mit der Sache den sprachlichen Leib nachempfindet und nachschafft, auch von Fernerstehenden empfunden wurde, zeigen folgende Worte aus Klamer Schmidts Sonett „Sanftes Abscheiden": „Wenn, heilige Natur! (Jacobi oder Göthe Sind deine Lauscher dann) der Puls dir leiser schlägt . . " (Schmidt. Klamer: Leben und auserlesene Werke. Hrsg. von Wilhelm Werner Johann Schmidt und Friedrich Lautsch. Stgt. u. Tüb. 1826—28. Bd. 2. S. 462. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1795.).

[155]) Morris, Max: Goethe-Studien. Bln. 1897—98.

[156]) Original im Archiv der Familie Goekingk. Abschrift in der Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. IX, 6. Die Stelle lautet: „Vor vierzehn Tagen ist der Verfasser des Götz von Berlichingen bey uns gewesen. Ein außerordentlicher Mann! Haben Sie dessen neues Trauerspiel: Clavigo gelesen; dieses große Meister-Werk?" Wenige Tage später (19. Aug.) meldet er kurz an Gleim: „Ich war unterdessen in Elberfeld, in Aachen, in Bensberg; redete mit Lavater und mit dem Verfasser des Clavigo (Gleimhaus Halberstadt. Arch.-Nr. 53).

# III.

Im Herbst 1784 siedelt Jacobi von Düsseldorf nach Freiburg über, und damit tritt er in eine neue Periode seines dichterischen Schaffens. Seine Poesie ist immer abhängig von seiner Umgebung und seinen Freunden. Daß sie trotzdem einheitlich bleibt, liegt an der Konsequenz seiner Natur, die bei aller Nachfühlungsfähigkeit doch nur Homogenes annimmt. In Halberstadt steht sie unter dem Einfluß von Gleims Liebes- und Freundschaftständelei. Wieland führt sie zu dem Kultus der moralischen Grazie. Mit der äußerlichen Lösung von Gleim und seinen Freunden geht die innere Abkehr von der Anakreontik zusammen. Die Düsseldorfer Jahre stehen unter dem Banne des neuen Bekannten, Goethe. In Freiburg empfängt den Vierundvierzigjährigen ein weniger poetisches Milieu. Die neuen Freunde Schlosser, Pfeffel, Zink sind Poeten nur aus Gelegenheit, nicht aus innerer Nötigung. Sie können der erlahmenden dichterischen Kraft keine neue Anregung geben. So wird aus der Poesie mit den alten bekannten Einzelzügen in notwendiger Entwicklung eine Alterspoesie.

Nach dem Aufschwung durch die Liebe zu Chloe ermattet das Gefühl. Die neuen Gedichte sind nicht mehr der unmittelbare Ausdruck eines eindringlichen Erlebnisses oder einer Stimmung. Die gegenständliche Darstellungsart löst die subjektiv lyrische ab. Nicht das Gefühl des Augenblicks schafft die Lieder, nicht die Phantasie, sondern die bewußte Vernunft, nicht die Erregung der Seele, sondern eine ruhige Gefühlshaltung. Sie sind entweder Lieder, die für einen bestimmten Zweck gedichtet sind, oder resümierende Gedichte, die nicht eine einmalige Situation bedichten, sondern ganze Lebensabschnitte, die über Lebenserfahrungen berichten, Urteile abgeben[1]). Christiane Caroline Schlegel drückt das zutreffend in einem Brief vom 27. Jan. 1780 aus[2]): „Ich wollte um die Blüthen Ihres Geistes trauren, die so schnell abfielen, wie um eine entblätterte Rose, die nichts als einen leeren Stängel zurückläßt. Aber dies Gleichnis paßt nicht auf den Geist meines Jacobi. Freylich müssen später oder früher die Blüthen der bunten Phantasie, der leichten Erfindung, des gaukelnden Scherzes dahin welken: aber die Früchte des Verstandes, der Erkänntnis, des Urteils u. des wohlwollenden Herzens bleiben zurück, gedeihen zur Reife und geben lieblich Nahrung dem, der davon kostet."

---

[1]) Über Jacobis Prosa-Aufsätze, ihren Inhalt und Stil s. Manthey-Zorn S. 18 ff.

[2]) Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VI.

Der Dichter überblickt seine gegenwärtige Lage. Er wird sich seines Alters bewußt (V, 8[3]). 99. VI, 252. VII, 126). In VI, 204 klagt er, daß ihm bei dem Wechsel der Jahreszeiten kein neuer Frühling mehr blühe, „mir fehlt zur neuen Frühlings-Feier der Jugend holder Genius". Sonst aber fügt er sich resigniert dem menschlichen Geschick, er hat die heiter genießende Lebensanschauung des anakreontischen Jünglings zur Überzeugung gemacht und freut sich noch der Rosen des Lebens (VI, 201), des Erdenfleckchens, „wo mich bei meiner armen Habe, was jeder Tag. was jede Zeit und selbst der rauhe Winter beut, durch kindlichen Genuß erfreut" (VII, 175). Bei jugendlich harmlosen Spielen und Küssen hat er sein „Herz für künftigen Genuß bewahrt" und kann jetzt in Freundschaft und Erinnerung glücklich sein (VII, 211)

In den Gedichten des Alters macht der Dichter sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut, nicht mehr in der unbekümmerten Nichtachtung des Anakreontikers, nicht in dem verklärenden Gefühlsüberschwang des Chloe-Liebhabers, auch nicht nur in der reflexionslosen Hingabe an einen gütigen Gott, sondern in ruhig-vernünftiger Erwartung des Unabänderlichen. „Nichts kann auf Erden bleiben; wo Bach und Fluß verschlungen wird, zerstäuben die Rose muß. Laß der Natur uns geben, was sie begehrt! Oft raubt ein längres Leben des Lebens Wert!" (VII, 97); „Ich kann ihm (dem Tod) scharf und fest ins Auge sehen . . . Wie sollt' ich zagen, als Greis den letzten Schritt zu wagen, den oft mit unerschrocknem Mut in seiner Jugend schönsten Tagen ein zartes, holdes Mädchen tut? Was der Natur im Schoße ruht, . . . muß los sich von dem Leben ringen"; „Ich harre still dem Tode jeden Tag entgegen" (VII, 175). Die Gewißheit des unvermeidlichen Endes wir durch die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tode gemildert (V, 3. VI, 176. 201. 211): „Lächle du (Hoffnung) dem letzten meiner Lenze! Sage dann: des Grabes Kränze welken auch, um wieder zu blühn!" (VI, 258) und durch die Erwartung eines Weiterlebens im Gedächtnis der Freunde und Kinder (V, 136. VII, 144) und in Liedern (V, 136. VI, 176).

Der Alternde überblickt den zurückgelegten Pfad. Er gedenkt der „goldnen Kinderfeste" in der Heimat (VI, 176), der „Jugendspiele im Amoretten-Hain" der Anakreontik (V, 99), „der ersten Spiele unter Blumen", „der seligsten Gefühle", mancher Jugendstunde, die „Zauberworte sprechend über jede Wunde mit des Lebens Dornen ihn versöhnt" (VI, 201). Seit die Jugend entfloh, „trübte sich oft der Tag, Gewölke hingen über Tälern schauerlich, und im Nebel-Schleier matt erhellt lag das öde, schneebedeckte Feld" (VI, 252). Henriette Schlossers Lied weckt die „süßen Stimmen der Vergangenheit: meines Lebens goldene Morgen alle hielten um mich her im Feierkleid ihren Tanz; es winkte mir ein Chor von erwachten Jugendfreuden; laut und lauter rief dein Lied

[3]) zitiert wird nach der 2. Aufl. der Sämtlichen Werke. Zürich 1807—1812. Bd. 4—7.

hervor, was im fernen Dunkel sich verlor; was von Wonne mir so mancher Traum verhieß, was mein sehnend Herz mich ahnden ließ; Suchen, Finden, kurzes Scheiden, Wiedersehn, und was im vollen Busen schlug, wenn der Dichtung Feuer ihn durchglühte, wenn der heil'ge Lorbeer näher blühte, und nach Amathunt mich im gewagtern Flug Liebe selbst auf ihrem Fittich trug" (VI, 252). In V, 91 und V, 71 erinnert er sich an bestimmte Abschnitte seines Lebens, die Halberstädter Zeit bzw. die Freundschaftsjahre mit Schlosser, in V, 136 an eine bestimmte Stunde mit dem Freiherrn v. B. . .

Weil der gegenwärtige Augenblick keine Rolle spielt, kann der Dichter sich die Zukunft nach seinem Tode vorstellen (V, 91. 136).

Der menschlich gereifte Dichter bekennt sich in deutlichen Worten zu einer bestimmten Weltanschauung, die jetzt auf einer gesicherten Basis ruht im Gegensatz zu den konventionellen Bekenntnissen der anakreontischen Versbriefe. Sie ist einfach und problemlos. In einem Brief an Pfeffel vom 12. April 1800 spricht er es selbst aus[4]): „Mir ist es leid genug, daß er (Friedrich Heinrich Jacobi) . . . immer tiefer in die metaphysischen Grübeleien hineingeräth; da ich im Gegenteil den geringen Nutzen derselben für das praktische Leben immer klarer einzusehen glaube und mein bißchen Philosophie je länger je mehr vereinfache. Vor einiger Zeit schrieb ich einem jungen eifrigen Kantianer in sein Stammbuch: Geräuschlos sucht ein weiser Mann Was glücklich macht und gut; Er zündet keine Fackel an, Wenn's auch ein Lämpchen thut." Die Natur ist seine Lehrmeisterin und Leiterin (IV, 204. VII, 55. 97). Der Genügsamkeit gelobt er sein Leben, der „goldne Mittelstand" befriedigt ihn (V, 11. VI, 3), das „kleine Los", das so „schön ist durch häuslich stilles Glück" (VI, 3). Den Sohn will er lehren, „der unzufriednen Laune wehren, durch Arbeit mäßigen Gewinn sich schaffen, dulden und entbehren" (V, 41). Die Einfalt, der er „unter Klagen, unter Scherzen" getreu geblieben, hat ihn die Lebensmühe „leicht und froh" ertragen lassen (V, 158. VI, 3). Jedes Übermaß hat er vermieden, „nie hab' ich beim Lebens-Mahle geschwelgt, des Geistes Mark verzehrt; auch ward der reinern Wollust Schale nicht bis zur Sättigung geleert" (VII, 175). Jeder soll mit seinem Los zufrieden sein, seinen Platz ausfüllen (VI, 166), sich in das Unabänderliche weislich fügen (VII, 175). Er ist nicht ein Mensch der Tat und der Öffentlichkeit (VII, 150. 191. VI, 3). En Frieden und Ungestörtheit will er leben. „stets war ich dem Völkchen gut, das ich auf Erden fand; ging meinen Weg mit leichtem Mut und knüpfte manches Band: . . . weilte gern in dieser Gotteswelt" (VI, 3). Der Schlüssel zum Glück ist ein Herz „frei und froh und mit sich selbst in Frieden", dem können Begier und Sorge nichts

[4]) Schoell S. 40. Zur selben Zeit spricht er von „Kantischem Unfug", der in Deutschland zu weit ginge (ebda S. 44).

anhaben (VI, 166. VII, 211). Als Führer seines Lebensweges nennt er den „Frohsinn" (VII, 150), den „kindlichen Genuß" (VII, 175). „Frohsinn" heißt die Freude „im Stillen", „die, fern vom Sitze der Gewalt, im engern Kreise wohnet und guten Herzen lohnet" (VII, 224), die das Wiesenblümchen nicht verschmäht (VII, 211), die ohne Neid andere Zins und Zehnten einholen sieht und mit den anderen ihre Saaten und Täler genießt (V, 41). Der Jugend rät er, trotz Arbeit und Not Freude zu suchen, „gebt der Lebensmühe die Freude zum Geleit!" (V, 106).

Die Gedichte reflektieren über Lebenserfahrungen. IV, 204 bedenkt die Vergänglichkeit alles Irdischen: „Ach! aber von den besten Freuden wie viele, die auf immer scheiden! Geschwinder als das Grün der Weiden verwelket unser liebstes Glück, und keine Sonne bringts zurück!" Jedes Lebewesen vergeht: „was der Natur im Schoße ruht, was sie am mütterlichsten hegt, das Schwächste, wenn sein Stündchen schlägt, muß los sich von dem Leben ringen" (VII, 175). Und doch hängt der Greis an diesem Leben, denn „Gewohnheit knüpfet enger das Band, das uns hienieden hält" (VII, 175)[5]). Der über die Vergänglichkeit der Freuden Klagende (auch V. 136. VI, 136. 252. VII, 175) tröstet sich mit der anderen Erfahrung über den Bestand des Guten: „noch lohnt der Unschuld reiner Kuß den Edlen; selbst die Bosheit muß der Tugend Larve nehmen" (VII, 107). Meist spricht er die Erfahrungen vom Standpunkt des Alters aus. Der Alte, der weiß, „daß nichts auf Erden bleiben kann", hat an sich und anderen erlebt: „oft raubt ein längres Leben des Lebens Wert. Das Lob, das wir erworben, wird uns versagt" (VII, 97). Der Ehemann heißt den häuslichen Streit willkommen, „der frische Reize dem Leben leiht! Eintönig, zum alltäglichen Liede, so sehr man ihn preist, wird ewiger Friede" (VII, 185). Der im Amt Tätige weiß, „ein Leben tatenlos pflegt in der Ruhe weichem Schoß uns mit uns selber zu entzweien; von Wunsch zu Wünschen irren wir" (VII, 207).

Die Erfahrungsweisheit konzentriert sich in allgemeinen, oft didaktischen Sätzen, die mit dem Ich, dem subjektiven Gefühl nichts zu tun haben. „Ein großer Herr tut meistens, was er will" (IV, 194); „Wohl dem Herzen voller Treue, das sich alles darf gestehn" (IV, 241); „Unverwelklich sind die Freuden dem, der Freude fühlen kann" (V, 91); „Was Menschen-Freude mehrt, ist selber eines Gottes und seiner Schöpfung wert" (V, 99); „Der Stunden und der Tage Lauf hält nicht Jugend-Lied, nicht Flehn des Alters auf" (V, 136); „Menschen-Arm verwest, die Werke bleiben" (V, 136); „Zum reinsten, sichersten Genusse kann Ein-

[5]) Mit diesem Thema beschäftigt sich auch der Prosa-Aufsatz „An Herrn Dr. J. H. Detmoldt" vom Herbst 1803 (VI, 93). Das Datum geht aus einem Brief an Pfeffel hervor (Schoell S. 66). Die Leipziger Literatur-Zeitung (1814. Nr. 4) nennt den Aufsatz „sehr interessant". Einen hierhergehörenden Brief Detmoldts an Jacobi vom 22. Febr. 1802 besitzt die Freiburger Univ.-Bibl. (Hs 431, c. VII).

falt nur die Herzen weihn" (V, 158); „Die getreu ihr Amt verwalten, sind, hoch und niedrig, in Ehren zu halten" (VI, 166); „Wer Ruhe nicht und Glück des Lebens daheim zu finden weiß, der suchet sie vergebens" (VI, 172); „Ohne Lieb' ist alles stumm und öde" (VI, 258); „Des Grabes Kränze welken auch, um wieder zu blühn" (VI, 258)[6]; „Lieber früh gestorben als unbeklagt" (VII, 97): „Wohl ist dem auf Erden, der das vom Glück erhalten kann, zu stoßen nicht und nicht gestoßen zu werden" (VII, 122).

Der klärende Verstand sinnt über die dichterischen Fähigkeiten des Geistes nach, während in den Chloe-Liedern dem starken Gefühl das Nachdenken über das Dichten unmöglich war. Ähnlich wie in dem oben (S. 17) zitierten Jugendbrief an Gleim schreibt Jacobi 1803 in dem Aufsatz über Gleim (VI, 139): „Das Andenken an sie (Gleim und Schlosser) wecket der süßen und schmerzlichen Empfindungen zu viel, deren jede mir heilig ist, so daß ich sie rein bewahren möchte, nicht für andre in Worte fassen und verstümmeln, was in meinem Innern, mir allein leserlich, ohne Buchstaben geschrieben steht. Wie könnt' ich unter den Bildern, die so traulich vor mir vorüber schweben, alle mir teuer, eins und das andere wählen, um es künstlerisch darzustellen? Dargestellt, wär' es dasselbe nicht mehr. Wie könnte ich, was lauter Wahrheit in mir ist, mit Dichtung vermischen; in gezählten und gemessenen Silben ausdrücken, was mächtig in mir sich drängt, meine ganze Seele füllt?" Der reflektierende, ordnende und auswählende Verstand läßt also das Gefühl nicht unmittelbar zum Ausdruck kommen. Dagegen passen die folgenden Worte auf die gefühlserfüllten Chloe-Lieder: „Daß oft die Leier gleichsam mit dem Herzen im Einklang von den wehmütigen Melodieen desselben widerhallt und diese Melodieen dann alle Herzen ergreifen und forttönen . . . Aber das ist nicht jedem Sänger gewährt; und die Stunden, worin auf solche Weise wirkliches Gefühl in poetische Begeisterung übergeht, ohne von seiner Einfalt und Wahrheit zu verlieren, die Stunden führt keiner nach Willkür herbei; sie kommen ungerufen oder gar nicht." In den Freiburger Gedichten spricht der Dichter über die Phantasie im allgemeinen und über seine eigene Dichtung. V, 8[7]) bringt einen langen Exkurs über die Segnungen der Phantasie. Der dem Welttreiben abgeneigte Jacobi preist sie als die Kraft, mit der der „Dichter sich dem niedern Erdgewühl entschwingt", und „auf Dinge, die geschehen, dann still herab aus reinern Höhen" blickt, weil „ihm nichts den innern Frieden stört". Die Muse ist gewohnt, „aus gegenwärt'gem Leid in frohere Ver-

[6]) in „Liebe und Hoffnung" (Iris. 1807. S. 1). In den meisten Besprechungen des Iris-Bandes wird dieses Gedicht besonders gelobt. (Morgenblatt f. gebildete Stände. Jg. 1. 1807. Nr. 11; Bibliothek d. redenden und bildenden Künste. Bd. 2. 1806. St. 2). Die Neue Leipziger Literatur-Zeitung (1807. Bd. 1. St. 13) hält es für „gar zu lang ausgesponnen, wodurch es gar vieles von seiner angenehm erregenden und belebenden Kraft verloren hat".

[7]) in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 32.

gangenheit, in hell're Zukunft sich zu träumen". Der Dichter hat die Aufgabe, das Gute aufzurichten und das Böse zu verdammen. Auch seine eigene Poesie hat diese Sendung zu erfüllen gesucht. Sein Geist hat sich über das Irdische in „reinere Lüfte" erhoben, und die Leier hat „des Welten-Vaters Lob" verkündet und „der Kleinmut Zweifel" gebannt (VII, 122). Für Recht und Wahrheit hat sie gesungen und die Armen und Verlassenen getröstet (VII, 150). Wie der Anakreontiker will er nicht um des Nachruhms willen gesungen haben, sondern für Freunde und Mädchen (VI, 3). Wie er seine anakreontische Poesie — der Mode folgend — der Freude weihte, betont er jetzt wieder, daß Freude ihr ständiges Thema gewesen sei (V, 99. VI, 3. 116. 176. VII, 144. 150). Der sich selbst beobachtende Dichter erkennt, daß seine poetische Kraft im Alter nachgelassen hat (IV, 204. V, 8. 166. VI, 116. VII, 180. 229. 239)[8]), und er sieht ein, daß er, an großen Dichtern wie Klopstock gemessen, unbedeutend ist (V, 166).

Der zur Rationalisierung neigende alte Jacobi reflektiert über seine eigenen Gefühle. Er zerlegt sein Verhältnis zur Natur. Er ist sich klar, daß dieses Verhältnis auf Empfindung, nicht auf grübelnder Philosophie beruht, aber er läßt diese Empfindung nicht unmittelbar ausströmen, sondern er erklärt sie dem Verstande, er zerdehnt sie durch Reflexion (VI, 204. VI, 31). Ebenso erkältet er sein Gefühl für Gott durch Nachdenken über dieses Gefühl. In IV, 212 wird der anfängliche Gefühlsausdruck durch die Erwägungen in der 5. Strophe unterbrochen: „Ach, was bliebe jenem Himmel? diesem Grün? Ach! kein Leben, keine Liebe, keine Freude sonder ihn!" und in der 10. Strophe: „Sollt' ich seiner mich nicht freuen? Singen nicht, daß Wolke, Wind, auch die Blitze, wenn sie dräuen, in des Vaters Händen sind?" Und in der Schlußstrophe beseitigt die gedankliche Vorstellung das Gefühl vollends: „daß an öden Felsen-Klüften liebend er vorübergeht, und in düstren Toten-Grüften des Erhalters Atem weht?" In V, 158 mißt er die Stärke seines religiösen Empfindens: im Tempel „durchbebet der Andacht heil'ger Schauer mich; doch fühl' ich besser Gottes Nähe, wenn ich des Dörfchens Kirchturm sehe, wo Frömmigkeit voll Einfalt lacht und mir das Beten leichter macht". Er beobachtet den Wechsel der Empfindungen in seiner Brust — Unbefriedigtheit, Begierde — und entscheidet in vernünftiger Erwägung für die Genügsamkeit (V, 41). In V, 71 verbreitet er sich über die Gemütserregung der Freundschaft. In V, 22 ernüchtert er das Gefühl der Liebe und des Augenblicks mit Gedanken über die Unschuld und die Zukunft. In IV, 241 läßt er die Mutter ihre Freude an der Unschuld des Kindes unterbrechen durch die

[8]) Schon im Herbst 1782 gesteht er es vor Gleim in dem oben S. 157 zitierten Brief. Ähnlich im Sept. 1786 in einem Brief an Goekingk (Acht Briefe an Goekingk. Mitget. von Albrecht Wagner. [Euphorion. Bd. 14. 1907.] S. 268).

allgemeine Bemerkung: „Wohl dem Herzen voller Treue, das sich alles darf gestehn".

Die Chloe-Lieder haben das eigene, ganz subjektive Gefühl, das Ich zum Gegenstand. Die neuen Gedichte wenden sich anderen Personen und der Umwelt zu. Der Dichter tritt öfter aus seiner Welt — der stillen Häuslichkeit mit Weib und Kind (V, 41. 91. 142. VI, 3. VII, 3. 75. 144. 185. 229)[9]) — und aus dem Gefühlskreis des eigenen Innern heraus, wandert mit anderen Personen mit, wechselt seine Freunde, schließt sich ihren Ansprüchen auf: „Denn stets war ich dem Völkchen gut, das ich auf Erden fand, ging meinen Weg mit leichtem Mut und knüpfte manches Band" (VI, 3).

Ein Bild von dem freundschaftlichen Kreis um Jacobi, in dem Empfindung und Liebe zu den schönen Künsten herrschen, gibt das Morgenblatt für gebildete Stände in seinem Bericht über die Feier von Jacobis Namenstag am 23. April 1807[10]). Das Weimarer Goethe-Schiller-Archiv besitzt einige undatierte Tagebuchblätter Jacobis aus der Freiburger Zeit, die in knappen französischen Stichworten die Geschehnisse des Tages verzeichnen[11]). Hier stehen alle die Freundesnamen, die in den Gedichten wiederkehren.

Die vertrautesten Freunde der Freiburger Zeit sind Schlosser und Pfeffel. Mit Schlosser war Jacobi durch dessen zweite Frau, seine Tante Johanna Fahlmer, verwandt. Schlosser hat sich bemüht, ihm die Freiburger Professur zu verschaffen. Sein tätiger, in die Weite dringender Geist findet in dem stillen Wesen Jacobis Ergänzung, wie auch F. L. Stolberg treffend urteilt[12]): „Sich so gleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie dennoch so verschieden. Der unbefangene, freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaterne der Philosophaster zerschmeißt, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet: der biedere Mann, welcher als Bürger seinen Gang grade fortgeht und die gordischen Knoten verstricken der Verhältnisse mit dem Schwerdte zu lösen weiß; dieser Mann

---

[9]) Bei Brun Bd. 1. S. 115 heißt es: „unter seinem friedlichen, gastfreyen Dache, und in seinem kleinen Gärtchen hinter dem Hause, welches die Welt dieser sanften, stillen und süß in sich selbst geschmiegten Seele ist".

[10]) Jg. 1. 1807. Nr. 119.

[11]) Die Blätter müssen z. T. aus dem Jahre 1803 stammen, da Jacobi von der Arbeit an dem Aufsatz über Gleim spricht, der von 1803 datiert ist (VI, 139. Iris 1804. S. 49).

[12]) Nicolovius S. 174; auch abgedruckt in: Menge, Theodor: Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Gotha 1862. Bd. 1. S. 344 und in: Janssen, Johannes: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg 1877. Bd. 1. S. 272. Von Nicolovius ist ein Brief im Freiburger Nachlaß Jacobis erhalten, den er einer Übersendung von Beiträgen für das Taschenbuch am 29. April 1795 beigefügt hat (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VII).

und der zart empfindende liebliche Dichter, dessen Originalgeist im Umgang mit der jüngsten, freundlichsten und jungfräulichsten Muse, seiner ihm eigenthümlichen Muse, so früh gebildet ward, konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfnis, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden". Schlosser steht dem Freunde als Mensch zur Seite. So rechtfertigt er z. B. Jacobis Eheschließung vor der jacobischen Familie in Düsseldorf, indem er die Braut in günstigstem Licht charakterisiert[13]). Und er bringt seinem literarischen Wirken reges Interesse entgegen. Kurz nach Jacobis Ankunft in der Universitätsstadt veranstaltet er als Zeichen der Freundschaft die kleine Sammlung „Auserlesene Lieder von Johann Georg Jacobi" (Basel 1784). Jacobi nimmt an der von Schlosser im Herbst 1787 angelegten Circular-Correspondenz seiner auswärtigen Freunde teil[14]). Die Briefe Schlossers an Jacobi in der Freiburger Universitäts-Bibliothek handeln in der Hauptsache von Persönlichem[15]).

Schlosser vermittelt die Bekanntschaft mit Pfeffel[16]) am 20. Sept. 1785. Jacobi kommt Pfeffel immer näher, von 1798 ab brauchen sie in ihren Briefen das vertraute Du. Das auf der Grundlage gleicher sittlicher Anschauungen ruhende Verhältnis festigt sich durch häufige gegenseitige Besuche. Durch Pfeffel wird Jacobi Ehrenmitglied der von dem Präfekten Noël 1801 gegründeten Société d'émulation des sciences, belles lettres et arts, deren Vice-Präsident Pfeffel ist[17]). Ihre Briefe[18]) enthalten außer persönlichen Mitteilungen Bemerkungen und Urteile über ihre Freunde und ihre Werke, die Briefe Jacobis geben über seine neuen Taschenbücher Aufschluß. Pfeffel widmet dem Freunde die Gedichte „Die Schere des Athropos" (1786), „Der Phönix" (1796) und „Das Hirtenmädchen" (1801)[19]). Der von warmer Empfindung und Einfühlung getragene Nachruf Jacobis für Pfeffel steht in den Werken Bd. VII, S. 128[20]).

---

[13]) Bader, Joseph: Das badische Land und Volk. Freiburg 1853—56. Bd. 2. S. 232 ff.

[14]) Pfannenschmid, H.: Gottlieb Konrad Pfeffels Fremdenbuch. Colmar 1892. S. 32 u. Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins. N.F. Bd. 9. 1894. S. 325.

[15]) Martin bringt S. 36 ff. Anm. 61 eine Zusammenstellung mit Auszügen.

[16]) Schoell. Über die Beziehungen zwischen Jacobi und Pfeffel siehe auch Pfannenschmid, H.: Gottlieb Konrad Pfeffels Fremdenbuch. Colmar 1892. S. 298 ff.

[17]) G. C. Pfeffels Epistel an die Nachwelt, mit Anm. u. 24 ungedr. Briefen des Dichters, hrsg. von August Stoeber. Colmar 1859. S. 73 f.

[18]) s. o. und 22 Briefe von G. C. Pfeffel an J. G. Jacobi. Mitget. von August Stoeber (Alsatia. 1873/74. S. 4 ff.).

[19]) Pfeffel, Gottlieb Konrad: Poetische Versuche. 4. Aufl. Tüb. 1802—1810. Th. 3. S. 173; Th. 6. S. 11; Th. 8. S. 53. „Der Phönix" in Jacobis Taschenbuch f. 1802. S. 155; „Das Hirtenmädchen" in dem von 1803. S. 246.

[20]) abgedr. in: Iris. 1810. S. 312 und in: Elsässische Neujahrsblätter. 1843. S. 25.

Bei Schlosser in Karlsruhe lernt Jacobi Friedrich Leopold Stolberg kennen, mit dem ihn bald engere Freundschaft verknüpft[21]). Briefliche Verbindung und gegenseitige Kenntnis der Werke hat schon vorher die Schwester der Stolbergs, Katharina, vermittelt, die die Jacobis in Pempelfort besucht hat (Brief von ihr an Jacobi vom 7. Nov. 1785, mit dem sie die unterbrochene Korrespondenz wieder aufnimmt). Sie besorgt Beiträge der Brüder und Freunde für Jacobis Almanache (Brief vom 30. Juli 1794) und schickt selbst eine kleine eigene Erzählung (13. Aug. 1794). F. L. Stolberg nimmt den Briefwechsel am 15. Sept. 1783 auf[22]). Seine Briefe an Jacobi sind voll warmer Empfindung für den Menschen und voll Bewunderung für den Dichter: „der Sonnenschein Ihrer schönen und edlen Existenz strahlt auf den abendröthlichen Himmel Ihrer würcklich himmlischen Poesie" (5. Jan. 1800). Er würdigt Jacobis Aufsätze in dem Taschenbuch: „Es wohnt so ein guter Geist drinnen, ein Hauch, dessen mildes und Seelenerquickendes Wehen immer seltner wird" (1. Mai 1796). Er lobt seine Gedichte: „In dieser kopftrunknen und herznüchternen Zeit sind die Lieder Ihrer Muse Erscheinungen aus einer bessern Welt. In wahrer reiner Musensprache sagen Sie das Schöne so wahr und das Wahre so schön" (5. Jan. 1800). In den Briefen an F. H. Jacobi vom 8. Febr. und 16. März 1790[23]) nennt er den „Orpheus", Jacobis Oper, ein „sehr schönes Stück", „es verbindet die holde Grazie, welche der Muse Ihres Bruders eigen ist, mit dem edlen weisen Ernste, mit der herzlichen, und über die Urne hindeutenden Philosophiee, welche ihn seit einigen Jahren so sichtbar weihet". Die persönliche Begegnung zwischen Jacobi und F. L. Stolberg findet im Sommer 1791 statt. Stolberg erzählt von ihr am 15. Aug. 1791[24]), und in einem Brief vom 16. Sept. 1802 erinnert er sich des Zusammenseins zu einer Zeit, da Jacobi mit dem Gedanken an eine Ehe mit Maria Müller umging, also noch vor Dez. 1791. Bei dieser Begegnung entsteht das gemeinsame „Lied", das Jacobi in den 4. Band seiner Werke (S. 196) aufgenommen hat[25]). Ich glaube annehmen zu können, daß nur die letzten vier Strophen von Stolberg sind. Alle anderen Strophen

---

[21]) Die Freiburger Univ.-Bibl. besitzt eine Anzahl Briefe der Familie Stolberg an Jacobi (Hs 431, c. IX, 4), aus denen das Verhältnis der beiden Familien zueinander hervorgeht. Von diesen Briefen sind im Druck erschienen: die vom 26. Nov. 1794, vom 1. Mai 1796, vom 5. Jan. 1800 und vom 16. Sept. 1802 in: Werner, Richard Maria: Besprechung von Janssen, Johannes: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. 1. 2. Freiburg 1877 (Anzeiger f. dt.Lit. Bd. 4. 1878. S. 374 ff.).

[22]) abgedr. in: Martin, Nr. 18. S. 79 und Janssen, Johannes: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg 1877. Bd. 1. S. 332.

[23]) Aus F. H. Jacobis Nachlaß. Hrsg. von Rudolf Zoeppritz. Lpz. 1869. Bd. 1. S. 130. 140.

[24]) Stolberg, Friedrich Leopold und Christian: Gesammelte Werke. Hamburg 1822. Bd. 6. S. 47; auch abgedr. in: Menge, Theodor: Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Gotha 1862. Bd. 1. S. 344 und in: Nicolovius S. 174.

[25]) abgedr. in: Voß' Musenalmanach. 1792. S. 185.

tragen ausgesprochen jacobisches Gepräge. Jede gedankliche Vorstellung ist in eine sinnliche umgesetzt. Die Natur wird in den bei Jacobi üblichen kleinformigen Details zur Versinnlichung herangezogen. Mehrere Einzeleindrücke stehen für einen einzelnen kräftigen Zug. Der Stil belebt sich durch Ausrufe und Fragen. In den letzten Strophen überwiegen abstrakte Vorstellungen. Die einzelnen Vorstellungen sind hier größer und weiter als bei Jacobi („der Tag verkündiget der Nacht, die Nacht dem Tage seinen Namen"; „die Himmel preisen seine Macht"; „große Fernen"; „tief unter meiner Hoffnung wallt der Himmel hin mit seinen Sternen"). Der Dichter löst sich im Gefühlsüberschwang von der Natur ab, hinter den Worten Tag, Nacht, Himmel mit Sternen steht keine Naturwirklichkeit. Die Sprache ist knapper als die Jacobis. Schwärmerische Gefühlsausdrücke wie „flehen", „wehen", „wallen" begegnen bei Stolberg häufig, das Wort „schmachten" braucht Jacobi nie. Jacobi und Fritz Stolberg sind in einigen Wesenszügen verwandt. Beide haben die weiche Seele, die Empfänglichkeit für fremde Einflüsse und nur in geringem Maße schöpferische Erlebniskraft. Stolbergs Einfühlungsvermögen ist es ein Leichtes, den von Jacobi vorgesprochenen geistigen Gehalt nachzuahmen, seinem Sprachtalent ein Leichtes, die vorgebildete Form nachzubilden. So kann aus dem Zusammendichten ein Ganzes entstehen. Stolberg unterscheidet sich von Jacobi durch seine Gefühlstrunkenheit, den schwärmerisch religiösen Zug, noch stärkere Anpassungsfähigkeit und glänzendere Beweglichkeit.

Auch Friedrich Leopolds Frau Sophie schreibt ein paar Mal an den Freund ihres Mannes, nach Frauenart erkundigt sie sich nach seiner Frau und Familie, bedauert sie ihn, den Schrecken der Revolution so nahe zu sein, lobt sie seine Gedichte (27. Okt. 1793. 28. Okt. 1794). Christian Stolberg hat Jacobi nicht persönlich gekannt. Er schreibt den ersten Brief an Jacobi zugleich mit seinem Bruder am 15. Sept. 1783. 19 Jahre später, am 30. Dez. 1802, als er diesen ersten Brief schon vergessen hat, nimmt er wieder den Briefwechsel auf und beteuert erneut seine Liebe und Verehrung für den Dichter, „unter dessen Gedichte ich mehrere zähle, die für mich das schönste Ideal der Liederdichtung aller Zeiten und aller Sprachen sind", dessen Gedichte „für mich einen unaussprechlichen Reiz" haben (23. Juni 1805)[26]).

In den Gedichten beschäftigt Jacobi sich mit seinen Freunden. Er tröstet Schlossers von den Greueln der Revolution zerrissenes Gemüt (IV, 231 mit dem veranlassenden Brief 228 und dem Antwortbrief 237)[27]). Er stellt sich seine geistige und seelische Art vor (V, 71). Er spricht Gleim Mut zu neuen Liedern zu und geht auf sein Wesen ein („der so treulich sucht, um jede Spur von edler Menschheit aufzufinden, der . . . sich aller seiner Mitgenossen an Gottes schöner Sonne freut") und auf seine Poesie („Genius der

[26]) abgedr. bei Martin Nr. 24. S. 89.
[27]) Das Gedicht ist abgedr. in: Voß' Musenalmanach. 1794. S. 16.

Menschheit", „. . . dem Schrein der Zwietracht, der Gewalt'gen Dräun mit Liedern dich entgegen wagen, dem Guten unter Feierklang der Saiten Trost und Hoffnung sagen und deiner Sendung voll im strafenden Gesang den Mut des Frevlers niederschlagen" [V, 8]). Gleims Charakter und Dichtung würdigt er auch in V, 91: er sei ein Mensch, der „verborgen edle Taten edler übt", der „Weisheit liebt", „. . . nie getrübt von der Erde nicht'gen Sorgen" sei; seine Poesie sänge „Lustgesänge" von Blumen, Liebe, Freudengöttern und Freunden. Er denkt über Beruf und Charakter des Freiherrn von Zink (V, 41. 71)[28]), des Regierungsrats und Dichters von Neveu (VII, 207) nach. Frau von Zink[29]) sieht er Gutes tun wie der segensvolle Mai (V, 58). Seinen Arzt Professor Ecker[30]) beobachtet er in seinem beruflichen Tun, und er bewundert den heiteren Sinn, mit dem er das zugleich schwere und „wonnreiche Los" trägt (VII, 55). Er fühlt seinen Kummer über des Sohnes Tod mit (VII, 122). Den Staatsrat Frank ehrt er mit der Darstellung seines Charakters (VII, 150). Er singt einfühlende Lieder für „Theone"[31]) (VI, 135) und „Eudora" (VI, 172).

Der Freiburger Professor beachtet Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Er widmet aber seine Lieder nicht den Freiherren und Fürsten, sondern den Freunden oder Menschen, in deren innere Wesensart er eindringt (IV, 226[32]). V, 103[33]). VI, 10. VII, 71).

Daß Jacobi stärker aus dem Kreise des eigenen Ich heraustritt, zeigen die Fürwörter. Außer dem „Ich" braucht er das den Freund anredende „Du" (IV, 231. V, 8. 20. 22. 41. 71. 87. 91. 142. VI. 252. VII. 55. 122. 150. 207) und öfter das umfassendere „Wir". Dieses „Wir" heißt „wir Freunde" (IV, 204. 231), „wir Gleichgesinnten" (IV, 226. V, 99. 109. 136. VI, 176. 224. VII. 224) und am häufigsten „wir Menschen im allgemeinen" (IV, 194. V, 22. 96. 142. 162. VI, 31. 66. 130. 258. VII, 59. 107).

---

[28]) über Zink s. Pfannenschmid, H.: Gottlieb Konrad Pfeffels Fremdenbuch. Colmar 1892. S. 399 und Nicolovius S. 35.

[29]) In einem Brief an Schlichtegroll nennt Jacobi sie „eine Dame von Witz, Belesenheit und eigenthümlicher Laune" (Brief vom 16. Aug. 1802 Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c; IX, 5).

[30]) Ecker ist ckarakterisiert in: Münch Bd. 1. S. 206 f.

[31]) Theone ist die Dichterin Therese Ardner, die Jacobi bei seinem Freunde, dem Kanzler des Maltheser-Ordens Ittner kennen lernte. (Ittner, Josef Albert: Schriften. Hrsg. von Heinrich Schreiber. Freiburg 1829. Bd. 4. S. 148). Im Jahre 1801 ist er in Freiburg öfter mit ihr zusammen, wie er an Pfeffel meldet (Schoell S. 69. 70). In dem zweiten Brief vom 6. Nov. 1804 berichtet er von seinem Gedicht, am 22. Febr. 1805 (S. 71) schreibt er: „Es freut mich, daß Du mit meiner Romanze an Theone zufrieden bist". Jacobis Gedicht ist der Dank für ein Gedicht Theones, das ihn und Pfeffel feiert (Iris, 1806. S. 155). Ein zweites Jacobi gewidmetes Gedicht Theones vom 4. Sept. 1805 druckt die Iris 1807. S. 55 ab.

[32]) Von dem Freiherrn von Ulm sind 3 Briefe an Jacobi erhalten, vom 23. Nov. 1792, 31. Dez. 1792 und 22. Apr. 1793 (Univ.-Bibl. Freiburg Hs 431, c. VII).

[33]) Von dem Herrn von Baden ein Brief vom 3. Okt. 1794 ebda.

Der Freiburger Jacobi wird auf die Ereignisse der weiteren Welt aufmerksam. Die Freunde (Schlosser IV, 231 und Gleim[34]) V, 8) lenken seine Augen auf die französische Revolution. Im Jahre 1800 erlebt er die französischen Marodeure im eigenen Hause. Daß der ganz im Gemütsleben aufgehende Dichter vor den tatsächlichen Auswirkungen der Revolution Abscheu empfindet (IV, 231. V, 8. 22)[35]), scheint natürlich, ebenso daß er sich über diese Geschehnisse mit seinen friedlichen und heiter-frommen Idealen tröstet (IV, 231. V, 8. 22). Neu ist, daß er von dem Dichter Beachtung der Geschichte verlangt: „Zwar wehe dem — er hat kein Recht an Menschentränen mehr — der, wenn er sein Geschlecht erniedrigt sieht, von ihm die stolzen Blicke wendet, im Anschaun seiner selbst zufrieden, doppelt groß! Wie sollte der Gefallnen Los ein frommer Sänger nicht beklagen? Er trauert, weint um sie; doch ohne zu verzagen" (V, 8). Volk und Vaterland, die bisher in seiner Poesie gar keine Rolle spielten, treten in den Themenkreis. Die dichterische Phantasie beschäftigt sich mit der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart im eigenen und fremden Volke (V, 8). An das engere Vaterland denkt er im „Danklied der Breisgauer Landleute . . ." (V, 103) und im Preislied auf den badischen Kurfürsten (VI, 245). Das Wort „deutsch" erscheint zum ersten Mal in „An meinen Zeisig" (VI, 224) von 1806, in dem er Deutschlands Elend mit der geborgenen Stille der Vogelwelt vergleicht. Zu Deutschland bekennt er sich in VII, 113 vom 1. Jan. 1809: „Wen Liebe nicht ans Vaterland kettet, wem jeder fremde Boden gefällt, der kann als Bürger einer Welt in ihr mit innigem Verlangen, fest in der Treue nichts umfangen". Der Weltbürger irrt ohne sicheres Geleit umher, „des Zufalls Beute". Das „Tischlied" vom 4. Nov. 1810 (VII, 218)[36]) lädt nur „deutsche" Männer zum Mahl: „Hinweg, wer schüchtern um sich schaut, nicht frei sein Angesicht erheben darf, sobald man laut vom Vaterlande spricht". Der deutsche Mann nach Jacobis Vorstellung bewahrt seinen Charakter, „was, den Mut zu stählen, glüht in Männer-Seelen, tilgt kein Machtgebot" (VI, 224). Der Deutsche ist stolz auf sein Vaterland, er erzieht Söhne, die sich nicht „an knechtisches Joch gewöhnen, daß, wenn Germania je dem Drang der Zeit erliegt . . ., ihr Genius fort und fort noch rede zum Enkel ein mächtiges Wort, und wer sie erblickt in ihrem Falle, mit Ehrfurcht um die Trümmer walle" (VII, 113). „Er tritt hervor mit Wort und Tat", „hohen Mutes voll", „hinblickend auf sein Vaterland, an dem er nie verzagt" (VII, 218). Noch um die Wende 1813/14 dichtet er ein Neujahrslied voll stolzen National-

---

[34]) s. Kozlowski, Felix von: Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution. (Euphorion Bd. 11. 13. 1904—06.)

[35]) in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 171.

[36]) Münch, Bd. 1. S. 215 nennt es „herzergreifend", die Leipziger Literatur-Zeitung 1812 (1. Halbjahr. St. 68) „gemüthvoll, kräftig und erhebend".

gefühls[37]). Daß Jacobi trotz dieser Themen im Grunde jenseits des politischen Lebens steht, beweisen seine Worte an Pfeffel[38]): „Gebe Gott, daß sich unsre politische Aussicht auch in Kurzem aufhelle! Ich hoffe wie Du, viel Gutes von Eurem Frieden mit England, obwohl viele hier dawider murren, weil sie behauptet hatten, die Engländer würden die Abtretung der Niederlande oder eines Theils vom linken Rheinufer fordern. Ich brauche weder jene, noch dieses; mir ist das Breisgau genug, wenn es nur einen guten Herrn bekommt."

Ich und Welt scheidet der Dichter in den Gedichten mit allgemeinen Themen, deren Subjekt an Stelle des persönlichen „Ich" oder „Wir" ein Unpersönliches ist. Hierzu gehören „Spinnerlied" (IV, 202)[39]), „Lied einer Mutter" (IV, 241), „Am Aschermittwoch" (V, 3), „Die Verlobten" (V, 84), „Die Mutter" (VI, 130), „Das goldene Zeitalter" (VII, 107)[40]), „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" (VII, 185)[41]); ebenso die Lieder, in denen er sich von der Betrachtung des eigenen Inneren einem Bilde zuwendet: „Die Ruhe in Egypten" (VI, 29) und „An meinen Arzt" (VII, 171).

Obwohl Jacobi oft die Außenwelt als vom Ich Losgelöstes betrachtet, hat er doch den persönlichen Blickpunkt, der alle Verhältnisse auf das Ich bezieht, nicht aufgegeben. Die Freunde betrachtet er immer mit dem Blick auf sich selbst. Er vergleicht sie mit sich: Gleims tätige Phantasiekraft mit seiner erlahmenden (V, 8); Zinks Beruf und Besitz mit seiner eigenen Armut (V, 41). In V, 71 sieht er Zink weniger als eigene Persönlichkeit als in der Wirkung auf sich selber. In dem Gedicht, das Ecker über den Tod seines Sohnes trösten soll (VII, 122), spricht er über seine eigene Dichtung; desgleichen in dem Staatsrat Frank ckarakterisierenden Liede (VII, 150). Die französische Revolution betrachtet er als den Gegensatz zu seiner kleinen friedlichen Welt (IV, 231, V, 8, 22). In die Lieder mit allgemeingültigem gedanklichem Inhalt schiebt er gern Beziehungen zum Ich ein: in das „Tischlied" von der Unvergänglichkeit des Geistes (VI, 176) die Erinnerung an die eigene Jugend; in die Betrachtung des Carraccio-Bildes (VI, 29) die Besinnung auf die eigene Frömmigkeit; in die Darstellung von „Liebe und Hoffnung" (VI, 258) das persönliche Bekenntnis zur hoffnungsgläubigen Lebensanschauung; in die Vorstellung vom „goldenen Zeitalter" (VII, 107) das persönliche Bekenntnis zur Gegenwart; in „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" (VII, 185) die persönliche Stellung zur

[37]) Martin S. 20.
[38]) Schoell, S. 52 Brief vom 17. Okt. 1801.
[39]) in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 30.
[40]) Den Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit behandelt schon die Anakreontik öfter (s. z. B. Ramler: Lyrische Blumenlese. Lpz. 1774—78. Bd. 2. S. 360. 374) — meist jedoch zu Ungunsten der Gegenwart.
[41]) Die Leipziger Literatur-Zeitung 1812. 1. Halbjahr St. 68 lobt die „zarte Innigkeit und holde Naivität" dieses Gedichts.

Der Freiburger Jacobi wird auf die Ereignisse der weiteren Welt aufmerksam. Die Freunde (Schlosser IV, 231 und Gleim[34]) V, 8) lenken seine Augen auf die französische Revolution. Im Jahre 1800 erlebt er die französischen Marodeure im eigenen Hause. Daß der ganz im Gemütsleben aufgehende Dichter vor den tatsächlichen Auswirkungen der Revolution Abscheu empfindet (IV, 231. V, 8. 22)[35]), scheint natürlich, ebenso daß er sich über diese Geschehnisse mit seinen friedlichen und heiter-frommen Idealen tröstet (IV, 231. V, 8. 22). Neu ist, daß er von dem Dichter Beachtung der Geschichte verlangt: „Zwar wehe dem — er hat kein Recht an Menschentränen mehr — der, wenn er sein Geschlecht erniedrigt sieht, von ihm die stolzen Blicke wendet, im Anschaun seiner selbst zufrieden, doppelt groß! Wie sollte der Gefallnen Los ein frommer Sänger nicht beklagen? Er trauert, weint um sie; doch ohne zu verzagen" (V, 8). Volk und Vaterland, die bisher in seiner Poesie gar keine Rolle spielten, treten in den Themenkreis. Die dichterische Phantasie beschäftigt sich mit der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart im eigenen und fremden Volke (V, 8). An das engere Vaterland denkt er im „Danklied der Breisgauer Landleute . . ." (V, 103) und im Preislied auf den badischen Kurfürsten (VI, 245). Das Wort „deutsch" erscheint zum ersten Mal in „An meinen Zeisig" (VI, 224) von 1806, in dem er Deutschlands Elend mit der geborgenen Stille der Vogelwelt vergleicht. Zu Deutschland bekennt er sich in VII. 113 vom 1. Jan. 1809: „Wen Liebe nicht ans Vaterland kettet, wem jeder fremde Boden gefällt, der kann als Bürger einer Welt in ihr mit innigem Verlangen, fest in der Treue nichts umfangen". Der Weltbürger irrt ohne sicheres Geleit umher, „des Zufalls Beute". Das „Tischlied" vom 4. Nov. 1810 (VII, 218)[36]) lädt nur „deutsche" Männer zum Mahl: „Hinweg, wer schüchtern um sich schaut, nicht frei sein Angesicht erheben darf, sobald man laut vom Vaterlande spricht". Der deutsche Mann nach Jacobis Vorstellung bewahrt seinen Charakter, „was, den Mut zu stählen, glüht in Männer-Seelen, tilgt kein Machtgebot" (VI, 224). Der Deutsche ist stolz auf sein Vaterland, er erzieht Söhne, die sich nicht „an knechtisches Joch gewöhnen, daß, wenn Germania je dem Drang der Zeit erliegt . . ., ihr Genius fort und fort noch rede zum Enkel ein mächtiges Wort, und wer sie erblickt in ihrem Falle, mit Ehrfurcht um die Trümmer walle" (VII, 113). „Er tritt hervor mit Wort und Tat", „hohen Mutes voll", „hinblickend auf sein Vaterland, an dem er nie verzagt" (VII, 218). Noch um die Wende 1813/14 dichtet er ein Neujahrslied voll stolzen National-

---

[34]) s. Kozlowski, Felix von: Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution. (Euphorion Bd. 11. 13. 1904—06.)

[35]) in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 171.

[36]) Münch, Bd. 1. S. 215 nennt es „herzergreifend", die Leipziger Literatur-Zeitung 1812 (1. Halbjahr. St. 68) „gemüthvoll, kräftig und erhebend".

gefühls[37]). Daß Jacobi trotz dieser Themen im Grunde jenseits des politischen Lebens steht, beweisen seine Worte an Pfeffel[38]): „Gebe Gott, daß sich unsre politische Aussicht auch in Kurzem aufhelle! Ich hoffe wie Du, viel Gutes von Eurem Frieden mit England, obwohl viele hier dawider murren, weil sie behauptet hatten, die Engländer würden die Abtretung der Niederlande oder eines Theils vom linken Rheinufer fordern. Ich brauche weder jene, noch dieses; mir ist das Breisgau genug, wenn es nur einen guten Herrn bekommt."

Ich und Welt scheidet der Dichter in den Gedichten mit allgemeinen Themen, deren Subjekt an Stelle des persönlichen „Ich" oder „Wir" ein Unpersönliches ist. Hierzu gehören „Spinnerlied" (IV, 202)[39]), „Lied einer Mutter" (IV, 241), „Am Aschermittwoch" (V, 3), „Die Verlobten" (V, 84), „Die Mutter" (VI, 130), „Das goldene Zeitalter" (VII, 107)[40]), „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" (VII, 185)[41]); ebenso die Lieder, in denen er sich von der Betrachtung des eigenen Inneren einem Bilde zuwendet: „Die Ruhe in Egypten" (VI, 29) und „An meinen Arzt" (VII, 171).

Obwohl Jacobi oft die Außenwelt als vom Ich Losgelöstes betrachtet, hat er doch den persönlichen Blickpunkt, der alle Verhältnisse auf das Ich bezieht, nicht aufgegeben. Die Freunde betrachtet er immer mit dem Blick auf sich selbst. Er vergleicht sie mit sich: Gleims tätige Phantasiekraft mit seiner erlahmenden (V, 8); Zinks Beruf und Besitz mit seiner eigenen Armut (V, 41). In V, 71 sieht er Zink weniger als eigene Persönlichkeit als in der Wirkung auf sich selber. In dem Gedicht, das Ecker über den Tod seines Sohnes trösten soll (VII, 122), spricht er über seine eigene Dichtung; desgleichen in dem Staatsrat Frank ckarakterisierenden Liede (VII, 150). Die französische Revolution betrachtet er als den Gegensatz zu seiner kleinen friedlichen Welt (IV, 231, V, 8, 22). In die Lieder mit allgemeingültigem gedanklichem Inhalt schiebt er gern Beziehungen zum Ich ein: in das „Tischlied" von der Unvergänglichkeit des Geistes (VI, 176) die Erinnerung an die eigene Jugend; in die Betrachtung des Carraccio-Bildes (VI, 29) die Besinnung auf die eigene Frömmigkeit; in die Darstellung von „Liebe und Hoffnung" (VI, 258) das persönliche Bekenntnis zur hoffnungsgläubigen Lebensanschauung; in die Vorstellung vom „goldenen Zeitalter" (VII, 107) das persönliche Bekenntnis zur Gegenwart; in „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" (VII, 185) die persönliche Stellung zur

[37]) Martin S. 20.
[38]) Schoell, S. 52 Brief vom 17. Okt. 1801.
[39]) in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 30.
[40]) Den Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit behandelt schon die Anakreontik öfter (s. z. B. Ramler: Lyrische Blumenlese. Lpz. 1774—78. Bd. 2. S. 360. 374) — meist jedoch zu Ungunsten der Gegenwart.
[41]) Die Leipziger Literatur-Zeitung 1812. 1. Halbjahr St. 68 lobt die „zarte Innigkeit und holde Naivität" dieses Gedichts.

lichkeit. Er besingt jetzt das „Weibchen", „das willigliich die Kreise der muntern Jugend-Welt verließ und unverstellt mich liebend in der Stille mein Alter, meine Brille und manche Dichter-Grille mir gern zu gute hält", die hilft „nach alter Sitte mir ohne meine Bitte, wenn eine Last zu schwer auf meinen Schultern lag" (V,142)[45]). Diese Liebe nimmt die Geliebte, wie sie ist, ohne sie poetisch zu verklären: „hab' ich je der Venus Wolken-Wagen mit Schwänen weiß wie Schnee bespannt, um dich zu tragen? Auf irgend einer Höh', in Tälern, an der See dir Opfer rauchen lassen?" (V,142). Die Liebe der Ehegatten ist treu und sündelos, sie paßt sich dem Alltag an, trägt Glück wie Schicksalstücke. Not und Krankheit (V,142. VII,3. 103). Das Bewußtsein des sicheren Genusses und Besitzes, „des häuslich stillen Glücks" (VII,3), wird erhöht durch das Kind, das dem Vater Freude gibt, so „wie es ist, im Matelotten-Kleide . . ." (V,142). Der Ehemann und Vater kennt nicht mehr Leidenschaft, Sehnsucht, Ahnung der Liebe: „Mein Alles ist seit jener Zeit das Weibchen und der Knabe; nichts mangelt mir, denn mich erfreut das Kleinste, was ich habe" (VII,3). An die Stelle des Bildes von dem geliebten Mädchen tritt jetzt immer das Bild von der Ehefrau und der Mutter. Der Jüngling sucht nicht ein Mädchen zu Lust und Zeitvertreib, sondern die ihm gemäße Frau fürs Leben (V,84). Der Mann kehrt nach der Arbeit zu „Weib und Kindern" zurück (VI,166). Mann und Frau, Hut und Häubchen liegen immer im scherzhaften Streit (VI,227). Die Ehefrau erbittet ein Kind von den Göttern (VI,172). Die Mutter wiegt das Kind (IV,241)[46]), entzückt drückt sie ihren Säugling an sich" (V,3), sie lacht dem spielenden Kleinen zu (V,158). Mutterliebe begleitet den Menschen durchs Leben (VI,130).

Der Gegenstand der neuen Liebesgedichte ist Jacobis Frau, Maria Ursula Müller, die Tochter eines Tagelöhners auf dem Salgute zu St. Peter im Schwarzwald. Sie ist am 28. Sept. 1764[47]) geboren, in ihrer Kindheit hütete sie die Ziegen des Klosters, später nahm sie Hausdienste in Freiburg. Am 26. Dez. 1791 schließt der Universitätsprofessor den romantischen Ehebund mit dem Naturkind[48]). Die junge Frau wird von den Bekannten als schön, rein, natürlich, klug, bildungsfähig, frei, wahr, phantasievoll ge-

[45]) An diesem Gedicht „An meine Frau" lobt „Das letzte Taschenbuch auf das 18. Jahrhundert" Pirna 1800. S. 103 ff. besonders den Schluß, der „als ächte Popularphilosophie der höheren Stände in jedes Sittenbüchlein für sie aufgenommen werden sollte, um sie zur verlassenen Natur zurückzuführen".

[46]) in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 185.

[47]) Martin. S. 40. Anm. 68.

[48]) nicht, wie Bader (s. u.) Bd. 2. S. 233 angibt, 1792. Schlosser gratuliert mit einem Hochzeitslied, das vom 26. Dez. 1791 datiert ist und berichtet an Forster am 31. Dez. 1791 von der Hochzeit (Nicolovius, S. 200). Zinck gratuliert in einem Brief vom 25. Dez. 1791 (Univ.-Bibl. Freiburg. Hs 431, c. VI).

In der Aufzählung der Freiburger Briefe des Frhrn. von Zinck bei Martin S. 39 Anm. 63 fehlt der vom 13. 7. 1796.

schildert. Die gemeinschaftliche Liebe zu dem Sohn (17. 12. 1792 bis 2. 9. 1811) hält die Ehe der ungleichen Partner auch im Alltag zusammen[49]). Nach dem Tode von Mann und Kind ergibt sich die empfindsame Frau gänzlich der Melancholie, sie stirbt erst am 19. Okt. 1840[50]).

Jacobis Verhältnis zur Natur hat sich seit den letzten Düsseldorfer Jahren gewandelt. In den Chloe-Liedern schwingt die beseelte Landschaft, die menschgewordene Natur mit den Gefühlen des Dichters mit. Die Natur verschmilzt mit dem Leben der Seele zu einer neuen lebendigen Einheit. In den neuen Gedichten erscheinen Natur und Seele als getrennte Mächte. Die Natur lebt nicht mehr unmittelbar mit, die Landschaft erregt das Gefühl nicht, und das Gefühl fängt nicht sympathetisch die Stimmung der Natur auf. Die Natur wird jetzt Milieu und Hintergrund der Seele, sie gibt die Parallelbewegung zu der der Seele. Der Dichter trägt seine Stimmung von außen in die Natur hinein, während sie in den Chloe-Liedern aus ihr hervorfloß.

Das einzige Gedicht, in dem das Gefühl sich inniger mit der Natur verbindet, ist das gemeinsam mit F. L. Stolberg verfaßte „Lied" (IV,196). Der Dichter redet das Bächlein an: „. . . redest du mit mir in stillen Abenddämmerungen, schon hat dein leises Murmeln hier mit süßem Schauer mich durchdrungen" und den Zephir: „gleich dem Epheu bebt, wenn du mir lispelst von den Hügeln, mein klopfend Herz; die Seele schwebt auf deinen unsichtbaren Flügeln". Seine Seele fühlt und versteht das geheimnisvolle Leben im „Wellenspiel", in „des Weinstocks Ranken", im „Maienlüftchen", „das ahndungsvolle Wehen um der Quelle Rand". Gegenüber den Cloe-Liedern erfaßt nicht die zur Liebe gestimmte Seele die Stimmung der Natur, sondern die fromme, gottergebene erfühlt die tätige Anwesenheit Gottes in den Einzeldingen.

Die neue Stellung zur Natur spricht Jacobi in „An die Natur" (VI,31)[51]) aus. Rückblickend erinnert er sich der starken Verbundenheit mit ihr: „oft hast du mit mir getrauert, oft mich won-

[49]) F. L. Stolberg schreibt von dem „Bübchen": „in dem, wenn Sie beide auch aus Uebermuth der Liebe sich einen Augenblick einer den andern vergessen wolten, Sie sich gleich wieder finden würden". (Originalbrief vom 5. Jan. 1800 Univ.-Bibl. Freiburg Hs 431, c. IX, 4).

Die Freiburger Bibl. besitzt eine Reihe Briefe und Zettel des Sohnes an das Elternhaus (Hs 431, c. VIII).

[50]) Schwärmerische Schilderung der Ehe bei Brun Bd. 1. S. 107 ff. und bei Münch Bd. 1. S. 216 f. Ein sachlicherer Bericht bei Bader, Josef: Das badische Land und Volk. Freiburg 1853—56. Bd. 2. S. 229 ff. Einen Brief vom Vortage der Hochzeit, der Jacobis Gefühlslage zeigt, druckt Martin-Scherer S. 340 ab. Daß die Ehe glücklich gewesen ist, geht auch aus den Familienbriefen des Jacobi-Nachlasses auf der Freiburger Bibliothek (Hs 431, c. VIII) hervor.

[51]) „Das letzte Taschenbuch auf das 18. Jahrhundert" Pirna 1800. S. 103 ff. tadelt die zu starke „Schwärmerei" in diesem Gedicht. Das „Ueberflüssige Taschenbuch" von 1800 druckt es mit der Melodie von Reichardt (S. 192) ab.

nevoll durchschauert" (s. die Chloe-Lieder). Jetzt ist sie „Widerschein und Widerklang" der menschlichen Empfindungen, Parallele zum menschlichen Schicksal. Der Mensch schiebt ihr seine Gefühle unter, Freude, Liebe, Wehmut, Hoffnung, Friede, Haß gegen Bosheit und Verbrechen. Die herbstliche Stimmung des Gemüts wird in IV,204 der Landschaft auferlegt: „es scheint — wie bezeichnend ist dieses trennende „scheint"! — der helle Mühlenbach, mit ihm die Bretma sich zu grämen, daß von den Ufern allgemach die letzten Blümlein Abschied nehmen . . . Dann flüstern die entlaubten Reben, wo jede Wonne, jedes Leben vom kahl gewordnen Hügel flieht". Ähnlich sieht in V,71 das freudige Gemüt Freude in der Natur: „wie hell vom reinen Himmel schien die Sonne dort ins frische Grün! So boten die bekränzten Matten der Herde nirgend ihren Schatten!", sogar in einer Natur, die mit heulendem Sturm, Nebel, rauhem, kaltem Himmel eine ganz andere Stimmung in sich trägt. Und die mit Trauer erfüllte Seele legt die Trauer den Naturdetails von außen auf: „da tönte schwach mir am verstummten Mühlebach des Finken Lied; da regte sich die hohe Pappel schauerlich; die Blümchen flüsterten den Weiden ihr Lebewohl und wollten scheiden". „Wehmut deutet auf Zypressen hin" (VI,252). Der Mensch kann das, was er fühlen will, als seelischen Inhalt in der Natur sehen und hören: „was da lispelt, singt und rauschet, kündigt dem geweihten Mann, der auf jedes Blättchen lauschet, Freude nur und Eintracht an", während in der Menschenwelt die Revolution tobt (IV,231). Der Mensch geht in der Natur auf, aber nicht in ihrer gefühlslösenden Stimmung, sondern als Einzelteil der Schöpfung: Er ist verschwistert mit allem, „was die Mutter Erde trägt; mit dem Bäumchen, das sich regt, mit den Blumen, die ein linder Hauch bewegt. Schwester! ruft es dann von allen Seiten. Schwester! murmelt dir des Baches Lauf . . ." (V,87). Das Lied „Am Vorabend des 1. Mai" (V,96) löst klar das Menschliche von der Natur ab. Nur zwei kurze Sätze fangen die Stimmung in der Natur auf: „den Tälern kündigt seine Feier das Morgenlied der Hügel an", „und wieder grüßt der Vögel Kehle den Hain, den Frühlingsluft durchweht". Der Mensch vergleicht den Mai mit den anderen Monaten und feiert ihn als den schönsten. Die Mütter heben die Kinder zum „Vater Mai" empor und flehen „für ihrer Tochter zarte Seele, daß sie an Wohltun ähnlich sei dem guten Mai", während die Väter die Söhne im Tempel der Natur beten lehren. Als völlig von der menschlichen Stimmung getrennt erscheint der personifizierte April in IV,194: „magst du wiederum mit Schnee und Regengüssen, mit Sturm und Blitz und Hagel dir bei Tag und Nacht die Zeit vertreiben! In unsrer kleinen Wirtschaft hier soll dennoch gutes Wetter bleiben". Oder der Juli in dem so benannten Gedicht (IV,201)[52]), in dem der Dichter nicht die Stimmung des Gewitters fühlend nacherlebt,

[52]) beide Gedichte in: Taschenbuch von Jacobi und seinen Freunden. 1795. S. 83. 119.

sondern an Gott im Gewitter denkt, ähnlich wie in V,87: „und wo sich die Hagelwolke senkt unter lauten Donnerschlägen, o wie dankend hebt er den Blick empor, wenn sie vorüber schwebt, wenn der Friedensgürtel sie umwindet und den Saaten Sicherheit verkündet".

Während in den Liebesliedern der Düsseldorfer Zeit (s. besonders III,33. 39. 104) die leidenschaftlich erregte Seele im Gefühl für die Situation Details flüchtig aufnimmt, neigt jetzt das beruhigte Gemüt zur Betrachtung. Der Dichter gibt nicht das Gefühl, sondern den Eindruck wieder. Er steht im Mondlicht (V,22), überläßt sich nicht der Stimmung, sondern er sieht: „schwärzer ward der Ulme Schatten, heller neben ihm das Grün der Matten, überglänzet Bach und Teich; jedes Blättchen ruhte ..." In VII,55 beobachtet er: „noch immer grauet der Himmel nur, mit Wolken überdeckt; von schneebeladnen Dächern tauet es nieder, und im Nebel halb versteckt ist jener Turm, den längst ein Heer von Spatzen, Dohlen und Raben sich zur Burg erkor; jetzt wagen kaum aus ihm die kühnern sich hervor, ihr Morgenfutter einzuholen". Der Anblick der Landschaft macht Auge und Herz heiter, leicht und weit (V,106), aber nicht das innere atmende Leben, sondern das „reich begabte Feld", denn „lustig ist's, im Freien hier durch lange Reihen hoher Garben hinzugehn; dort die himmelblauen Blumen anzuschauen, die bei goldnen Ähren stehn". Dem Dichter fällt wohl in VII,3 die Wildheit des Schwarzwalds auf, aber sie erregt nicht seine Empfindung, er besieht sie von fern: „und keiner geht von dannen, der nicht bei seiner wilden Pracht still steht und große Augen macht. Wild ist der Berg und schauderhaft, doch fröhlich anzuschauen"[53]).

Weil das ruhig anschauende Gemüt von dem Leben und von dem Zauber der Natur nicht mehr miterregt wird, ist es frei zur Beobachtung ihrer tätigen Kraft und ihrer Arbeit. Der „holde, lachende" Mai wird zum „mild ernährenden" Mai. „Wenn der tauende Morgen kaum beginnt, so warten höhere Sorgen weit umher auf allen Fluren dein. In der Blüten schöne Hülle birgst du süße Früchte die Fülle; wo der Halm aus grünenden Feldern steigt, wo die Rebenknospe sich zeigt, da bereitest du mit lächelnden Blicken Most und Korn, die Erde zu beglücken" (V,58).

Es wird deutlich fühlbar, daß der Dichter die Außenwelt nicht als individuelle Gefühlseinheit, als lebendigen Organismus nimmt.

[53]) Jacobi hat auch in Wirklichkeit das Gebirge nur von fern gekannt. In einem Brief an Pfeffel (Schoell S. 17 Brief vom 3 Mai 1801) gibt er selbst zu: „Ich bin kein Spaziergänger. Wegen eben dieses Zustandes, der mir im Freyen Schwindel und Unbehaglichkeit verursacht, ist es mir peinlich, in einem ganz offenen Wagen zu fahren; indessen braucht derselbe auch nicht ganz verschlossen zu seyn". Und Friederike Brun erzählt von ihm (Brun Bd. 1. S. 109 f.), daß er bei jedem kleinen Hügel schwindlich werde und Sonnenhitze und Bergsteigen scheue. – Über die Stellung der Menschen des 17. und 18. Jahrhunderts zum Gebirge s. Kammerer, Friedrich: Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Bln. 1909. S. 79 ff.

sondern die einzelnen Elemente sich erst in seinen Gedanken zu einer fühlenden Einheit zusammenschließen. Nicht das Zusammensein in der Wirklichkeit, sondern der Bezug auf einen Gedanken gibt Zusammenhalt. „Ein still hinrauschendes Gewässer, ein lindes Wehen durch die Flur bei Sonnen-Auf- und Untergang, der Nachtigallen Brautgesang beseligt uns auf goldnen Auen; weil (!) überall, wo Büsche tauen, wo Lüfte säuseln, wir den Gang des Unsichtbaren und mit Dank, mit Kinder-Glauben und Vertrauen ein Vorbild künft'ger Wonne schauen" (IV,204). „Huldigt denn, ihr Wiesen! neiget euch, ihr Wipfel! Saaten, steiget; lacht, ihr Trauben, dem Gotte der Lust! Ohne Lieb' ist alles stumm und öde" (VI,258).

Einzelheiten aus der Natur erscheinen in fast allen Gedichten. Der Dichter hat sie irgendwann gesehen oder erfühlt und holt sie jetzt aus dem eindruckempfänglichen Gedächtnis herauf, um die gedanklichen Vorstellungen und den Stil zu verlebendigen. Er braucht sie zur Versinnlichung abstrakter Begriffe, wie z. B. in VI,252 für Leid: „. . . trübte sich oft der Tag; Gewölke hingen über Tälern schauerlich, und im Nebel-Schleier, matt erhellt lag das öde, schneebedeckte Feld". Er benutzt Naturbilder zum Vergleich wie in V,8: „Ein wildes Meer, das seine Riegel bricht, der schnell erwachte Sturm, die Wolke, die zerrissen, ein Land ersäuft, ist so verderblich nicht, so nicht mit seinen Feuergüssen der hochaufflammende Vesuv, wenn er, was die Natur zum Garten Gottes schuf, mit Nacht und Graus bedeckt" wie die Greuel der Revolution. Oder in V,36 bei Schilderung der Musik: „Langsam wälzten sich halbe Töne jetzt mit klagendem Gewinsel wie gebrochne Meereswellen um der Insel schaumbedeckte Klippe".

Zu den altgewohnten Motiven aus der Natur kommen neue, da sich der ältere Jacobi stärker der Umwelt zuwendet als der im Subjektiven befangene Jüngling. Er bedenkt jetzt außer Hain, Quelle, Bach, Wiese, Au, Sonne, Mond, Frühling, Blumen, Zephir auch Winter (V,41. VI,31. VII,175), Herbst (IV, 204. 216, V, 23. VI,258. VII,105), Unwetter (IV,201, V,8. 62. 87. 99. 136. 142. 162. VI,52. 86. 130. 166. VII,71), Sturm (IV,196. 204. 212. V,8. 71. 96. VI,31. 52. 166. 172. 217. 258. VII,59), Schnee (V,8, VI,52. 166. 252. VII,55), Nebel (IV,204. V,103. VI,252. 258. VII,103), Berge (IV,212. 231. V,8. 162. VI,258. VII,3, 59), öde Nacht (V,71. VI,130. 176. VII,185), Meer (V,8) und Wasserfall (IV,196. V,162. VII,185). Daß Jacobi jetzt der großen und herben Seite der Natur aufgeschlossen ist, beweist ein Satz aus einem Brief an Ittner[54]), den er in der Jugendzeit nicht gesprochen hätte: „Eine Wildnis, so viel trauriges sie auch im Winter hat, ist dennoch der Begeisterung hold; denn die großen Massen der Natur und der Ungestüm der Winde und Ströme, geben der Phantasie einen höheren Schwung, veran-

[54]) Ittner, Josef Albert von: Schriften. Hrsg. von Heinrich Schreiber. Freiburg 1829. Bd. 4. S. 4. Brief vom 30. Dez. 1806.

lassen neue und starke Gedanken und Bilder, wovon jene alten Lieder, auf rauhen Bergen in Nebelwolken gesungen, hinlängliche Beweise sind". Neben Nachtigall, Lerche, Taube und Lamm nennt er Tiger (IV,204), Rabe (IV,204. VI,217), Sperling (VI,86)[55]), Adler, Sperber, Geier (VI,224), Storch (IV,204. 215. VI,258. VII,113). Henne (IV,204), Käfer (IV,204. VI,176).

Wie in den anakreontischen Jugendgedichten greift Jacobi auch jetzt wohl Einzelheiten aus dem lebendigen Organismus der Natur heraus, aber unter dem Eindruck der Goetheschen Lyrik hat er gelernt, sie seelisch-lebendig zu sehen. Die Einzelmotive der neuen Gedichte tragen denselben Charakter wie in den Gedichten des Düsseldorfer Jahrzehnts. Alle sind in Bewegung gedacht: „Bächlein. . . . wie rasch dein Gang ins Tal hernieder" (IV,196); die Ähre „wallt" (IV,196. V,162. VI,166); der Hain „kräuselt sich" (IV,196); die Stürme „werden wach" (IV,204); „auf Busch und Pflanze kühler Tau die Perlen sät" (IV,212); die Gipfel „wälzen sich in die Täler" (V,8); die Zedern „wanken" (V,8); der „hochaufflammende" Vesuv (V,8); Blumen „sprossen" (V,8); „Zephirs tragen auf zarten Schwingen" den Mai herbei (V,58); der Halm „aus grünenden Feldern steigt" (V,58); „wenns empor grünt" (V,62); „aus seiner Hülle das erste Laub der Birke dringt" (V,71); „bewegt vom Sturm die Wälder heulen" (V,71); „regte sich die hohe Pappel schauerlich" (V,71); Segen „rieselte herab im leisen Regen" (V,87); die Hagelwolke „senkt sich" (V,87); das Bäumchen „regt sich" (V,87); die Zeder strebt „mit frohem Beben" empor (V,99); Blumen „wallen", „flüstern" und „fallen" (V,106); der Blitz hat „Flügel" (V,99. 136); „steigendes" Gewässer (V,158); der Felsen „senkt sich", Wälder „zagen", der Abgrund „zittert", die Tanne „saust", Sterne „drehen sich", Sonnen „gehen auf und unter", der Epheu „bebt" (V,162); der Fluß „rieselt hin" (VI,29); „Blätter fallen, Nebel steigen, und zum Winterschlafe neigen sich die Bäume schon auf weiter Flur" (VI,31); die Rose „drängt aus ihrer Knospe hervor" (VI,52); die Stoppeln „beben" (VI,135); der Wipfel der Linde „neigt sich" (VI,135. 258); der Wipfel „schwankt hin und wieder" (VI,135); Schneegewölke „ziehen" (VI,166); der Grashalm „windet sich" aus dem Felsen (VI,252); die Halme „wogen" (VI,258); der Felsenquell „ergießt sich" (VII,97); das Saatfeld „keimt" (VII,122); die Palme „wogt" (VII,158); Blüten „schneien nieder" (VII,207); die Rebe „schlingt sich" (VII,229).

Die Benennungen der Naturdetails werden durch Umwandlung in Partizip-Adjektiva aktiviert: „umbüschte Gründe" (V,8. 106. VII,207); von Geißblatt „umbüscht" (V,142); „besonntes Land" (IV,196); „entlaubte Reben" (IV,204); „belaubte Höhen" (V,58); „bekränzte Matten" (V,71); „umkränzte Beete" (VI,252);

[55]) in der „Romanze" „Der Sperling" vom Sommer 1802 (Iris. 1803. S. 205) in dem Gleims „Marianne" abgeborgten Silbenmaß Monterifs. (Schoell S. 58).

„betaute Beete“ (VII,113); „hochbegraste Weide“ (V,87); „umblümt vom schönsten Tal“ (V,142); die Alpen sind „umstürmt“, „umdonnert“ (V,162); der „umblümte“ See (VI,258); „beblümte“ Wiesen (VII,211); der „tauende“ Morgen (V,58); „grünende“ Felder (V,58); „reifende“ Frucht (V,87); „knospende“ Ranke (V,87). Die mit Präpositionen verbundenen Verben bezeichnen die Bewegung in den Einzeldingen: Tulpen „umglänzen die Rose“ (IV,196); blütenvolle Äste „umwehen“ (IV,204); Lüfte „umwehen“ (V,41. 91); Wipfel „umwallen“ (VII,185); Blüten „umwallen“ (V,41); Düfte „umwallen“ (VII,105); Düfte „umfließen“ (VII,185); Winde „umheulen“ (VI,86); der Donner „umrollt“ die Zedern (V,8); Vergißmeinnicht „umflicht“ den Silberquell (V,99); Flocken „umhüllen“ (VI,31); Lustgehölze „umdüstern sich“ (VI,31); Epheu „umrankt“ den Baum (VI,135); Wohlgerüche „umschweben“ (VII,59); des Tages Rosenlicht „umstrahlt“ (VII,122); die „nachtumhüllte“ Pforte (VII,122); „umwölkte“ Tage (VII,211); die Sonne „umglüht“ (VII,235).

Die Luft ist immer bewegt: als „Zephir“ (V,22. 58. 91. VI,14. 135. 201. VII,59. 105); „Hauch“ (IV,196. V,87. VI,135. VII,97. 122); „Frühlingshauch“ (V,8. VII,59); „Autumnens Hauch“ (IV,216); „Wehen durch die Flur“ (IV,204); „ahndungsvolles Wehen um der Quelle Rand“ (IV,196); Wehen, „das von den Alpen stürmt“ (V,8); die „Winde wehen“ (VI,29. 31. 52. 252. 217. VII,122. 171); Lüfte „umwehen“ (V,41); der Hain, „den Frühlingsluft durchweht“ (V,96); „Frühlingswehn“ (VI,3); „Gottes Morgenwinde wehen“ (IV,31); „Säuseln der Lüfte“ (IV,204. VI,66); Busch, „von leichtgeschwingten Westen durchsäuselt“ (V,71); „Spiel des Morgenwinds“ (VII,207); „auf des Morgenwindes Flügeln“ (VI,31); „Maienlüftchen“ (IV,196); „milder Lüfte kühler Hauch“ (IV,231); West, der „tanzt“ (V,8); Weste „haschen sich“ (V,58); „von der Maienluft umschwebt“ (V,84); „leichtflatternd wie die Winde“ (V,142); der Wind „saust“ (VI,3. 52); der Nord „braust“ (VI,31. 258); Teich, „umbraust von Winden“ (VI,130).

Das Licht wirkt auf das Auge nicht in der Ruhe, sondern in der Bewegung, der Blick verfolgt die Richtung: die Sonne „blinkt herab auf . . .“ (V,41); der Mond „lacht herab auf . . .“ (IV,204); die Sonne „scheint vom Himmel ins frische Grün“ (V,71); die Sterne „scheinen nieder auf . . .“ (VI,252); „auf verarmte Beete strahlte matt die Abendröte“ (V,22); „banges Licht aus Wetterwolken bricht“ (VI,52); „der Flor der Morgendämmerung schwindet“ (VI,166); „sich mit Glanz die Berge gürten“ (VI,31); das Sternlein „tritt aus dem Nachtgewölke“ (VI,31). Das Auge sieht das Licht nicht als klare Helligkeit, sondern als Zauber, der jedem Einzelding eigentümliches Leben gibt. Wie in den Düsseldorfer Gedichten heißt es nicht nur „Licht“, „Sonne“, „Mond“, sondern „Rosenlicht“ (IV,196); „Maienlicht“ (VI,252); „Sonnenglanz“ (IV,212. V,41. VII,144); „Maienglanz“ (V,22); „des jungen Maitags erster Glanz“ (VI,31); „Maitagshelle“ (VII,122); „gold-

ner Maientag" (VI,3); „Rosenschein des Maitags" (V,8); „des Tages Rosenschein" (VII,122); der Sonne „milder Schein" (VII,229); „Sonnenblick" (V,91); „Morgenschein" (V,41); „Morgenlicht" (V,71. VII,71. 103); „Morgenglanz" (VI,52); „Morgenschimmer" (VII,171); „Strahl des Morgens" (VI,252); „der Sonne goldner Strahl" (VI,252); „Mittagsglanz" (VI,166); „Abendglanz" (V,71); „Abendschimmer" (VI,224); „der Abendsonne Schimmer" (IV,231); „Mondesschimmer" (V,71. VI,130); „Mondesglanz" (VI,31); „Mond im Silber-Schleier" (IV,204); „Silbermond" (V,23); „Silberwolke" (V,8). Noch immer meint der Dichter fast ausnahmslos das undeutliche Licht des Morgens oder Abends, die Dämmerung (IV,196. V,31. 71. VI,130. 145. 166. 201. VII,144); das „sanfte" Licht (IV,201. V,22. 41. 71); die „sanft verklärte" Nacht (V,158); die „stillglänzenden" Lichter des Himmels (V,166). Dieses Licht trägt die Farbe des Morgenrots (V,41. 99. VI,3. 31. 135) oder des Abendrots (VI,52. 166. 172. VII,55). Das Tageslicht wird oft mit dem unfarbigen, schimmernden „Gold" bezeichnet: „goldne Auen" (IV,204); „der Wiese frisches Gold" (V,20); „in goldner Morgenstunde" (V,71. 172); „vergoldete Wipfel" (V,87); „goldner Maientag" (VI,3); „goldne Morgenröte" (VI,31); „goldne Wolke" (VI,245); Blatt und Blüte „vergolden sich" (VII,62); „Gold der frühen Morgensonne" (VII,122). Das Licht verbreitet sich über die Gegenstände, so daß sie ihre Umrisse verlieren: „überglänzt" sind Bach und Teich (V,22); der Hügel „lichtumflossen" (VI,31); „dir glänzt jetzt im Morgenschein der zu Kristall gewordne Hain" (V,41); „vergoldete Wipfel deuten nach der Sonne letztem Glanz hinauf" (V,87); „die Sonne sich in Purpur hüllt" (VI,31); der Abend übermalt den Turm ganz mit Purpur (VI,166); „das falbe Rot den Reif der Gebirge bestrahlt" (VI,258); der siebenfarbene Bogen überglänzt den Hain (VII,107); die Morgensonne „umglüht" (VII,236).

Von den Geräuschen der Außenwelt nimmt das Ohr nur die leisen und undifferenzierten auf — wie in der vorangehenden Epoche: das „leise Murmeln" des Bachs (IV,196. 212. V,87. 91. VII,97. 207); „Plätschern" des Bachs (VI,176); das „Lispeln" im Busch (IV,201. V,22. VI,31); Lispeln der Luft (V,71); das „Rauschen" der Wellen (IV,196. 228. VII,122. 177); der Wasserfälle (VII,185); „still hinrauschendes Gewässer" (IV,204); das „Säuseln" der Staude (IV,196. VI,31); im Busch (V,71); der Espe (VII,59); junger Ähren (VII,224); das „Flüstern" in den Weinranken (IV,196. 204); der Blümchen (V,71); des Windes (VI,31); des Epheus (VI,135); der Tränenweiden (VII,103); des Hains (VII,176); das „Summen" der Bienen (IV,231. V,158). Selten sind die Geräusche laut: „Berge jauchzen unserm Gotte" (IV,228); Wälder „heulten" (V,71); laute Donnerschläge (V,87); „Brausen" im Bergstrom (V,162); im Nord (VI,258); „jauchzende" Gefilde (VI,245); der Sturm „pfeift" (VI,52). Den Vogelgesang empfindet das Gehör teils als klar bestimmtes Geräusch: „Girren" (IV,204);

„Triller“ (VI,86); „Zwitschern“ (VI,86. 176), teils als unbestimmtes Getön: „Brautgesang“ (IV,204); „Frühlingsruf“ (V,66); „Morgenton“ (VI,59); „Morgenlied“ (VII,224); „Klage“ (VII,185); oder nur als einfaches „Singen“ (IV,201. 231. V,71. 96). Auch bei den Tönen geht der Dichter der Richtung nach: „der Vögel Schar singt . . . uns entgegen“ (IV,201); „vom Donner noch umrollt“ (V,8); „hernieder in das stille, verlassne Tal die Lerche singt“ (V,71); „der Lerche Triller empor sich hebt“ (VI,86); „der Sang des Hänflings stiller dem Busch entschwebt“ (VI,86); „plätschert mit der kleinen Welle mir der väterliche Bach“ (VI,176); „umbrauset vom Nord“ (VI,258). Wie das Licht umgeben die Töne die Einzeldinge der äußeren Wirklichkeit mit einem Zauber, sie sind nicht als bestimmter Ton eines einzelnen Gegenstandes aufgefaßt, sondern als geheimnisvolles Getön um die Details: „verjüngter Büsche Melodie“ (IV,196); „der Haine Melodie“ (V,58); der Hain „von Melodien umtönt“ (V,71); „Waldgesang im Mai“ (IV,231); das von Lustgesang durchtönte Tal (V,41); „tönt ein neues Lied, ihr Äste, das von jenen Hügeln widerhallt“ (V,58): „jedes Rauschen, jedes Säuseln der Natur (V,87); das „Morgenlied der Hügel“ (V,96); jeder Hain „singt“ (VI,31); „bei der Haine stillem Abendlied“ (VI,252); die Berge „tönen“ (VII,59).

Das Leben in der Luft und um die einzelnen Formen der Landschaft wird durch den Duft verstärkt. Der Duft strömt von den Blumen aus (IV,196. V,22. 71. 96), von den Gesträuchen (V,58), oder er webt unbestimmt in der Luft: „Wiesenduft“ (IV,196): „Weihrauch duftet ihm der Hain“ (IV,231); die Rose „durchduftet den Hain“ (VI,201); „Balsamdüfte send' in ferne Gründe“ (VII,62); „Balsamdüfte wehen durch den Saal“ (VII,224); „unter Weihrauchdüften“ (VII,236).

Die seit der Anakreontik geübten Personifizierungen der Natur bringt Jacobi jetzt selten an und meist nur in blassen oder schablonenhaften Modifikationen, die noch weniger als früher eine körperliche Vorstellung enthalten: die Rose „lacht“ (IV,196. VI,201); der Mond „lacht vom Himmel herab“ (IV,204); „der Sternlein goldnes Chor . . . redet mit uns“ (IV,231); „lachender“ Mai (V,58); Busch und Weiden „kleiden sich lächelnd ins Gewand des Blütenmondes“ (V,99); „im Haar der Lenz die erste Blüte trägt“ (VII,180); die Morgenröte „schreitet mit holdem, bräutlichem Gang“ aus goldenen Toren, während „Tau von ihrem Purpur-Schleier fließt“ (VI,66); Einzeldinge werden angeredet: der April als launischer großer Herr (IV,194); der Mai „mit der spielenden Rechten“, „mit lächelnden Blicken“, „der voll Anmut geht“ (V,58); in demselben Gedicht werden Wald, Weste, Wiesen direkt angesprochen, wie in V,103 die Sonne, in VI,135 die Bäume, die ihr blütenreiches Haupt emporheben, in VI,258 die lachenden Trauben, in VI,201 die Rose, in VII,97 die Hortensie. In V,20 bekommt die ins menschliche Fühlen einbezogene Natur menschliche Züge: „und die Büsche rings um mich tanzten mit und freuten sich“.

Die Natur ist aber jetzt für Jacobi nicht nur Hintergrund oder Gleichnis der Seele, sondern ein selbständiges Wesen. Er nimmt sie nicht als zufällige Zusammenstellung von äußeren Gegenständen wie in der Anakreontik, auch nicht als dem menschlichen Fühlen sympathetischen Kräftekreis wie in der Chloezeit, sondern als vergeistigte und beseelte Macht neben dem Menschen. Natur und Mensch stehen gleichwertig nebeneinander.

Er erkennt das Walten außermenschlicher göttlicher Kräfte in der Natur. Sie erscheint als Kosmos mit eigener Gesetzlichkeit, für den es keinen Dualismus zwischen Geist und Materie gibt. Sie folgt dem ewigen Gesetz vom Wechsel der Jahreszeiten unabhängig von dem Fortgang des Menschenlebens (IV, 204. 231). Sie ist die „große Mutter, deren Hülle kein Sterblicher noch aufgedeckt" (IV, 204), die „nach höheren Gesetzen" erschafft (VII, 55), nach „geheimnisvollem Plan" handelt (V, 8). Nur dem Forschenden, dem „Geweihten", der sich „vom leeren Schall" von Ehre und Ruhm abwendet, öffnet sie ihr „Heiligtum" (VII, 55). Diesem ist die Natur die Mutter des All, die „Allbelebende", „Belehrende" (IV, 204), „Befreundete", die „Allernährerin" (VI, 31), die „Allgütige" (VII, 55), die „Allgebärende" (V, 8), die alles zum Leben weckt, alles nährt und die „aus ihrer Fülle mit immer offnen Händen" Kräfte, Fähigkeiten, Bedürfnisse und Genüsse klug an Tier und Mensch verteilt (IV, 204. V, 8). Ihren Kindern streut sie den Segen der Jahreszeiten zu fröhlichem Genuß auf den Weg (V, 22). Freundlich trägt sie, mütterlich hegt sie alles Lebende (V, 87. VII, 55. 175). Nichts achtet sie gering, mit Pracht stattet sie das Große aus, Himmelslichter, Weltmeer, Ströme, Felsen, und mit Zartheit das Kleine, Busch, Weiden, Silberquell, Blumen, Schmetterlinge. Sie nimmt den Menschen in ihren Kreis auf, so daß er sich mit den Naturdingen verschwistert: „Auf dem stillen Hügel dort wird Natur dir manches traute Wort aus der abendlichen Laube flüstern, dich mit allem zu verschwistern, was die Mutter Erde trägt; mit dem Bäumchen, das sich regt, mit den Blumen, die ein linder Hauch bewegt. Schwester! ruft es dann von allen Seiten, Schwester! murmelt dir des Baches Lauf; und vergoldete Wipfel deuten nach der Sonne letztem Glanz hinauf. Da, wo sich im Tau die Büsche kühlen, wirst du wandeln, sehn den schaffenden Geist, den die kleinste Pflanze preist und dich liebender noch und noch geliebter fühlen" (V, 87).

Als Mutter verschmilzt die Natur mit der Gottheit. Jacobis Naturgefühl ist mit religiösen Empfindungen verknüpft. Die höhere Macht, die alles schafft und erhält, heißt einmal Natur, das andere Mal Gott. Wie die Natur den mütterlichen Segen austeilt, so spricht der „gute Vater den väterlichen Segen über die entschlafene Welt" (IV, 212). Er liebt, bewacht, labt und nährt Pflanzen, Tiere und Menschen (IV, 212). Natur oder Gott ist das Allschaffende, Allumfassende in V, 99, in V, 162 heißt es „der

Gott der Stärke, der will und schafft", und der „Geist, der schafft und ordnet". Die Natur ist von Gott erfüllt. In ihren einzelnen Gegenständen und Vorgängen „beseligt" sie uns, weil wir in ihnen Got sehen (IV, 204). Dem Bächlein, dem Zephir fühlt sich der Mensch verwandt, obwohl er sie nicht geschaffen, denn „es ist der Herr, der überall im Wiesenduft, im Sturme schwebet, der Abendtau und Wasserfall und Himmel, Erd' und Meer belebet" (IV, 196). In der freien Natur, „im Grünen umschwebt" uns Gott, die Bäche murmeln, und Vögel singen von ihm (IV, 212). „Berge jauchzen unserm Gotte, Weihrauch duftet ihm der Hain; Gottes Morgenwinde wehn über seines Tempels Trümmer; in der Abendsonne Schimmer läßt er uns sein Antlitz sehn" (IV, 231). Wir finden ihn, von dem wir wissen, daß er alles geschaffen hat, „wenn dort der Epheu bebt, sich hier der Weinstock an die Ulme lehnet; des Rasens blumigter Altar macht ihn dem Herzen offenbar, das liebend sich nach Schönheit sehnet" (V, 162). Die Natur führt zu Gott hin. Sie lehrt den Menschen aufwärts von den Dornen blicken, zum Himmel beten, Paradies und, „wo die Blumen Gräber schmücken, Unsterblichkeit erwarten" (IV, 204). Und sie ist Gleichnis für das Paradies: „die vom Lenz verjüngte Wiese zeigt uns künft'ge Paradiese; Frieden, wie der Tau von oben, mild, unvergänglich wie die Sterne, Friede schimmert aus der Ferne, wenn die Sonne sich in Purpur hüllt; gleich dem hohen Gottesfrieden, den ein Traumgesicht dem müden Pilger einst im heil'gen Lande gab . . ." (VI, 31).

Jacobis Pantheismus ist nicht materialistische Gleichsetzung, nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Gemüt erfaßt. Er setzt sich selbst gegen die Verstandesklugen und kalten Zweifler ab, die „zu stolz" sind, „was uns Tier und Pflanze sagen, in seiner Einfalt zu verstehn". Wogegen uns die Natur „beseligt", weil überall „wir den Gang des Unsichtbaren und mit Dank, mit Kinder-Glauben und Vertrauen ein Vorbild künft'ger Wonne schauen" (IV, 204). „Mag spotten, wer da will! Ich glaube der nimmer täuschenden Natur, die auch dem Käfer tief im Staube nicht log. . . . und er, der Mensch, er sollte nur des Bessren, was er wünscht, entbehren? Natur, die Mutter, so verstehn, das heißt: ihr großes Wort verdrehn, ihr heiligstes Geschenk belachen und sein Gefühl zur Lüge machen" (IV, 204).

Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist dasselbe geblieben wie in den vorangehenden Gedichten. Gott ist der Vater zu den Menschenkindern (IV, 201, 212). Mit „mildem Segen" (IV, 201), freundlich (IV, 201, 212), vertraut (IV, 212), „getreulich" sorgend (VII, 71) kommt er den Menschen entgegen. Die einfältige Frömmigkeit fühlt Gottes Nähe eher in der Natur oder im schlichten Dorfkirchlein als im feierlichen Stadt-Dom (V, 158). Der Gläubige fragt, grübelt und zweifelt nicht, sondern wie ein Kind befiehlt er Gott seinen Geist (V, 3, s. auch den Prosa-Brief „Guter Glaube"

(V, 129)[56]). Voller Vertrauen gibt er sich ihm hin: „Sollt' ich seiner mich nicht freuen? Singen nicht, daß Wolke, Wind, auch die Blitze, wenn sie dräuen, in des Vaters Händen sind?" (IV, 212). Er duldet im Glauben an Gott, auch wenn er sich keiner Schuld bewußt ist (VII, 59). „Wer getrost die Hände faltet in der leidenvollen Welt, fühlt den Gott in sich: es waltet über ihm, was stärkt und hält, was durch hohen Ruf ihm lohnt; denn geweiht hat ihn sein Glaube, zu verherrlichen im Staube den, der über Sternen wohnt" (VIII, 59). Nur einmal, in dem mit Stolberg zusammen verfaßten „Lied" (IV, 196) wird Gott „Herr" genannt, drei Mal der „Unsichtbare" V, 3, VI, 31, VII, 59). Nur in V, 162 ist er der große Gott, der ewige, allwaltende, allmächtige Gott der Stärke, an dem gemessen der Mensch klein, vergänglich, ohnmächtig erscheint. Aber wir finden auch zu diesem Gott, weil er wie in Bergen, Gestirnen, Meeren auch in Schleedorn, Blumen,

[56]) Aus der Gottessicherheit erklärt sich auch Jacobis Toleranz gegenüber den Bekenntnissen zugunsten der „wahren christlichen Einigkeit" (in dem Aufsatz „Meine Wohnung" [VII, 75]). Er folgt der Humanitätsidee seiner Zeit, die das sittliche Gebot der Toleranz aufstellt, der das Ethische in der Religion als das Wesentliche und Bleibende gegenüber dem Dogma gilt (s. Horowitz, J.: Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns. Stgt. 1914). Die in den Gedichten festgelegte Stellung zu Religion und Dogma geht auch aus zwei Briefstellen an Gleim hervor (Gleimhaus Halberstadt, Arch.-Nr. 53). Am 4. Nov. 1782 berichtet er, daß er theologische Studien treibe, „ob ich gleich von Theologischen Kenntnissen nur den Gebrauch zu machen dencke, daß ich mich in Stand setze, die Religion des Neuen Testaments von allen menschlichen Zuthaten zu läutern, von ihr wegzunehmen, was man hineingetragen, und ihr wiederzugeben, was man in den neuesten Zeiten ihr genommen hat. Je mehr ich die Religion Jesu und der Apostel, in ihrer ursprünglichen Einfalt, studiere, desto mehr werde ich überzeugt, daß sie das erhabenste und tröstlichste ist, was je unter Menschen gelehrt wurde". Am 25. März 1785 klagt er über die religiöse Gleichgültigkeit der Freiburger und setzt sich zur Aufgabe, auch in religiösen Fragen seinen Schülern nützlich zu sein und „ihnen die vom Kirchen-System unabhängige, reinere Christus-Religion in ihrer Schönheit darzustellen".

Sein Bekenntnis zu einem undogmatischen Christentum hat er schon vor der Freiburger Zeit in mehreren Predigten öffentlich verkündet:

Zwei in Düsseldorf gehaltene Predigten (Der unbefleckte Gottesdienst vor Gott dem Vater. Die Glückseligkeit eines unverletzten Gewissens), gedruckt Halberstadt 1771. Zusammen rezensiert in: Frankfurtische gelehrte Zeitungen. Jahr 36. 1771. St. 19; Neue Hallische gelehrte Zeitungen. Th. 6. 1771. St. 12. S. 93; Neue Zeitungen von gelehrten Sachen. 1771. Nr. 73. S. 582. Die 1. Predigt allein rezensiert in: Jenaische Zeitungen von gelehrten Sachen. 1771. St. 18. S. 149. Wielands Ansicht bei Martin. S. 23. Anm. 7.

Durch den Glauben gelangen wir zur Ruhe. Geh. in Quedlinburg, gedr. Halberstadt 1770. Rezensiert in: Neue Hallische gelehrte Zeitungen. Th. 5. 1770. St. 38. S. 304; Hamburgische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. 1771. St. 36.

Von der Liebe gegen Gott. Düsseldorf 1771. Rezensiert in: Neue Zeitungen von gelehrten Sachen. 1771. Nr. 73. S. 578; Frankfurter gelehrte Anzeigen. 1772. Nr. 3.

Warnung für falschen Gottesdienst. Halberstadt 1772.

Zwei zu Vaels bei Aachen gehaltene Predigten. Breslau 1786.

Wiesenbächlein, Epheu, Weinstock offenbar wird. Der fromme Dichter glaubt freudig an die Auferstehung in „schönren Gottes-Welten" (IV, 204), in „lichtern Sphären", in der „ewig großen Harmonie der bessern Welt" (V, 162)[57]), im „bessern Mai" (V, 96), in „künftigen Paradiesen" (VI, 31). Er glaubt an die Auferstehung, weil sein Gefühl der Unvergänglichkeit der seelischen Kräfte Liebe, Glaube, Hoffnung, Wohltun sicher ist (V, 3)[58]).

Freundschaft, Liebe, Natur, Gott sind die Hauptideen von Jacobis Alterslyrik. Daneben haben sich in der anakreontischen Jugendpoesie aufgefangene Themen erhalten: Preis der Genügsamkeit, Unschuld, Tugend, Einfalt, Weisheit, Freude, des Landlebens. Der Genügsame pflückt Wiesenblümchen, wenn es keine Rosen gibt (IV, 195). „Zufriedner Sinn" ist „die köstlichste der Gaben", lehrt die Reichen mit Vorbedacht genießen und die Armen am kleinen Feuer ausharren (VI, 217). V, 41 enthält Jacobis Bekenntnis zur Genügsamkeit. Der „goldne Mittelstand" in der stillen und häuslich kleinen Wirtschaft macht sein Glück. Einfalt, Heiterkeit und Zufriedenheit wohnen nach anakreontischem Bildgebrauch in der Hütte, nicht im Marmorpalast. Die Hütte ist auch die traditionelle Heimat der Unschuld (IV, 231) wie der Hain (VI, 86). Wie die Unschuld des Mädchens (V, 84) bedeutet jetzt

---

[57]) „Die Tempel" abgedr. in: Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Hrsg. von W. G. Becker, Lpz. 1800. S. 279.

[58]) Jacobi verdankt dieses Gedicht „Am Aschermittwoch" zweifellos der Anregung von Voss' „Trost am Grabe" vom Febr. 1783 (Hamburger Musenalmanach. 1784. Der Göttinger Dichterbund. Hrsg. von Aug. Sauer. T. 1. Bln. und Stgt. 1887. S. 254). Beide behandeln das Thema von der Vergänglichkeit des Irdischen und der Unsterblichkeit des Geistigen. Beide kleiden die Gedanken in einzelne sinnliche Bilder. Einige Motive aus Voss' Gedicht kehren bei Jacobi wieder: ähnlich dem Satz aus der zweiten Strophe von Voss „vor dem welken Greis am Stabe sinkt der Jüngling und der Knabe, vor der Mutter sinkt ins Grab oft die junge Braut hinab" heißt es in der 5. Strophe Jacobis: „. . . Mann und Greis und Jüngling wallen, und die Mutter, die entzückt ihren Säugling an sich drückt"; den Vossischen Satz „diese Kräfte, dieses Trachten zur Vollkommenheit, dieses Vorgefühl, dies Schmachten nach Unsterblichkeit: dieser Geist, der Welten denket, würde mit ins Grab gesenket?" dehnt Jacobi über die 10. und 11. Strophe: „Jene, die gen Himmel schauen, ihrer höhern Ahndung trauen, diesem Schattenland entfliehn, vor dem Unsichtbaren knien . . ., die dem Vater aller Seelen kindlich ihren Geist befehlen und, vom Erdenstaube rein, der Vollendung schon sich freun, sollten sie wie Staub verwehen?"; auch die Frageform dieses Satzes übernimmt Jacobi; Voss' 5. Strophe „. . . Lieb' und Weisheit hat des Lebens Geist in Staub gehüllt. Diese Hülle wird zertrümmert, und die freie Seele schimmert zu der höhern Geister Chor immer herrlicher empor" zieht Jacobi in dem Schlußsatz „aber Erde wird zu Erde, daß der Geist verherrlicht werde" zusammen. Während Voss vom Einzelfall über das Allgemeine zum eigenen Ich geht, bleibt Jacobi in gedämpfter Gefühlshaltung bei der Allgemein-Betrachtung. Zu dem gedämpften Ton trägt der jedesmal nur leicht variierte Refrain bei. Voss stellt abstrakte Gedanken neben konkrete Bilder, Jacobi bleibt durchgehend bei gleichgebauten Bildern, deren jedes einen neuen Gedanken ausdrückt, und wirkt dadurch einheitlicher.

neu die Unschuld im Verhältnis von Mutter und Kind „Seligkeit" (V, 22). Unschuld war die Tugend der goldenen Vergangenheit (VII, 107. 202). Tugend gibt Genuß auch in der Not und vereint die schönen Seelen (IV, 231). Mit Genügsamkeit, Unschuld und Tugend ist immer die Einfalt verbunden. Die Geliebte kommt „im Geleite hoher Tugenden, Einfalt ist ihr Feierkleid" (V, 84). Die Einfalt bringt den Frommen Gott nahe (V, 158. VI, 29). Einfältig ist die Natur (VI, 31), und Natur und Einfalt werden wie früher als Lehrmeisterinnen der Poesie (VII, 229) und des Lebens (V, 62. VII, 144. vor allem V, 158) gepriesen. Weisheit bedeutet in anakreontischem Sinn Frohsinn und Heiterkeit: „ein Sinn, der Weisheit liebt, gleich dem deinen (Gleim), nie getrübt von der Erde nicht'gen Sorgen, helle Nächte, heitre Morgen und ein frohes Alter gibt" (V, 91). In VI, 245 heißt Weisheit das schön-gute Ideal des Charmides. In das Lob des Landlebens mischen sich Reminiszenzen aus der Schäferpoesie. Die ländliche Hütte, die Wohnung des Dichters, gilt als Aufenthalt des Glücks (V, 41. 87. 142). Die „gute Schäfer-Sitte", als Hirt oder Hirtin mit der Herde in der freien Natur zu leben, ist ein „stilles, reines Glück" (V, 20). Hirt, Lämmer und die Sinnbilder des Hirtenlebens werden zur Symbolisierung des idealen Landlebens (V, 41. VII, 62. 107) oder zur Versinnlichung des Stils (IV, 204. V,58. 62. 87. 96. 142. VI, 31. 258) immer wieder gebraucht. Wort und Begriff Freude stehen nicht für sinnliches Vergnügen, für Lebensgenuß wie in der Anakreontik, sondern bedeuten Geistiges. Freude fühlt der Gläubige in dem Gedanken an Gott. „Keine Freude sonder ihn" (IV, 212): seiner freu ich mich im Lenze, wenn man Veilchen-Kränze flicht; seiner, wenn die Schnitter-Tänze Sturm und Hagel unterbricht. Sollt' ich seiner mich nicht freuen? . . ." (IV, 212). Die von Gott erfüllte Natur verkündet Freude und Eintracht (IV, 231); sie erregt „wonniges Gefühl" (IV, 196); ihre Einfalt gibt Freude (V, 158); ihre Schönheit, „wenn, umjauchzt von Hirten, sich mit Glanz die Berge gürten, mit des jungen Maitags erstem Glanz" (VI, 31). Hingabe an die Natur macht selig (V, 87. 96. 106). „Selig, wer mit immer reinen Händen dir in dunkeln Hainen, Allernährerin! sein Opfer bringt . . . Dreimal selig die Getreuen, die sich deiner Einfalt freuen, deine Schönheit sehn mit lauterm Sinn "(VI, 31). Einfalt (V, 20. 158) und Unschuld (V, 22. 158) „weihn zum reinsten, sichersten Genusse" (V, 158). Wer Liebe und Hoffnung fühlt, ist glücklich (VI, 258). Dem Ehemann und Vater „beblümen sich die Stunden", „wo Lust an Lust sich drängt, weil an des Vaters Munde sein Erstgeborner hängt" (V, 142). Die geborgene Häuslichkeit, der „enge Kreis" (VII, 224) bietet dauernde, „stille" (VII, 144) Freuden (V, 41. VI, 3. 224. VII, 3. 144. 185). Ebenso die Freundschaft (V, 71. 91). „Freien Mut und Laune und muntern Witz gewähren nicht die Schätze, die Galen verspricht — die machen selten froh — auch nicht des Ruhms Posaune . . . Das aber hebt den Geist, das sichert vor dem Neide

des Arztes Glück und stärket ihn zur Freude, daß er sich Wege bahnt durch Dornen, um die Spur der Wahrheit zu erspähn" (VII, 55). Die echte Freude, die „bessere" Freude (VI, 245) erfüllt das ganze Leben, sie quillt aus dem Herzen, das „frei und froh und mit sich selbst in Frieden" ist (VI, 166); „wem wohl ist innerlich, wer nichts hat zu bereuen, wird jeden Tag der Sonne sich erfreuen" (VI, 166). Diese Freude vergeht nicht: „was verschwand, ist unverloren; von der Zukunft neu geboren wird die Stunde reiner Lust" (VI, 176). Aus der Anakreontik stammen die Vorstellungen von dem Chor der Freuden, die das Mädchen umhüpfen (V, 142). Das anakreontische Synonym „Wollust" für Freude kommt nur in VII, 175 vor in der Bedeutung „reinere Wollust".

Mit den abstrakten Idealen erscheinen zugleich ihre üblichen Personifikationen. Sie sind wie alle Personifikationen Jacobis nicht neu geweckte Bilder, nicht farbige und kräftige Gestalten der Intuition, sondern bleiben im Kreis der Gemeinplätze als blasse poetische Zier. Die Treue „blickt starr hinab in ein modervolles Grab" (V, 3); „blasser Schmerz die wunden Hände ringt" (V, 8); „erzogen von der Weisheit gehn die Künste schwesterlich durch lachende Gefilde" (V, 8); „Bald aber sah . . . Genügsamkeit mich wieder an und nickte freundlich" (V, 41); Genügsamkeit „mit mildem, holdsel'gem Blick" (V, 41); „der Unschuld reiner Blick" (V, 62); „die Freude rast, sie wetzt den Dolch" (V, 109); „Freuden umhüpften" das Mädchen (V, 142); „wetzt ihren Dolch verborgne List" (VI, 52); „meines Lebens goldne Morgen alle hielten um mich her im Feierkleid ihren Tanz" (VI, 252); die Liebe mit „Wonneblicken" (VI, 258); die einzige lebendige Personifikation bietet VI, 258 mit der Darstellung der Hoffnung nach dem Vorbld antiker Gemmen: sie „geht von Burg zu Hütte, Rosen in den Händen und Mohn", sie „grüßt", „behorcht", „sucht Blumen", „trägt die frühsten Ähren im Haar, schmückt die Stirn mit jungen Reben, schlinget Wintergrün zum Kranz und singet" und „lächelt".

Zur Unterstützung des bildlichen Ausdrucks hat Jacobi auch in der Alterspoesie die mythologischen Figuren beibehalten — wenn auch in weit geringerer Anzahl als in der Anakreontik. Sie sind genau so äußerlich konventionelles Schmuckwerk wie die Personifikationen, selten werden die in ihrem gedanklichen Inhalt als bekannt vorausgesetzten Figuren in ein Bild gestellt: die Musen als Göttinnen der Dichtkunst (IV, 204. V, 8. 71. 84. 91. 99. VI, 14. 245. 258. VII, 52. 150); die Grazien als Beschützerinnen der Dichter (V, 8. 99. 166); der Mädchen (V, 84. 142. VI, 252. VII, 155); als Symbole munteren Scherzes (V, 62). Die anderen mythologischen Figuren werden seltener herangezogen: die Amoretten als Bewohner des Hains der Jugendspiele (V, 99); Hymen als Ehegott (V, 142); Liebesgötter bei der Schmiedearbeit, kriegerische Nymphen nach Albanos Bild (V, 142); die Venus auf

dem schwäne- oder taubenbespannten schneeweißen Wolkenwagen (V, 142. VI, 86); Amor als Liebesgott mit Pfeilen (V, 142); mit der Fackel auf Winterhöhen hinschleichend, Chloen ins Ohr flüsternd (VI, 258); als Todessymbol mit Fackel und gesenkten Flügeln (VI, 252); Nymphen als Baumbewohnerinnen (VI, 135. VII, 3); Lyäus, „der die lauten Chöre der tanzenden Mänaden führt" (VII, 229).

Im Verfolg der anakreontischen Gewohnheit, ein sinnliches Zeichen für einen gedanklichen Begriff zu setzen, braucht Jacobi noch häufig die Rose als Symbol im anakreontischen Sinn, also als Symbol der Jugend und Lebensfreude. Die Kinder sollen sorgen, daß ihnen „zur Rosenzeit nichts vergebens blühe" (V, 106); „in der Unschuld Rosenjahren" (V, 136); „nur ein blühendes Angesicht, das der Jugend Locken leicht umwallen, kann der lachenden Rose gefallen" (VI, 201); „der Jugend Rosen" (VII, 126); — „in den schönsten Rosentagen füllt die Lüfte banges Klagen" (V, 3); „des Paradieses Rose" (V, 8); „des Lieblings Wiedersehn zeigt die tröstende, die milde Hoffnung ihr im Rosen-Bilde" (VI, 130); das Glück der goldenen Vergangenheit „in stetem Rosenschimmer" (VII, 107); die Herbstrose ist Sinnbild für die Freuden des Alters (VII, 105).

Reste aus anakreontischer Zeit sind der spielerische, Prosa und Verse wechselnde Brief „An die Freifrau Babet von . ." (IV, 189) und das gegen den Mißbrauch des Weins eifernde V, 109. Die Verbindung von Prosa und Versen haben ferner „Der Poeten-Sitz" (VI, 116) und der erste Brief „Über die Englischen Gärten" (VII, 13).

Weil die Gedichte von Jacobis Altersperiode nicht mehr der unmittelbare Ausdruck des Gefühls sind, wird das Gefühl auch nicht selber Sprache. Die Empfindungen werden erst von der wachen Vernunft gedeutet und geordnet. Der Verstand erklärt, vergleicht, und so nähert sich die Sprache der Prosa. An Stelle der rein lyrischen Gefühlsdarstellung tritt der reflektierende oder epische Stil. Neben den Gedichten mit gleichmäßiger Strophengliederung stehen solche mit ungleich langen, nach dem logischen Sinn, dem Umfang der einzelnen Vorstellungsreihen geteilten Absätzen. Die strophischen sind vom Gefühl bestimmt (IV, 196. 212. V, 96. 103. 106. VI, 3. 135. 144. 176. 198); die unstrophischen vom Verstand (IV, 194. 204. V, 8. 41. 71. 87. 91. 99. 136. 142. VI, 66. 151.. VII, 55. 113. 122. 171. 175. 185. 207). Gleichnisse, beliebig fortzusetzende Aufzählungen (V, 3. 8. 41. 71. 87. 99. 142. 162. VI, 3. 31. 52. 258. VII, 55. 71. 107) häufen sich. Die Sätze folgen sich in logischer Gedankenreihe (so vor allem IV, 204. 231. V, 8. 41. 71. 87. 99. 142. 162. VI, 3. 31. 52. 258. VII, 55. 59. 107. 122. 175. 207). Den Fortgang der Vorstellungen leitet die Reflexion, nicht die Anschauung oder das Gefühl, das den Bau der Chloe-Lieder bestimmt. Wie in der Prosa verbinden sich koordinierte und subordinierte Sätze. Der Reflexion entstammende Zusammensetzun-

gen mit Kausal-, Konzessiv- und Konditionalsätzen, mit adversativen, kausalen, konklusiven und konzessiven Beiordnungen sind nicht selten. Der Gedankendichter geht von Gegensatz zu Gegensatz: z. B. in IV, 204: die Natur vergeht — „zwar" kehren die Freuden im Frühling wieder — „aber" nicht bei uns Menschen — „vergib, o Freund! ich klage nicht; will nur" die falschen Philosophen schelten — „denn" sie lallen nur verstümmelt nach — „wir aber" folgen der Natur — sie beseligt uns, „weil . . ." — „das können jene Grübler nie" — „indes verkünden Pflanz' und Tier . . . mir die große Mutter" — „mag spotten, wer da will! Ich glaube" der Natur — so will ich mit dir „in schön're Gottes-Welten sehn". Rhetorische Fragen fordern zum Nachdenken auf (IV, 131. 194. 204. 212. V, 3. 8. 22. 41. 71. 91, 99, 103. 142. 158. VI, 3. 10. 52. 86. 130. 176. 217. 145. 158. VII, 3. 55. 97. 113. 122. 144. 150. 171. 175. 180. 207. 211. 229).

Die Sprache wird wie früher belebt durch häufige Ausrufungs- und Fragesätze, durch die Interjektionen „ach!" und „o!", durch direkte Anreden wie „Freund" oder „o Freund" (V, 8. 41. 71. 91. VI, 10. VII, 55. 122. 175. 202. 207); „liebster Gleim" (V, 8); „o Naide" (V, 22); „du Lieber" (V, 71); „du liebe Sonne" (V, 103); „ihr Kleinen" (V, 106); „o Miris" (V, 136); „o Natur" (V, 158. VI, 31); „ihr Mütter" (V, 158); „holdes Kind" (VI, 29); „holde Rose" (VI, 201); „holdes" oder „liebes" oder „gutes Mädchen" (VI, 252); „geliebter Freund" (VII, 55); „du Kleine" (VII, 97).

Auch die Wortwahl nähert sich der Prosa. Ganze Wendungen stammen aus der Umgangssprache: „was kümmert's dich in deinen Wolken droben" (IV, 194); „was hilft der Mond . . ." (IV, 204); „was gehn uns hier . . . die gnäd'gen Herren an?" (IV, 226); „was soll mir bei des Nachbars Not mein wenig angekauftes Brot" (V, 41); „so bleibt es doch ein leerer Dunst" (VI, 113).

Die Attribute, deren Zahl gegen früher zurückgeht, ergänzen die Beziehungswörter teils nach der anschaulichen Seite wie früher, teils nach der inhaltlichen, bedeutungsvollen, letzteres stärker als vorher: „allbelebende Natur" (IV, 204); „geweihte Laube" (IV, 204), „sicherer Schatten" (IV, 204), „frommes Glöcklein" (IV, 212), „wohltätige Sonnenblicke" (V, 8), „strafender Gesang" (V, 8), „bescheidenes Blümchen" (V, 20), „verarmte Beete" (V, 22), „neubelebte Flur" (V, 41), „mild ernährender Mai" (V, 58), „wilde Freuden" (V, 84) „lydisch weiche Töne" (V, 84), „ländlich fromme Flöte" (VI, 31), „allernährendes Licht" (VI, 66), „keusche Leier" (VI, 258). Attribute in Form des Komparativs erscheinen häufig: „bessere Menschheit" (V, 8), „bessere Seele" (IV, 231), „besseres Feuer" (V, 8), „bessere Freude" (V, 41. VI, 245), „besserer Mai" (V, 96), „bessere Herzen" (VII, 126). „bessere Zeit" (VII, 144), „reinere Höhen" (V, 8), „reinere Flammen" (V, 8), „reinere Brust" (VI, 258), „späteres Jahr" (V, 22), „spätere Leiden" (V, 91), „sanfterer Mond" (V, 41), „süßere Freuden" (V, 87), „weisere Mutter" (V, 96), „schöneres Jahr" (V, 99),

„kleinere Szenen" (V, 136), „kleineres Feuer" (VI, 217), „engerer Kreis" (V, 136, VII, 224), „leiserer Schlag" (VII, 144).

Die Zahl der Partizip-Attribute, der zusammengesetzten Attribute und Substantive ist weit geringer als in den vorangehenden Epochen, der Stil strebt nach prosaischer Einfachheit.

Das empfindsame Element ist aus dem Sprachschatz geschwunden.

Die strophisch gegliederten Gedichte haben immer regelmäßig durchgehendes Versmaß, in vier, sechs oder acht Zeilen zusammengefaßte jambische und trochäische Vierfüßler, seltener Drei- oder Fünffüßler. Die sauber gehaltenen Reime stehen meistens im Kreuzreim, bei den Sechszeilern auch im verschränkten Reim oder in der Stellung ababcc. In den unstrophischen Gedichten wechseln Versfußzahl und Reime unregelmäßig.

Jacobi zwingt seine Inhalte nicht in zufällige Schemata, sondern bei ihm ist die Form das Ergebnis der seelischen Lage. So findet das ursprüngliche Gefühl Ausdruck in ganz ungekünstelten Rhythmen (s. III, 35, 39, 42, 48, 56, 89, 107), die unpersönlichen und lehrhaften Themen in komplizierteren Strophen (V, 3, 84, 106, 158, VI, 130, 176, VII, 107, 211, 224), die langen verstandesmäßigen Überlegungen in ungebundenen, prosaähnlichen Sätzen und Abschnitten (IV, 204, V, 8, 41, 71, 87, 99, 136, VII, 55, 113, 175). Jacobi vermeidet technische Künstlichkeiten, die dem Leser die Form zum Bewußtsein bringen und ihn den Inhalt nicht mitleben lassen. Daß er sie bewußt vermeidet und über die Form und ihre Wirkungen nachdenkt, beweist seine Bemerkung über die Sonette in dem Aufsatz „Über Gelegenheitsgedichte" (VI, 212). Er nennt sie „herz- und gedankenlose" Reimspielereien, „die den ehemaligen deutschen Nahmen Kling-Gedicht im eigentlichsten Verstande verdienen, und nicht mehr sind, als ein Schlitten-Geläut, welches anzeigt, daß ein Vorbeyfahrender sich ein frostiges Vergnügen macht". Die Sonettendichter verspottet er in dem „Muster zu Gedichten, welche vorn und hinten gereimt. . . sind . . ." (VII, 52) als „Silbenmesser ohne Feuer in dem Busen" und ohne „Gedanken". Die klassischen und alten deutschen Dichter lobt er wegen der Einfalt und Knappheit ihrer Sprache, die auf „Hyperbeln, sonderbare Wendungen, mühselige Wortfügung, Wörterprunk" verzichte (VI, 179). In demselben Sinn schreibt er an einen unbekannten Adressaten, einen Dichter, bei der Kritik von dessen Gedichten[59]): „Die Stellung des Adjektivs hinter dem Substantiv würde ich mir nicht anders erlauben, als wenn dieselbe einen besonderen Nachdruck hervorbringt, um so weniger jetzt, da mein Freund Voß und mehrere, die ich übrigens hochschätze, unser Deutsch mit einer Menge von Hellenismen überschwemmen, sich die verrenktesten Wortfügungen gestatten, und ich davon für die Reinheit der Sprache großen Nachteil befürchte. In Absicht

[59]) Brief vom 6. Apr. 1805 im Besitz der Preuß. Staats-Bibl. Berlin.

der reimlosen Verse muß ich Ihnen meine Paradoxie gestehen. Ich meyne — obwohl ich Klopstock und andere berühmte Dichter wider mich habe — daß jeder Vers, den ich auf zweyerley Art lesen kann, fehlerhaft ist; daß wir also kein Sylbenmaß wählen sollten, worüber es nötig ist, dasselbe durch Zeichen anzudeuten. Pindar u. Horaz bedienten sich gewiß für Griechen und Römer solcher Zeichen nicht. Ich gebe dieses aber nur als individuelle Meynung von mir, die ich mich wohl hüten würde, irgend jemanden als Regel mitzutheilen."

Eine Betrachtung der größeren Werke der Freiburger Epoche, des Singspiels „der Tod des Orpheus" (1785), des Vorspiels „Der Neujahrstag auf dem Lande", des Singspiels „Phädon und Naide" (1788), des Lustspiels „Die Wallfahrt nach Compostel" (um 1791) und der noch in die letzte Düsseldorfer Zeit fallenden Erzählung „Nessir und Zulima" (1782) sei einer späteren Arbeit vorbehalten. Desgleichen eine Untersuchung über die in allen Zeiträumen konstruierten Fabeln und Epigramme Jacobis.

In der anakreontischen Zeit ist Jacobis Ruf weit verbreitet. Gleim vor allem macht nach allen Seiten auf seinen Schützling aufmerksam[60]). Unter den gleichgestimmten Dichterfreunden, in den befreundeten Zeitungen[61]) mehren sich die Lobeserhebungen, und die mißbilligenden Stimmen der Gegner werden geweckt. Sobald Jacobi sich diesem Bekanntenkreis entzieht, wird es stiller um ihn. Der Düsseldorfer Jacobi, dem jetzt seine besten Schöpfungen gelingen, ist nur den Iris-Lesern bekannt. Der Freiburger Jacobi vollends gerät in der Öffentlichkeit in Vergessenheit. „Ein überweises Geschlecht hat Alles was er schrieb, unter den alten Hausrath nun geworfen, der höchstens in literargeschichtlichen Nomenclaturen eine Rolle spielt"[62]). Die Freiburger ehren ihn, den Universitätsprofessor, den ehemals berühmten Dichter, den liebenswürdigen Gelegenheitsdichter[63]). Die durchreisenden Schrift-

[60]) Unzer-Mauvillon: Ueber den Werth einiger deutschen Dichter . . . Frkft. u. Lpz. 1771—72. Bd. 2. S. 169 spotten über die kritiklose Begeisterung des Freundes: „Lesen Sie nur, was Gleims und Jacobis Anhänger für einen Lärm von den Wirkungen der Schriften dieser Dichter machen; ja was diese Dichter selbst von sich sagen, und wie sie die schildern, deren Denkungsart und Laune sie dahin leitet, eben keinen Geschmack an ihren Werken zu finden. Das sind ihnen finstre Unholde, von allem Gefühl der Menschlichkeit beraubte, Unglückselige, die zu Meuchelmorden, schwarzen Verräthereyen, besonders zu Verschwörungen wider den Staat ganz eigentlich geschickt sind".

[61]) Hier ist Klotz' Urteil maßgebend, leitet er doch 1766—71 die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen, 1767—71 die Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, deren Fortsetzung 1772 Schirachs Magazin der deutschen Kritik bildet.

[62]) Münch Bd. 1. S. 215.

[63]) s. Baumgarten, F.: Johann Georg Jacobi und was er über Freiburg dichtete und dachte (Schau ins Land. Jg. 39. 1910. S. 77 ff.).

steller schwärmen von dem Menschen Jacobi, „dem reinen Gemüth, der sokratischen Weisheit, der ächt christlichen Humanität, dem Duldungssinn, der Vaterlandsliebe, der Freundschaftsbegeisterung, der Frömmigkeit und der Jugendliebe“[64]), von „seiner leichten und jugendlichen Gestalt und Bewegung“, „seiner Einfalt und Güte“, „dem rührenden Einklang von reicher Fülle des Herzens und hohen Blitzen des Geistes“[65]). Seine neuen Dichtungen lesen aber nur die vertrauten Freunde. Jacobi ist sich in den Zeiten literarischer und politischer Umwälzungen immer selbst treu geblieben: er bleibt als empfindsamer Dichter dem tätigen Leben abgewandt. Deshalb muß er gegen Ende des Jahrhunderts, als neue Probleme das Denken und Leben der Menschheit aufwühlen, in den Hintergrund treten.

Jacobi kann die neue Richtung in der deutschen Poesie nicht mehr mitmachen. Der Romantik steht er verständnislos gegenüber. Von dem anti-romantischen Kleinkrieg hält er sich zwar fern, obwohl Alois Schreiber, ein Mitherausgeber des „Karfunkels oder Klingelklingel-Almanachs“, ihn 1802 zu Beiträgen für eine anti-romantische Zeitschrift auffordert[66]). Aber in dem schon zitierten Brief vom 6. Apr. 1805 an den unbekannten Adressaten[67]) verrät er seine ablehnende Haltung: „. . . da hingegen die mehrsten unsrer neueren Dichter, entweder lauter Alltägliches in mühseelig zusammengeflickten Sonetten uns vorleyern, oder, anstatt zu nehmen, was ihnen am nächsten ist, aus allen Elementen, allen Welttheilen, aus der Wirklichkeit und aus der Feerey, selbst aus der kritischen Philosophie, Bilder und Gedanken und Abenteuer zusammentragen, um neu zu seyn“. Und an Haug schreibt er am 2. Juni 1809[68]): „Die jungen Glorgesichter der Romantiker haben mich ungeheuer belustigt“. Ein Jugendfreund Jacobis, der spätere Großherzoglich Badensche Geh. Referendär Bingner, schreibt am 15. Februar 1808 an Jacobi[69]): „. . . hab ich Dich stetshin als einen empfindsamen Dichter, als den Liebling der Musen und Grazien, herzlich verehret, und Dir Beyfall gezollt, als, treu der älteren Schule, Du Dich weigertest, Dich in mystische Klänge zu hüllen“.

Wenn die Öffentlichkeit jetzt von Jacobi spricht, tut sie es nach einer feststehenden Schablone. Das Morgenblatt für gebildete Stände[70]) empfiehlt den ersten Band der 2. Auflage seiner

[64]) bei Münch.

[65]) Brun Bd. 1. S. 107.
Die Freiburger Univ.-Bibl. besitzt zwei Briefe der Friederika Brun an Jacobi (Hs 431, c. VI. 1 Nov. 1801 u. o. Dat. 1804), in denen sie seine Gedichte lobt und eigene Beiträge für sein Taschenbuch schickt.

[66]) Pfaff, Friedrich: Zur Geschichte der Heidelberger Romantik (Alemannia. Bd. 43. Freiburg 1916.). S. 119.

[67]) Preuß. Staats-Bibl. Berlin.

[68]) Briefe und Verse aus Goethes Zeit. Hrsg. von Kurt Wolff. Lpz. 1910. S. 35.

[69]) Originalbrief im Besitz der Univ.-Bibl. Freiburg unter Hs 431, c. VII.

[70]) Jg. 1. 1807. Nr. 174.

Werke (Zürich 1807): „Wem Unschuld und Frohsinn, horazische Lebensweisheit, ruhmverachtende Zufriedenheit, stilles harmloses Leben, Empfindungen der Freundschaft und Liebe nicht fremd blieben, der wird Jacobis Lieder mit Wonne lesen". Ähnlich zeigt die Leipziger Literatur-Zeitung[71]) den sechsten Band der 2. Auflage an: „Wer edle sanfte Gesinnungen, wer die Stimme eines reinen und religiösen Herzens in einer gleichmäßig reinen, leichten und melodischen dichterischen Sprache gern vernimmt ..., der wird Jacobis Schriften gewiß dazu am angemessensten finden".

Zur Verbreitung von Jacobis Ruf zu seinen Lebzeiten tragen die von ihm herausgegebenen **Zeitschriften** bei: „Iris". 1—8. Düsseldorf 1774—76; Berlin 1776. „Taschenbuch von Johann Georg Jacobi und seinen Freunden." Königsberg und Leipzig 1795—96; Basel 1798—99. „Überflüssiges Taschenbuch." Hamburg 1800. 1802. „Iris. Taschenbuch." Zürich 1803—13[72]).

---

[71]) 1814. Nr. 4. S. 28 ff.

[72]) Über die „Iris" s. Manthey-Zorn; Lachmanski, Hugo: Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Diss. Berlin 1900. S. 37 ff. Manthey-Zorn hat als Quelle hauptsächlich den von Karl Schüddekopf herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse (Weimar 1894—95. Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- u. Geistesgesch. 2. 4) benutzt. Ich möchte noch einige Quellenstellen zufügen, die ich beim Arbeiten — mehr zufällig als planmäßig suchend — gefunden habe. Ein Teil der in dem oben genannten Briefwechsel und bei Manthey-Zorn herangezogenen Briefe steht schon in: Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller. Hrsg. von Wilhelm Körte. Zürich 1806. Bd. 1. S. 148. 152. 154. 157. 158. 161. 224. 321. Über Heinses Iris-Vertrag handelt auch Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse. S. 145 ff. 308 ff. Ebda S. 309 ist Jacobis Rechtfertigung wegen der „Entführung" Heinses vor Gleim abgedruckt, Gleims Antwort S. 310. Der bei Manthey-Zorn S. 83 zitierte Brief Goekingks an Bürger findet sich in: Briefe von und an Bürger. Bd. 1. S. 379. Zwei Briefe Heinses an Klamer Schmidt die Iris betr. bringt Karl Schüddekopf: Heinse und Klamer Schmidt (Zeitschr. d. Harz-Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde. Jg. 28. 1895. S. 579 ff.). Dieselben Briefe stehen in: Zeitgenossen. 3. Reihe. Lpz. 1829—33. Bd. 2. Nr. 16. S. 52 ff. In dem ersten Brief vom 17. Apr. 1774 berichtet Heinse über die Reise nach Düsseldorf, im zweiten vom 13. Okt. über den 1. Band der Iris und ihren ersten günstigen Eindruck. Über Heinses Beziehungen zu Jacobi s. auch Schober, Johann: Johann Jakob Wilhelm Heinse. Lpz. 1882. S. 62 ff. und Hassencamp, R.: Beiträge zur Geschichte der Gebrüder Jacobi. IV. Die Beziehungen Johann Jacob Wilhelm Heinses zu den Gebrüdern Jacobi. Düsseldorf 1897 (Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Gesch.-Ver. Bd. 12). Vier Briefe Heinses an Jacobi über die Iris bei Martin S. 65 ff.

Eine Ankündigung der Iris erschien außer im Merkur (Bd. 5. 1774. St. 3. S. 367) in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen. 1774. St. 11. S. 93, von Jacobi selbst unterschrieben. Die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen empfehlen die Zeitschrift auf diese Ankündigung hin 1774. St. 22. S. 184. Die Ankündigung ist teilweise abgedruckt in: Appell, Johann Wilhelm: Werther und seine Zeit. 4. Aufl. Oldenburg 1896. S. 266. Anm. 38.

Von den zeitgenössischen Kritiken über die Iris nennt Manthey-Zorn nur die in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1780. Anh. zu Bd. 25—36). Von den anderen Zeitschriften referieren: Die Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen rezensieren den 1. Band (Th. 10. 1775. S. 141); die

Erfurtischen gelehrten Zeitungen zeigen die einzelnen Bände mit lobenden Bemerkungen an (1: 1775. St. 12. S. 91; 2: 1775. St. 46. S. 363; 3: 1775. St. 74. S. 586; 4: 1776. St. 5. S. 37; 5: 1776. St. 91. S. 729; 6: 1778. St. 11. S. 93; 7: 1778. St. 12. S. 101); der von Chr. H. Schmid herausgegebene Almanach der deutschen Musen lobt den 1. und 2. Band (1776. S. 28), den 3. und 4. (1777. S. 44), für den 5. und 6. Band begnügt er sich mit der Inhalts-Angabe (1778. S. 31. 96), desgl. für den 7. und 8. (1779. S. 40); der Leipziger Musenalmanach bedauert das Ende der Zeitschrift bei Besprechung des 8. Bandes (1779. S. 88). Beide Almanache bringen ein Epigramm auf die Iris, der erste mit Wohlwollen (1775. S. 140, von K. E. K. Schmidt), der zweite mit leisem Spott über die Merkur-Nachahmerin (1777. S. 68). Schubarts Deutsche Chronik bespricht den 5. Band mit Anerkennung für einzelne Beiträge (1776. St. 56. S. 446). Der Almanach der Bellettristinnen für 1782 lehnt das „Schriftchen" ab, das „so samtweich, so fließend, so geziert", die Damen zu „empfindelnden Püpchen" erzieht. Wieland beurteilt den 1. und 4. Band in Briefen an Fritz Jacobi (F. H. Jacobis Auserles. Briefwechsel). In dem ersten Brief vom 9. Dez. 1774 (S. 66) bemängelt er den „Herderischen Ton" in der Prosa, der, wo es nur möglich, „dem Stande der Wildheit und Barbarei Würde, Größe, Schönheit und sogar Grazie" geben will. In dem zweiten Brief vom 2. Nov. 1775 (S. 78) bewundert er die Reife in den Dichtungen Georg Jacobis, bezweifelt aber den weiteren Erfolg der Zeitschrift. Schubart macht sich über die süßliche Damenzeitschrift lustig (Deutsche Chronik. 1774. St. 18 vom 30. Mai. S. 142). Gröber spottet Heinrich Leopold Wagner in der Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (Ges. Werke. Potsdam 1923. Bd. 1. S. 10) über „Miss Iris" mit dem „Gesichtchen zuckersüß". Jacobi schreibt über die Farce an Heinse am 5. Apr. 1775: „Prometheus und Deukalion hab' ich nicht gesehen. Die Journalisten reden mystisch davon" (Original im Goethe-Museum Frankfurt. Ebda noch zwei weitere Briefe Jacobis an Heinse über die Iris-Geschäfte (22. Febr. und 26. Juli 1775), zwei Briefe an Heinse aus dem Jahre 1802 (24. Febr., 18. Sept.), ein Brief vom 7. Apr. 1774 an Ernst August Anton von Göchhausen mit der Bitte um Werbung für die Iris und ein Brief an Frau Ebert vom 17. Apr. 1774). Eine Sammlung vertonter „Lieder aus der Iris" hat Johann Philipp Schönfeld 1778 herausgegeben. Friedländer Bd. 1, 1. S. 235 nennt die Vertonungen „phantasie- und melodielos".

Von den zufällig aufgefundenen Kritiken der anderen Zeitschriften seien genannt:

1795: Nürnbergische gelehrte Zeitungen. 1795. St. 8. S. 57. lobend.

1796: ebda. 1795. St. 104. S. 825. lobend.

1798: ebda. 1798. St. 7. S. 49. lobend.

1799: ebda. 1799. St. 17. S. 129. Inh.-Ang. Auf diesen Jahrgang zielt Goethes Epigramm: „Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern, und man sieht das Gewerb, aber die Armut zugleich" (Boas, Ed.: Schillers und Goethes Xenien-Manuskript. Hrsg. von Wendelin von Maltzahn. Bln. 1856. S. 42; bei Martin S. 41. Anm. 73).

1800: Nürnbergische gelehrte Zeitungen. 1800. St. 1. S. 1. Inh.-Ang.; Das letzte Taschenbuch auf das 18. Jahrhundert. Pirna 1800. S. 103. kritisch; Oberdeutsche Allgemeine Literatur-Zeitung. 1800. VIII. kritisch.

1802: Leipziger Jahrbuch der neuesten Literatur.

1801. Bd. 2. St. 159. lobend.

1804: Neue Leipziger Literatur-Zeitung. 1804. Bd. 1. St. 6. kritisch.

1805: ebda. 1804. Bd. 4. Bd. 4. St. 166. lobend.

1806: ebda. 1806. Bd. 1. St. 29. kritisch.

1807: ebda. 1807. Bd. 1. St. 13. im allg. lobend; Morgenblatt für gebildete Stände. Jg. 1. 1807. Nr. 11. lobend; Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Bd. 2. 1806. St. 2. lobend.

1808: Morgenblatt für gebildete Stände. Jg. 1. 1807. Nr. 298, lobend.

1809: Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Bd. 6. 1809. St. 2. lobend.

1812: Leipziger Literatur-Zeitung. 1812. 1. Halbj. St. 68. lobend.

1813: ebda. 1813. St. 26. lobend.

Es folge ein knappes Verzeichnis der Mitarbeiter der Zeitschriften außer der Iris. Die näheren Angaben bei den Verfassernamen sind zufällig gefunden, die anonymen Verfasser nur in zwei Fällen identifiziert. Die Freiburger Univ.-Bibliothek besitzt einige Briefe als Beigaben zu den Beiträgen der Mitarbeiter, die hier angeführt seien:

Albrecht (Prof. Freiburg). Theone = Therese Ardner. Baggesen. Escher von Berg. F. H. Bothe. Friederike Brun. Buri (Brief vom 3. Apr. 1802; 6. Jan. 1804. Hs 431, c. VI). L. M. Büschenthal. Claudius. Conz (4. Apr. 1805; 30. Apr. 1806; 24. Mai 1811. Hs 431, c. VI). H. A. Detmoldt (Hannover). Frhr. von Drais. E. C. Eccard. Ecker. Agnes Geyer. Gleim. Gotter. Gockel (Kirchenrat in Emmendingen und Karlsruhe). Häfeli. Haug (4. Sept. 1803; 29. Apr. 1806. Hs 431, c. VI). Hebel. Heinse. Jos. Hinsberg (Oberamtsrat Österreich). Herder. Babette Huber. Leonh. Hug. Ittner (Kanzler des Malthoser-Ordens; über s. Leben s. Ittner, Jos. Alb. von: Schriften. Hrsg. von Heinr. Schreiber. Freiburg 1829. S. 121 ff.). F. H. Jacobi. Fritz Jacobi (Sohn von Johann Georg). Max Jacobi. Jean Paul. Kazner. C. F. Kielmeyer. Klopstock. Kölle. Friedr. Köppen. Kopf (Advokat. 5. Jan. 1804. Hs 431, c. VII). Kosegarten. Lehr. Franz Maßlieben. Matthisson. Meusebach. Thaddäus Müller (Prof. Luzern). Nehrlich. Neuffer. Neveu. P. Nick. Nicolovius. Pfeffel. N. Remmele. Julie Gräfin Reventlow. Friedr. Ritter. Rotteck (Schüler Jacobis. Seine Gedächtnisrede auf Jacobi in: Morgenblatt für gebildete Stände. 1814. Nr. 25. S. 97). Caroline Rudolphi. Salis-Sewis (8. Aug. 1802; 14. Juni 1803. Hs 431, c. VI; 12. Juni 1807 Goethe-Schiller-Archiv Weimar). Schlosser. Klamer Schmidt. Schnetzler (Magistratsrat Freiburg). Schreiber. Christian Graf Stolberg. Friedrich Leopold Graf Stolberg. Katharina Gräfin Stolberg. C. Vanderbourgh. v. Vay geb. Adelsheim. Voss. Jos. Wagner. Weissegger (Prof. Freiburg). F. C. Weisser (2. Apr. 1804; 15. Mai 1809. Hs 431, c. VI). Ignaz Frhr. von Wessenberg. Weyland (Geh. Sekretär Weimar. 27. Aug. 1794. Hs 431, c. VII). Wyss (17. Mai 1804. Hs 431, c. VII). Friedr. Frhr. von Zinck. — Hinter der Chiffre „R." verbirgt sich Brinckmann (Berlin. 16. Juli 1802. Hs 431, c. VI), hinter der Chiffre „Emilie" Frau von Berg (Brinckmann schickt ihre Beiträge in seinem Brief mit).

**Die mehr als drei Mal angeführten Literaturangaben sind im Text unter folgenden Abkürzungen genannt:**

Allg. Blumenlese = Allgemeine Blumenlese der Deutschen. Zürich 1782—88.

Briefe deutscher Gelehrten = Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geh. Rat Klotz. Hrsg. von J. J. A. von Hagen. Halle 1773.

Briefe an und von Merck = Briefe an und von Johann Heinrich Merck. Hrsg. von Karl Wagner. Darmstadt 1838.

Briefe von und an Bürger = Briefe von und an Gottfried August Bürger. Hrsg. von Adolf Strodtmann. Bln. 1874.

Brun = Brun, Friederika: Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland . . . Zürich 1806—16.

Friedländer = Friedländer, Max: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Stgt. u. Bln. 1902.

Gruber = Gruber, J. G.: C. M. Wielands Leben (Wieland: Sämtliche Werke. Bd. 50—53). Lpz. 1827—28.

Hassencamp = Hassencamp, R.: Beiträge zur Geschichte der Brüder Jacobi. A. Die Beziehungen des Dichters J. G. Jacobi zu Sophie von La Roche. Düsseldorf 1895 (Beiträge z. Gesch. d. Niederrheins. Bd. 9).

Horn = C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche. Hrsg. von Franz Horn. Bln. 1820.

Jacobi, F. H.: Auserles. Briefwechsel = Friedrich Heinrich Jacobis Auserlesener Briefwechsel. Hrsg. von Friedrich Roth. Lpz. 1825—27.

Knebel: Nachlaß = Knebel, Karl Ludwig von: Literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hrsg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Lpz. 1835—36.

Körte = Körte, Wilhelm: Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben. Halberstadt 1811.

Lessing: Sämtliche Schriften = Lessing: Sämtliche Schriften. Hrsg. von Lachmann-Muncker. 3. Aufl.

Lieder der Weisheit = Lieder der Weisheit und Tugend zur Bildung des Gesangs und des Herzens. Bln. 1786.

Manthey-Zorn = Manthey-Zorn, Otto: Johann Georg Jacobis Iris. Diss. Lpz. 1905.

Martin = Martin, Ernst: Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Straßburg 1874. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgesch. d. germ. Völker. 2.).

Martin-Scherer = Martin-Scherer: Über Johann Georg Jacobi. (Zeitschr. f. dt. Altertum u. dt. Literatur. Bd. 20. N. F. Bd. 8. 1876. S. 324 ff.).

Mittler = Briefe von Boie, Herder, Höpfner, Gleim, J. G. Jacobi und anderen a. d. J. 1769—75. Mitget. von Franz Ludwig Mittler (Weimar. Jahrb. f. dt. Sprache, Lit. u. Kunst. Bd. 3. H. 1).

Münch = Münch, Ernst: Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten 37 Jahren eines teutschen Gelehrten. Karlsruhe 1836—38.

Neudruck = H. W. von Gerstenbergs Rezensionen in der Hamburgischen Neuen Zeitung. Hrsg. von O. Fischer. Bln. 1904 (Dt. Lit.Denkm. d. 18. u. 19. Jh. Nr. 128. 3. Folge, Nr. 8).

Nicolovius = Nicolovius, Alfred: Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken. Bonn 1844.

Originaldichter = Deutschlands Originaldichter. Hambg. 1774—76.

Pawel = Pawel Jaro: Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim. (Zeitsch.. f. dt. Philologie. Bd. 27. 1895. S. 364 ff. 507 ff.).

Pröhle = Pröhle, Heinrich: Aus dem Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi. (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde. Jg. 18. 1881. S. 485 ff.).

Pröhle: Lessing. Wieland, Heinse = Pröhle. Heinrich: Lessing. Wieland, Heinse. Bln. 1877.

Ransohoff = Ransohoff, Georg: Über Johann Georg Jacobis Jugendwerke. Diss. Bln. 1892.

Scherer = Scherer, Wilhelm: Aufsätze über Goethe. Bln. 1886.

Schoell = Johann Georg Jacobis Briefe an Pfeffel. Mitget. von Theodor Schoell. (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. Bd. 11. 1896. S. 36 ff.).

Schüddekopf = Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. Hrsg. von Karl Schüddekopf. Tüb. 1899.

Von und an Herder = Von und an Herder. Ungedr. Briefe aus Herders Nachlaß. Hrsg. von Heinrich Düntzer und Ferd. Gottfr. von Herder. Lpz. 1861—62.

Voss: Briefe = Voss, Johann Heinrich: Briefe. Hrsg. von Abraham Voss. Halberstadt 1829—32.

Wieland: Ausw. denkw. Briefe = Wieland, C. M.: Auswahl denkwürdiger Briefe. Hrsg. von Ludwig Wieland. Wien 1815.

Wieland: Ausgew. Briefe = Wieland, C. M.: Ausgewählte Briefe an versch. Freunde. Zürich 1815—16.

# Lebenslauf.

Am 8. Januar 1908 bin ich als Tochter des Studienrats Dr. Willi Schober und seiner Ehefrau Marie, geb. Prause, in Lissa (jetzt Polen) geboren. Ich besuchte das dortige Privatlyzeum. Als im Januar 1920 Lissa an die Polen abgetreten wurde, siedelten meine Eltern nach Fraustadt über, wo ich in der Städtischen Höheren Mädchenschule Aufnahme fand. Ostern 1924 verließ ich die Anstalt mit dem Schlußzeugnis und machte an der Augustaschule in Breslau die Aufnahmeprüfung für die Frauenschule. Dann trat ich in die Obersekunda des Staatlichen Realgymnasiums in Fraustadt ein. Ostern 1927 bestand ich die Reifeprüfung. Nach zweijähriger Praktikantenausbildung in der Zentrale der Grenzmarkbüchereien und der Städtischen Volksbücherei in Schneidemühl und der Stadtbibliothek Breslau und nach einem halbjährigen Fachkursus in Berlin legte ich im Oktober 1929 die Diplomprüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an Volksbibliotheken ab. In der Folgezeit studierte ich an den Universitäten Breslau, Berlin und München Deutsche Literaturgeschichte, Germanistik, Kunstgeschichte und Volkskunde. Seit Dezember 1936 bin ich als Bibliothekarin an den Städtischen Volksbüchereien und Lesehallen Breslau angestellt.

Den verehrten Lehrern meiner Studienzeit spreche ich meinen herzlichen Dank aus, insbesondere den Herren Professoren Dr. Merker, Dr. Ranke und Dr. Frey.

# Deutschkundliche Arbeiten

**Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau**

## A. Allgemeine Reihe

**Band 1:** **Elisabeth Darge, Lebensbejahung in der deutschen Dichtung um 1900.** 273 Seiten, Preis kart. **7,50** RM.

„. . . E. D.'s Leistung bleibt kulturgeschichtlich unterhaltsam, geistesgeschichtlich als Beitrag zur Psychologie der Jahrhundertwende in manchem Bezuge aufschlußreich. Sie bleibt literaturgeschichtlich nützlich als Beitrag zur Ordnung eines wegen seiner Breite schwer übersehbaren Stoffes . . ."
W. Kohlschmidt-Göttingen, Anz. f. Dt. Altert. u. Dt. Lit., Bd. LIV, S. 193 ff.

**Band 2:** **Ernst Scheunemann, „Mai und Beaflor" und Hans von Bühels „Königstochter von Frankreich".** 110 S., Preis **4,50** RM.

**Band 3:** **E. Hese, Die Jagd Hadamars von Laber.** Beiträge zu ihrer Erklärung. 136 S., Preis **4,50** RM.

**Band 4:** **Friedrich Ranke, Volkssagenforschung, (Vorträge und Aufsätze.)** 118 Seiten, Preis **4,00** RM.
„Friedrich Ranke, der bahnbrechend und führend auf dem Gebiete der neueren Sagenforschung ist, . . . Rankes Grundgedanken über Art und Herkunft der Sage sind heute Allgemeingut der Forschung geworden."
F. Maurer im „Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil., Nr. 1/2, 1937.

**Band 5:** **Gisela Piaschewski, Der Wechselbalg, Ein Beitrag zum Aberglauben der nordeuropäischen Völker.**
200 Seiten, 4 Abbild., Preis **6,00** RM.
„Eine sehr gründliche, auf reichstes Material sich stützende Untersuchung . . ." Germ. rom. Mtsschr., Jhrg. XXIII/Nr. 7/8.

**Band 6:** **Wolfgang Jungandreas, Deutsche Mundarttexte aus dem späteren Mittelalter.** Für Seminarübungen zusammengestellt.
32 Seiten, Preis **1,50** RM.

**Band 7:** **Ulrich Lauterbach, Hermann Bang, Studien zum dänischen Impressionismus.** VIII, 218 Seiten, Preis **6,00** RM.

**Band 8:** **Ernst Scheunemann, Artushof und Abenteuer, Zeichnung höfischen Daseins in Hartmanns Erec.** VIII. 120 S., Pr. **5,00** RM.

**Band 9:** **Gotthard Fliegner, Geistliches und weltliches Rittertum im Rolandslied des Pfaffen Konrad.** 79 Seiten, Preis **3,00** RM.

**Band 10:** **Karl Langosch, Mittellatein als Deutschkunde.**
X, 150 Seiten, Preis **5,00** RM.

**Band 11:** **Ursula Schober, Johann Georg Jacobis dichterische Entwicklung.** 222 Seiten, Preis **6,00** RM.

**Band 12:** **Voigt-Reichart, Shakespeare und Hauptmann.** (Im Druck.)

**Band 13:** **Herta Gent, Die mittelhochdeutsche politische Lyrik.**
(Im Druck.)

Reihe A od. B lfd. zur Fortsetzung abonniert mit 5% Preisermäßigung
Reihe A u. B lfd. zur Fortsetzung abonniert mit 10% Preisermäßigung

**Marusche & Berendt Verlag, Breslau 1**

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler
unseren Verlagskatalog „Lebendige Wissenschaft"!

# Deutschkundliche Arbeiten

**Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau**

## B. Schlesische Reihe

**Band 1:** **Das älteste schlesische Walenbuch, herausgegeben und untersucht von E. Bochlich, W. Jungandreas, W.-E. Peuckert, mit 6 Bildern und 1 Karte.** (Im Druck.)

**Band 2:** **Willy Klawitter, Geschichte der Zensur in Schlesien.**
276 Seiten, Preis kart. **10,00** RM.

„. . . der erste Versuch einer Geschichte der Zensur von 1500 bis 1848. In sorgfältiger Kleinarbeit wurde das gesamte Material durchgearbeitet. . . . Neben dem reichen Ertrag für die Verwaltungs- und Geistesgeschichte Schlesiens bringt das Werk einen wertvollen Baustein für die Geschichte der Zensur in Deutschland."
Ztschr. d. Ver. f. Geschichte Schles., Bd. 69.

„. . . es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er den Formenwandel der Zensur an dem ständigen geschichtlichen und politischen Wandel aufzuzeigen verstand . . ."
Breslauer Ztg.

„Kl. hat mit viel Fleiß, viel Finderglück und mit jenem Blick, der Unergiebiges vom Ergiebigen unfehlbar scheidet, eine reiche Fülle sehr wissenswerter Einzelheiten neuaufgefunden oder doch neu aus dem besonderen Gesichtspunkt seines Problems zusammengereiht. Wir finden über die Betätigung der Zensur in Schlesien alles Kennzeichnende beisammen: die vorpreußische Zeit, die friederizianische, die der französischen Revolution, des Zusammenbruchs, des Vormärz — — und alles reichlich und mit klügster Auswahl belegt."
Prager Presse.

**Band 3:** **Wolfgang Jungandreas, Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter.** 2 Bde. etwa 600 S., Pr. etwa **25,00** RM.
(Im Druck.)

**Band 4:** **Günter Otto, Bäuerliche Ethik in der schlesischen Volkssage.**
80 Seiten, Preis **3,00** RM.

**Band 5:** **Felix A. Voigt, Antike und antikes Lebensgefühl im Werke Gerhart Hauptmanns.** 140 Seiten, Preis **5,00** RM.

„Eine große Freude ist es mir, ein soeben erschienenes Buch über G. Hauptmann anzeigen zu können, das zum Besten gehört, was über den Dichter überhaupt geschrieben worden ist . . . — So ist es gewiß nicht zuviel gesagt, wenn man die Arbeiten von Voigt als Marksteine der Hauptmann-Forschung bezeichnet . . ." Germ.-rom. Monatsschr. 1935, 1/2.

„Das Voigt'sche Buch ist ein ernstes und gründliches Stück Hauptmann-Philologie — aber es ist zugleich mehr: ein aus innerer Einfühlung und geistiger Erfassung geborener großzügiger Deutungsversuch." Die Literatur 1935, S. 368.

**Band 6:** **Johannes Halbsguth, Die Mundart des Kreises Jauer.**
(Im Druck.)

Reihe A od. B lfd. zur Fortsetzung abonniert mit **5%** Preisermäßigung
Reihe A u. B lfd. zur Fortsetzung abonniert mit **10%** Preisermäßigung

**Marufchke & Berendt Verlag, Breslau 1**

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler
unseren Verlagskatalog „Lebendige Wissenschaft"!